VICTOR DAVIS HANSON

NEW YORK TIMES – BESTSELLER AUTOR VON *THE DYING CITIZEN*

WIE ZIVILISATION VERGEHT

VERNICHTUNG DURCH TOTALEN KRIEG

WIE ZIVILISATION VERGEHT

VERNICHTUNG DURCH TOTALEN KRIEG

NEW YORK TIMES - BESTSELLER AUTOR VON THE DYING CITIZEN

VICTOR DAVIS HANSON

GUILDFORD
SCIENTIFIC PRESS
LONDON 2024

DOKUMENTENFORMAT:
DURCHSUCHBARE UND DRUCKBARE PDF.

**SIE KÖNNEN DIESES WERK MIT JEDEM TEILEN.
JEDER KOMMERZIELLE VERTRIEB
VON DIESEM WERK ODER TEILE DAVON IST JEDOCH VERBOTEN.**

Englischer Titel des Originals:
THE END OF EVERYTHING
How Wars Descend into Annihilation
Autor: Victor Davis Hanson, 2024.
Hachette Book Group
Englischsprachige Druckausgabe:
ISBN: 978-1-54167-352-6

Deutscher Titel der Übersetzung:
WIE ZIVILISATION VERGEHT
Vernichtung durch totalen Krieg
Übersetzer und Herausgeber: Lord Henfield, 2024.

Diese deutsche Version ist vollständig.
Umschlagdesign von Chin-Yee Lai
Umschlagdesign in Deutsch von Lord Henfield

ÜBERSETZER UND HERAUSGEBER
Lord Henfield

REDAKTION
Aurelia Koning

ERSTE AUFLAGE
Copyright des englischen Originals © 2024 by Victor Davis Hanson
Copyright der deutschen Übersetzung © 2024 by Lord Henfield
© 2024 by Guildford Scientific Press
Alle Rechte vorbehalten.
http//www.Internet Archive.org
email to: GSP.UK@protonmail.com

Der Originaltext von Victor Davis Hanson, wie auch deren Übersetzung von Lord Henfield, unterliegen dem Urheberrecht. Lord Henfields Übersetzung ist ein Bildungsprojekt und daher kostenlos im Internet verfügbar. Sie können diese Arbeit mit jedem teilen. Die kommerzielle Verbreitung dieses Werkes ist verboten.

MADE IN ENGLAND

FÜR ROGER UND SUSAN HERTOG

QUID DULCIUS QUAM HABERE QUICUM OMNIA
AUDEAS SIC LOQUI UT TECUM?

(Was ist schöner, als jemanden zu haben, mit dem man über jedes Thema wie mit sich selbst zu sprechen wagt?) – **Cicero, De Amicitia**

IN-HOUSE ADVERTISING

THE GRAND BIBLE

An Encyclopaedic Compilation Of The Original And Complete Contents Of Religious And Affiliated Texts From East And West In English

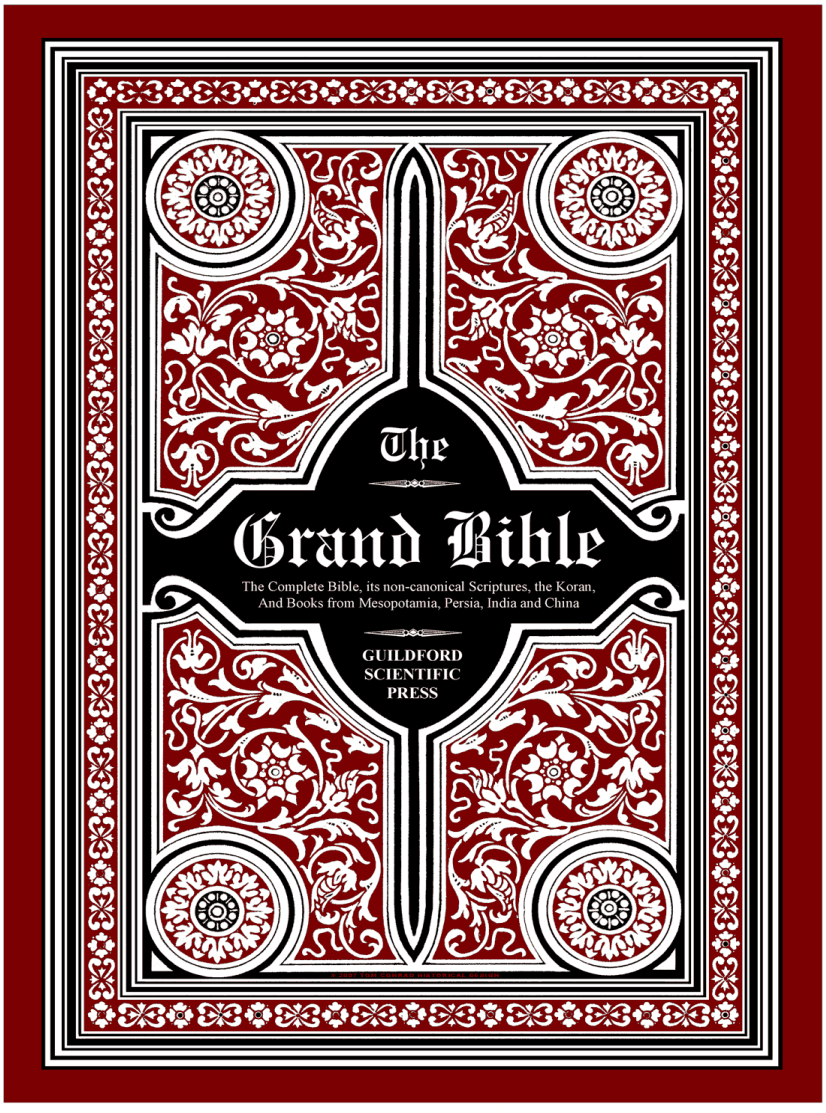
Most people think that holy texts are about spirituality, beliefs, or gods. Are you aware that most of them are texts of law and ideology? Do you know that most of those laws and ideologies are still in place, in one form or another? All modern laws have their origin here. There is a very good reason to publish the Grand Bible in only one volume. Many texts are available online but it is hard to find all of them. The Grand Bible is one of the most unique books in history. It is a compilation of the most important canonical and non-canonical documents of Hinduism, Zoroastrianism, Judaism, Jainism, Buddhism, Daoism, Confucianism, Stoicism, Christianity, Islam, Yazidi Faith, Sikhism, Baha'i Faith, Mormon Faith. The Grand Bible contains also texts from ancient Mesopotamia, Egypt, and China; discoveries from Qumran and Nag Hammadi, and many other documents that explain the past. A simple invention—known as PDF—made it possible that you can examine almost any holy text of significance for the very first time, even those texts you probably have never heard of before. It has taken us more than eight years to find all these texts, as some documents and authors have several different names. The Grand Bible has become an encyclopaedic compilation that gives you quick access to hundreds of texts just by looking into its massive Table of Contents or by using the search field of your pdf-reader. — Lord Henfield, Chief Editor, 2024.

The Grand Bible contains:
12 engraved frontispieces,
circa 1,000 documents with
more than 21,858,000 words
and 121,350,000 characters
in circa 338,000 paragraphs
and over 2.253,000 lines on
8,120 pages. Size c.240 MB.

Each single document is introduced by:
Name and alternative names,
Source and Author if known,
Version of the translation,
Estimated Range of dating.
A concise introduction on history, discovery, author, or other facts.

Right after the Grand Bible's detailed 10-page Table of Contents, you will find 60 Illustration Plates with:
4 photos of excavation sites,
38 Photos of the original texts,
2 language charts,
4 script identification charts,
36 historic portraits,
160 coins with description,
2 family trees, 4 maps.

Towards the conclusion of the Grand Bible, there are 4 large Appendices:
Appendix A: 26 maps, 2 family trees, 1 timeline
Appendix B: 34 images
Appendix C: 30 translations
Appendix D: 34 Bibliographies
This collection of documents is updated regularly.
Latest Update: 6th edition, 2024-08-08



GUILDFORD
SCIENTIFIC PRESS

INTERNET ARCHIVE

INHALT

Titel Seite
Titelseite 3
Copyrightseite 4
Widmung 5
Inhalt 9
Liste der Karten 10
Der Autor 13

Vorwort
Danksagungen von Victor Davis Hanson 15

Einführung.
Wie Zivilisationen vergehen 17

Kapitel 1.
Hoffnung, ein gefährlicher Tröster:
Die Auslöschung des klassischen Theben (Dezember 335 v. Chr.) ... 29

Kapitel 2.
Der Lohn der Rache:
Die Zerstörung Karthagos und der punischen Zivilisation in Afrika
(149–146 v. Chr.) 85

Kapitel 3.
Tödliche Wahnvorstellungen:
Der Fall Konstantinopels und das Ende der Oströmer*
(Frühjahr 1453) 163

Kapitel 4.
Arroganz der Macht:
Die totale Vernichtung des Aztekenreichs (Sommer 1521) 241

Epilog.
Wie das Unvorstellbare zum Unvermeidlichen wird 315

Andere Werke von Victor Davis Hanson 349
Notes (Anmerkungen den Kapiteln entsprechend) 350
Zitierte Werke 369
Der Übersetzer und Herausgeber 381
Anzeigen in eigener Sache 382
Buchumschlag (Rückseite) 386

[* In diesem Buch benutzen wir die Wörter „oströmisch", bzw. „Oströmer", etc, weil in den antiken Originaltexten niemals die modernen Bezeichnungen „byzantinisch" oder „Byzantiner“ erscheinen. Letztere Begriffe wurden im 16. Jahrhundert von dem deutschen Historiker Hieronymus Wolf erfunden aus Scham über die Teilung der römischen Kirche in West (katholisch) und Ost (orthodox) sowie der folgenden Eroberung Konstantinopels durch den Islam. Die betreffenden Menschen identifizierten sich selber immer als Römer; und all jene die mit ihnen umgingen identifizierten sie auch als solche. Siehe: Koran, Chapter 30, Ar-Rum (die Römer), in The Grand Bible. Seite 4414.].

Karten:

1. Theben 30
2. Griechenland und Makedonien im 4. Jahrhundert v. Chr. 31

3. Karthago 86
4. Das Römische und das Karthagische Reich im 2. Jahrhundert v. Chr. 87

5. Konstantinopel 169
6. Das Oströmische* Reich und das Osmanische Reich im 15. Jahrhundert 170

7. Tenochtitlán 247
8. Das Aztekenreich im 16. Jahrhundert 248

DER AUTOR

Victor Davis Hanson (geboren in 1953) ist ein amerikanischer Altphilologe (Wissenschaftler für griechische und römische / lateinische Sprachen) und Militärhistoriker. Hanson gehört zu jenen Historikern, wie auch Dr David Starkey und Sir Niall Ferguson, denen die engen Zusammenhänge von Geschichte, Sprache, Religion, Ideologie, Recht und Kultur im Detail bewußt sind und dies auch wiederholt klar aussprechen. Mit der Muttersprache lernen wir von Eltern und Familie die Inhalte von ihrer Religion (oder Lebensphilosophie) und dass deren Ideologie, unser Benehmen, unser Recht, unsere Schule und unsere Tradition bestimmen. Der von der Politik gestaltete Lehrinhalt an Schule und Universität, sowie der Lehrer daselbst, ist auch maßgeblich für unser tägliches Verhalten gegenüber andersgläubigen Menschen mitverantwortlich. Dieses Grundwissen befähigt uns den Kontext einer geschichtlichen Begebenheit, sowie auch die Denkweise einer Person, in einem vergangenen oder aktuellen Lebenslauf zu beurteilen.

Hanson wuchs in Selma, im kalifornischen Central Valley, auf und hat dort den Großteil seines Lebens auf der Farm gearbeitet, die seit den 1870er Jahren im Besitz seiner Familie ist. Er hat schwedische und walisische Vorfahren, und der Cousin seines Vaters, nach dem er benannt wurde, wurde in der Schlacht um Okinawa getötet. Hanson wurde früh bewußt wie sehr Geschichte großen Einfluss auf jedem ausübt. Hanson erhielt 1975 einen B.A. in altgriechische und altrömische Studien mit Auszeichnung von der University of California, Santa Cruz, und 1980 seinen PhD in Klassik von der Stanford University.

1985 wurde er an die California State University, Fresno, berufen, um ein Programm für klassische Studien zu starten. 1991 erhielt Hanson den Excellence in Teaching Award der American Philological Association. Er wurde 2006 zum herausragenden Alumnus des Jahres der University of California, Santa Cruz, ernannt. Er war Gastprofessor für klassische Altertumswissenschaften an der Stanford University in Kalifornien (1991–1992) und Fellow des National Endowment for the Humanities

am Center for Advanced Studies in the Behavioral Sciences in Stanford, Kalifornien (1992–1993), erhielt ein Alexander Onassis-Reise-Stipendium nach Griechenland (1999) und war Nimitz Fellow an der University of California, Berkeley (2006), und hatte den Shifrin-Lehrstuhl für Militärgeschichte an der U.S. Naval Academy in Annapolis, Maryland (2002–2003) inne.

Er war Kommentator zu moderner und antiker Kriegsführung und zeitgenössischer Politik für die New York Times, das Wall Street Journal, die National Review, die Washington Times und andere Medien.

Hanson war Professor für klassische Philologie an der California State University, Fresno, Martin and Illie Anderson Senior Fellow für klassische Philologie und Militärgeschichte an der Hoover Institution und Gastprofessor am Hillsdale College. Hanson wurde 2007 von Präsident George W. Bush mit der National Humanities Medal ausgezeichnet und war 2007–2008 vom Präsidenten ernanntes Mitglied der American Battle Monuments Commission.

2004 ging er in den Vorruhestand, um sich auf seine politischen Schriften und populäre Geschichte zu konzentrieren. Hanson wurde zum Senior Fellow an der Hoover Institution ernannt. Er war häufig Gastprofessor des William Simon-Programms an der School of Public Policy der Pepperdine University in Kalifornien (2009–2015) und erhielt 2015 von der Graduiertenschule der Pepperdine University die Ehrendoktorwürde der Rechtswissenschaften. 2015 wurde er Vorstandsmitglied der Bradley Foundation und war über ein Jahrzehnt im Vorstand der HF Guggenheim Foundation tätig.

Seit 2004 schreibt Hanson eine wöchentliche Kolumne, die von der Tribune Content Agency syndiziert wird, sowie seit 2001 eine wöchentliche Kolumne für National Review Online. Er wurde von Präsident George W. Bush mit der National Humanities Medal (2007) ausgezeichnet, sowie mit dem Eric Breindel Prize für Meinungs-journalismus (2002) und dem Bradley Prize der Lynde and Harry Bradley Foundation im Jahr 2008.

Lord Henfield, Dezember 2024

VORWORT

Ich danke meiner Lektorin bei Basic Books, Lara Heimert, für ihre Ermutigung und Unterstützung während der Veröffentlichung von vier Büchern unter ihrer Leitung. Roger Labrie war wieder einmal eine große Hilfe bei der sorgfältigen Bearbeitung des Manuskripts. Glen Hartley und Lynn Chu, seit über dreißig Jahren meine Agenten, boten ihre gewohnte Unterstützung, Expertise und Ermutigung an. David Berkey, Megan Ring, Morgan Hunter, Christian Martin und Andre Brilliant von der Hoover Institution waren maßgeblich an der Korrektur und Bearbeitung des Manuskripts beteiligt, stellten mir Forschungsmaterial und Ratschläge zur Verfügung und bereiteten die Illustrationen und Karten vor. Ich danke meiner Frau Jennifer für ihre ständige Hilfe, die mir die Zeit und die Umgebung zum Schreiben des Buches verschaffte, sowie für die Ermutigung meiner Tochter Pauline Hanson Steinback und meines Sohnes William Hanson.

Sofern nicht anders angegeben, habe ich alle klassischen griechischen und lateinischen Texte aus Primärquellen selbst übersetzt. Alle Daten in den Kapiteln 1 und 2 sind v. Chr. und in den Kapiteln 3 und 4 n. Chr.

In den letzten einundzwanzig Jahren hatte ich das Glück, an der Hoover Institution der Stanford University zu residieren und die aktuelle und kontinuierliche Unterstützung ihrer Direktorin Condoleezza Rice und unseres ehemaligen Direktors, des verstorbenen John Raisian, zu genießen, der mich erstmals nach Hoover einlud. Mein Hoover-Kollege Bruce Thornton las das gesamte Manuskript und machte wertvolle Vorschläge zu Inhalt und Organisation. Ich danke Bill Nelson für die Erstellung der Karten.

Ich bin den Hoover-Kollegen Martin Anderson, Lew Davies, Jim Jameson, Robert, Rebekah und Jennifer Mercer, Roger und Martha Mertz, Jeremiah Milbank und Victor Trione besonderen Dank schuldig für ihre direkte Hilfe.

Victor Davis Hanson
Martin and Illie Anderson Senior Fellow, Classics / Military History
Hoover Institution, Stanford University
Selma, Kalifornien, 31. August 2023

EINFÜHRUNG

Wie Zivilisationen Vergehen

> Und auf dem Sockel erscheinen diese Worte: „Mein Name ist Ozymandias, König der Könige: Schaut euch meine Werke an, ihr Mächtigen, und verzweifelt!“ Nichts bleibt übrig. Um den Verfall dieses kolossalen Wracks, grenzenlos und kahl, erstrecken sich die einsamen und ebenen Sandbänke weit weg. **– Percy Bysshe Shelley, „Ozymandias“**

Es gibt viele Möglichkeiten, wie Staaten und ihre Völker aus der Geschichte verschwinden können, und alle möglichen Ursachen erklären ihr Verschwinden. Sowohl die Natur – Erdbeben, Tsunamis, Vulkanausbrüche, Seuchen und Klimawandel – als auch der Mensch vernichten manchmal gefährdete Bevölkerungsgruppen. Tatsächlich wurden oft ganze Kulturen ausgelöscht, manchmal schnell, manchmal über Jahrzehnte hinweg. Dieses Buch konzentriert sich jedoch auf die seltenere, abrupte Zerstörung einer Zivilisation, eines Staates oder einer Kultur durch Krieg und verwendet als Fallstudien das griechische Theben, das punische Karthago, das oströmische Konstantinopel und die Azteken von Tenochtitlán. Seine Schlussfolgerungen warnen davor, dass die moderne Welt, einschließlich Amerika, kaum davor gefeit ist, diese Tragödien der Vergangenheit zu wiederholen.

Das Ende von Zivilisation durch Krieg folgte normalerweise einer letzten Belagerung oder Invasion. Der Gnadenstoß zielte vorhersehbar auf die Hauptstadt oder das kulturelle, politische, religiöse oder soziale Zentrum eines Staates. Und der letzte Schlag führte zur Auslöschung der Lebensweise eines ganzen Volkes – und oft auch eines Großteils der Bevölkerung selbst. Seltsamerweise konnte der Übergang von der

Normalität zum Ende der Tage ziemlich schnell erfolgen. Ein Rendezvous mit der Endgültigkeit war oft völlig unerwartet. Doch eine zu späte absolute Niederlage offenbarte lange unbeachtete Schwachstellen, da sich wirtschaftliche, politische und soziale Risse nur unter dem Druck des Krieges vergrößerten. Schwindende Imperien wollten die Tatsache, dass ihre einst weitläufigen Herrschaftsgebiete auf das reduziert worden waren, was die Verteidiger von ihren Mauern aus sehen konnten, selten akzeptieren, geschweige denn angehen.

Naivität, Anmaßung, fehlerhafte Einschätzungen relativer Stärken und Schwächen, der Verlust der Abschreckung, neue Militärtechnologien und -taktiken, totalitäre Ideologien und ein Rückzug in die Fantasie können allesamt erklären, warum diese normalerweise seltenen Katastrophen dennoch immer wieder auftreten – von der Zerstörung des Inkareichs über das Ende der Cherokee-Nation bis hin zum Völkermord an einem bevölkerungsreichen, lebendigen und Jiddisch [Mittelhochdeutsch] sprechenden jüdischen Volk in Mittel- und Osteuropa vor dem Krieg. Das fortschreitende Verschwinden früherer Kulturen im Laufe der Zeit und an verschiedenen Orten sollte uns eine Warnung sein, dass selbst vertraute Staaten des 21. Jahrhunderts genauso fragil werden können wie ihre antiken Gegenstücke, da die Kunst der Zerstörung mit Verbesserungen in der Verteidigung einhergeht. Die Leichtgläubigkeit und tatsächliche Unwissenheit heutiger Regierungen und Führer über die Absichten, den Hass, die Rücksichtslosigkeit und die Fähigkeiten ihrer Feinde sind nicht überraschend. Der Rückzug in bequeme Lässigkeit und Leichtgläubigkeit - oft eine Folge von Wohlstand und Muße - ist angesichts der unveränderlichen menschlichen Natur vorhersehbar, ungeachtet der Ansprüche eines postmodernen, technologisch hochentwickelten globalen Dorfes.

Selbst in unserem Zeitalter transnationalen Reichtums, einer vernetzten Weltwirtschaft, Davos, der Vereinten Nationen, Tausender Nichtregierungsorganisationen, einer regelbasierten internationalen Ordnung und der nuklearen Abschreckung der Großmächte sind die Schicksale von Theben, Karthago, Konstantinopel und Tenochtitlán keine bloßen Erinnerungen aus einer fernen, dunklen Vergangenheit die daher in der Gegenwart irrelevant sein würden. Natürlich versklavt kein

moderner Staat die gesamte überlebende Bevölkerung der Besiegten – eine der wirksamsten Methoden der Vergangenheit, eine Zivilisation auszulöschen – wie Alexander der Große Theben oder Scipio Aemilianus Karthago. Und die Vereinigten Staaten sind immerhin durch zwei Ozeane geschützt, verfügen über eine gewaltige nukleare Abschreckung von fast 6500 Sprengköpfen und die stärkste Wirtschaft und Militärmacht der Geschichte. Wie könnten sie dann von irgendeinem Feind auf der Weltbühne ins Nichts reduziert werden?

Leider bleibt die menschliche Natur umso mehr dieselbe, je mehr sich die Dinge technologisch ändern – ein Gesetz, das sogar für die Vereinigten Staaten gilt, die oft glauben, sie seien von den Unglücken anderer Nationen in Vergangenheit und Gegenwart verschont geblieben. Dieses Buch macht jedoch deutlich, dass es keine Gewissheit gibt, dass mit der Beschleunigung des wissenschaftlichen Fortschritts und der Zunahme der Freizeit sowie der Verkleinerung der Welt auf unseren Computer- und Fernsehbildschirmen ein entsprechender Fortschritt in Weisheit oder Moral einhergeht, ganz zu schweigen von einer radikalen Verbesserung der angeborenen menschlichen Natur.

Der Belagerer von Tenochtitlán, Hernán Cortés, handelte nach denselben Prinzipien wie Alexander der Große etwa 1.788 Jahre zuvor, indem er davon ausging, dass fast alle Azteken, die er stürmte, als Leibeigene, Sklaven – oder tot – enden würden. Auch wenn die Welt heute Sklaverei, Kannibalismus und Menschenopfer größtenteils nicht toleriert, sind die Werkzeuge des Völkermords – nukleare, chemische und biologische – dennoch viel weiter fortgeschritten als je zuvor. Und sie stehen uns zur Verfügung. Die Jahre 1939 bis 1945, in denen siebzig Millionen Menschen umkamen – nur zwei Jahrzehnte, nachdem im „Krieg, der alle Kriege beenden sollte“ von 1914 bis 1918 zwanzig Millionen Menschen umgekommen waren – haben uns wieder einmal gelehrt, dass mit materiellem und technischem Fortschritt oft auch moralischer Rückschritt einhergeht. Diese Lektion geht zurück auf die Warnungen des griechischen Dichters Hesiod aus dem siebten Jahrhundert v. Chr.

Das 21. Jahrhundert hat bereits blutige Kriege an so unterschiedlichen Orten wie Afghanistan, Tschetschenien, der Krim, Darfur, Äthiopien, dem Irak, dem Libanon, Libyen, Niger, Nigeria, Ossetien, Pakistan, dem Sudan, Syrien, dem Westjordanland und dem Jemen erlebt – und das alles im Anschluss an die Völkermorde zur Jahrtausendwende in Kambodscha und Ruanda. Doch diese grausamen Konflikte sind nicht einmal die wahrscheinlichsten aktuellen Krisenherde, die Großmächte mit Massenvernichtungswaffen – allen voran die Vereinigten Staaten – in die Auseinandersetzung hineinziehen könnten. Allein in den letzten Jahren hat Russland mit dem Einsatz von Atomwaffen gegen die Ukraine gedroht, China gegen Taiwan, der Iran gegen Israel, Pakistan gegen Indien und Nordkorea gegen Südkorea, Japan und die Vereinigten Staaten. Die Türkei hat davon gesprochen, Raketen nach Athen und Israel zu schicken oder das armenische „Problem“ auf die Art ihrer Vorgänger zu lösen [indem Türkische Muslims die Christlichen Armenier gegen Ende des 1. Weltkrieges in die Syrische Wüste trieben wo deshalb etwa 1 Million Armenier den Tod fanden]. Dies sind nur die Bedrohungen durch Bomben und Raketen, während wir uns auf das Zeitalter der Gain-of-Function-Erreger und der durch künstliche Intelligenz gesteuerten Munition zubewegen.

Beachten Sie, dass die vier von Menschen verursachten antiken Armageddons, die wir besprechen, sich von den mysteriösen Verschwinden oder den monumentalen, abrupten Systemzusammenbrüchen „verlorener Zivilisationen“ wie den Mykenern (ca. 1200 v. Chr.) oder Mayas (ca. 900 n. Chr.) unterscheiden. Sie sind eindeutig nicht dasselbe wie kleinere Aussterben wie das mysteriöse Ende der Aussterben auf den Osterinseln, Pitcairninseln oder Roanoke-Inseln.[1]

Das Buch konzentriert sich auch nicht auf den allmählichen, inneren Verfall, der eine Nation oder ein Reich unaufhörlich verkümmern lässt, wie etwa die Auflösung und teilweise Übernahme des kaiserlichen Roms im fünften Jahrhundert n. Chr. durch die sprichwörtlichen Barbaren und seine langsame Metamorphose in das Europa des sogenannten Finsteren Mittelalters. Diese Kapitel sind keine Studien über das politische Verschwinden von Staatsregierungen oder die sich ändernden Namen von Völkern, wie etwa das formelle Ende der Nomenklatur und der

politischen Existenz von Preußen und den Preußen oder Jugoslawien und den Jugoslawen. Selbst die tatsächliche Zerstörung eines feindlichen Staates – mit Grenzen, einer Regierung und einer einzigartigen Geschichte und Kultur – ist nicht immer gleichbedeutend mit dem Völkermord an einem ganzen Volk, obwohl eine siegreiche Belagerung manchmal sicherlich zu Massensterben führen kann, die durch rassischen, ethnischen oder religiösen Hass verursacht werden.

Doch wenn Staaten und Kulturen von Kriegsfeinden völlig ausgelöscht werden können, wann genau gilt dann ein Volk als besiegt oder untergegangen? Wenn seine Nation formal erobert, besetzt und seine Bürger dauerhaft unterjocht werden? Oder, wie dieses Buch argumentiert, wenn die Regierung eines Staates verschwindet, seine Infrastruktur dem Erdboden gleichgemacht, die meisten seiner Bürger getötet, versklavt oder zerstreut, seine Kultur fragmentiert und bald vergessen und sein Raum aufgegeben oder einem anderen und völlig anderen Volk überlassen wird.

Natürlich endet nichts jemals ganz, zumindest nicht vollständig. Politische Institutionen implodieren. Kultur schwindet. Sprache bleibt bestehen. Und Menschen zerstreuen sich. Trotzdem können einige Überlebende eine Zeit lang von den Erinnerungen des vergangenen Ruhms leben. Wie wir also sehen werden, kann es Abstufungen der „Auslöschung“ geben. Wir müssen sorgfältig prüfen, ob Theben oder Karthago wirklich wie berichtet zerstört wurden – und tatsächlich, was in unseren Quellen mit Begriffen wie „zerstört“, „dem Erdboden gleichgemacht“ genau gemeint ist.

Vom Fall Trojas bis zur Atomisierung großer Teile Hiroshimas ist die Zerstörung von Städten und gelegentlich ihrer gesamten Zivilisationen, wie erwähnt, ungewöhnlich, also noch keine große Angelegenheit unserer grausamen Vergangenheit. Eine kleine Anzahl dieser Katastrophen hallt noch durch die Jahrhunderte nach. Manchmal veränderten diese Auslöschungen das Leben ganz anderer Völker, weit über die Toten und Versklavten hinaus. Millionen Menschen weit weg vom Ground Zero begriffen fast sofort, dass die Wellen der Zerstörung letztlich auch ihr Leben verändern würden. Nachfolgende Generationen erkannten im Rückblick, dass diese Vernichtungen das abrupte Ende

eines Zeitalters und den Übergang zu etwas ganz Anderem markiert hatten. Ob die Bedeutung eines verlorenen politischen Systems, einer verschwundenen Kultur oder eines ausgelöschten Volkes in Echtzeit oder erst später offensichtlich wurde, es bleiben dennoch gewisse Ähnlichkeiten – und damit Lehren – in diesen historischen Kriegsvernichtungen ganzer Gesellschaften.2

Die Größe und der Wohlstand der betroffenen Bevölkerung machten einen Unterschied. Die antike Welt bedauerte die Auslöschung der winzigen Insel Melos und ihrer Kultur durch die Athener im Jahr 415 v. Chr. Aber die klassischen Griechen setzten eine Welt ohne die Melier nicht mit dem Verlust des Hellenismus gleich, zumindest nicht in der Art der späteren Zerstörung eines viel größeren und einflussreicheren Theben oder Korinths. Die Sprache, Literatur, Kunst und Wissenschaft der Verschwundenen und ihre Fähigkeit, ihre eigenen Grenzen zu überschreiten, spielten ebenfalls eine Rolle. Die Welt Kleinasiens und des Mittelmeerraums veränderte sich nach dem Ende des oströmischen Konstantinopels weitaus stärker als nach der Vernichtung der barbarischen Vandalen in Nordafrika, Sizilien und Italien.

Die hier untersuchten Fallstudien – die Einebnung Thebens durch Alexander den Großen, die Zerstörung Karthagos durch Scipio Aemilianus, die Eroberung und Umgestaltung Konstantinopels durch Sultan Mehmet II. und die Vernichtung Tenochtitláns durch Hernán Cortés – markierten allesamt das Ende von Kulturen und Zivilisationen. Sie wurden von Zeitgenossen und späteren Generationen gleichermaßen so gesehen. Alexander beendete das klassische Griechenland mit Hunderten unabhängiger Stadtstaaten mit der Auslöschung Thebens und seiner Bewohner. Die Implosion des unabhängigen Stadtstaates leitete eine ganz andere nachfolgende hellenistische Ära imperialer Königreiche und Werte ein.

Mit der Zerstörung Karthagos und der punischen [phönizisch-semitischen] Zivilisation in Afrika verschwand das letzte große Hindernis für ein römisches westliches Mittelmeer. Seine Auslöschung brachte Nordafrika in den Westen und beschleunigte Roms Umwandlung von einer Republik in eine imperiale Macht. Der Fall Konstantinopels bestätigte den Niedergang der Mittelmeerwelt als

Knotenpunkt des europäischen Handels. Der Verlust der Stadt beendete die formelle europäische Präsenz in Asien, während er in der entgegengesetzten Richtung dazu beitrug, eine neue atlantische Welt einzuläuten, die von Portugal, Spanien, Frankreich und später Holland und England dominiert wurde. Cortés' Vernichtung des Aztekenreichs und seiner Hauptstadt Tenochtitlán normalisierte die Zerschlagung unabhängiger einheimischer Staaten in Amerika und brachte dort eine neue spanischsprachige Zivilisation hervor, die weder ganz einheimisch noch spanisch war.

Oft wird eine große Stadt – normalerweise eine Hauptstadt, die durch ihre frühere politische Zentralität und ihren Einfluss oder ihre Größe und ihren Reichtum definiert wird – zu einer Synekdoche, einer Abkürzung für spätere Generationen für den Zusammenbruch ihrer gesamten Zivilisation. Natürlich waren sich die beteiligten Akteure nicht immer der transformierenden Rolle bewusst, die sie spielten. Es ist zweifelhaft, dass Alexander die Zerstörung Thebens jemals als etwas anderes betrachtete als die Auslöschung eines rebellischen Ärgernisses, eines Hinderniss für seine seit langem geplante Invasion und Plünderung des Persischen Reiches.

Auch Scipio Aemilianus war trotz aller angeblichen späteren Reue und seiner philosophischen Ansprüche wahrscheinlich mehr darum besorgt, seine eigene politische Karriere nicht zu schädigen, indem er es versäumte, Karthago zu zerstören, nachdem seine beiden unmittelbaren und unfähigen Vorgänger gescheitert waren. Mehmet II. schien eine gewisse Vorstellung von der historischen und kulturellen Bedeutung des Falls von Konstantinopel zu haben, als er verkündete, dass er nun der einzige und rechtmäßige Erbe des Römischen Reiches sei. Aber nicht einmal der Sultan sah voraus, dass seine eigenen Entscheidungen Westeuropa dazu anspornen würden, die Welt über den Seeweg zu erobern, um der zunehmenden Kontrolle und Störung des Ost-West-Mittelmeerhandels durch das osmanische Konstantinopel zu entgehen. Cortés sah seine Eroberungen im Hinblick auf seine Karriere und finanzielle Interessen, aber auch auf die Vergrößerung der Macht und des Rufs seiner Kirche, seines Königs und seiner selbst.

———

Kapitel 1 befasst sich mit dem Schicksal der Stadt Theben, die sowohl in der Geschichte als auch in der Mythologie berühmt ist. 335 v. Chr. revoltierten die Thebaner nicht nur gegen die makedonische Besetzung Griechenlands, sondern forderten Alexander den Großen auch heraus, die sagenumwobene Stadt einzunehmen.

Er tat genau das nach einer kurzen, aber erbitterten eintägigen Schlacht. Dann rief er ganz unerwartet andere eroberte griechische Stadtstaaten dazu auf, seinen Beschluss zu ratifizieren, die Stadt dem Erdboden gleichzumachen, die meisten erwachsenen Männer zu töten, die überlebenden Gefangenen in die Sklaverei zu verkaufen und den Nachbarn zu erlauben, thebanisches Territorium zu übernehmen. Damit zerstörte Alexander endgültig die antike Zitadelle von Kadmos, dem mythischen Gründer der heiligen Stadt.

Nicht nur Theben selbst wurde zerstört. Die Vernichtung der Thebaner markierte das symbolträchtige Finale der gesamten Ära unabhängiger Stadtstaaten, die die rebellischen Thebaner zu retten versucht hatten. Nach der Zerstörung Thebens folgte auf griechischem Boden ein Reich oder Königreich dem anderen – zuerst Alexander und seine hellenistischen Diadochen („Nachfolger“), dann Rom und Ost-Rom, dann die islamischen Osmanen und schließlich die unabhängige griechische Monarchie. Doch die kreative Polis-Zivilisation des goldenen Zeitalters, nicht nur Thebens, sondern auch Athens und des restlichen Griechenlands, verschwand nach Alexander.

Kapitel 2 untersucht die tödliche Rivalität zwischen Rom und Karthago, die 146 v. Chr. ihren Höhepunkt erreichte, etwa 189 Jahre nach dem Ende Thebens, als auch die Karthager als Volk verschwanden und damit das Ende des Dritten Punischen Krieges markierten. Die punische Zivilisation selbst verschwand mit ihrer Hauptstadt. Wie die Thebaner gingen sie durch Belagerung zugrunde, nachdem ihre einst weit entfernten Grenzen auf die Vororte der Stadt zusammengefallen waren. Die einst im gesamten Mittelmeerraum verbreitete karthagische Sprache, Literatur und das karthagische Volk verschwanden in den darauffolgenden griechisch-römischen Jahrhunderten zu nur noch entfernten Erinnerungen.

Karthago hatte in seinen drei Punischen Kriegen zu lange gegen Rom gekämpft und war zu verwundbar geworden. Seine Existenz wurde weniger als existentielle Gefahr, sondern vielmehr als ständiges Ärgernis für Rom wahrgenommen. Sein Schicksal war für andere weitgehend irrelevant. Und Rom suchte nach einer Möglichkeit, einen wirtschaftlichen Rivalen auszuschalten und sich dessen Reichtum anzueignen. Der Fall Karthagos und die fast zeitgleiche Zerstörung Korinths und die Schaffung römischer Provinzen in Griechenland wurden von Historikern traditionell sowohl als symbolisches Ende der hellenistischen Königreiche als auch als Beginn der römischen Mittelmeerwelt angesehen.

Kapitel 3 hat, mit der Zerstörung des oströmischen Konstantinopels am 29. Mai 1453, dem „Schwarzen Dienstag“, das berüchtigtste Kriegsaussterben zum Thema. Während die griechische Sprache und die orthodoxe christliche Religion nach dem Fall des Oströmischen Reiches verstreut in Südeuropa und in den entlegensten Gebieten Asiens überlebten, verschwand die jahrtausendelange Realität eines östlichen, griechischsprachigen Römischen Reichs und des dazugehörigen Kults in Kleinasien – trotz Russlands späterer Behauptungen, ein drittes christliches Rom wiederherzustellen. Konstantinopel hatte die brutale Plünderung durch westliche Ritter während des Vierten Kreuzzugs im Jahr 1204 überlebt und sich mehr oder weniger davon erholt. Es konnte sich aber nicht von der weitaus ehrgeizigeren Agenda Sultan Mehmets II. erholen, der der römischen Zivilisation ein Ende setzen und seine berühmte Hauptstadt aneignen und umgestalten sollte.

Die Osmanen hegten einen Hass auf das Christentum [der angefeuert wurde durch die faschistische Ideologie der Scharia und deren anti-Non-Muslim Gesetze im Koran, der Sira und der Hadith, siehe The Grand Bible, S. 4353ff]. Sie hatten zu Recht angenommen, dass Konstantinopel alt und schwach und von der westlichen Christenheit größtenteils schon lange verlassen war. Nach dem Ende wurde die Hagia Sophia, die größte christliche Kathedrale im Westen für siebenhundert Jahre, zur größten Moschee der islamischen Welt. Es sollte nie wieder Römer geben, die griechische Stadt Konstantinopel, oder auch nur die Idee einer zusammenhängenden christlichen, griechisch sprechenden hellenischen

Kultur in Asien. Die griechische Hülle der geplünderten Stadt blieb aufgrund ihrer strategisch unschätzbar wertvollen Lage am Bosporus bestehen. Aber jetzt sollte sie als neue dynamische Hauptstadt Konstantiniyye des aufstrebenden Osmanischen Reiches absorbiert und in der Neuzeit in Istanbul umbenannt werden.

Aus globaler Sicht markierte der Fall Konstantinopels das Ende der östlichen Mittelmeerwelt, den Übergang hellenischer Macht und Einflusses in das Europa der Renaissance und bald darauf den Beginn der atlantischen Ära [siehe Aleksandr Dugin: Foundations of Geopolitics, 1997]. 1444 AD, fast ein Jahrzehnt vor dem Fall der Stadt, hatten portugiesische Entdecker, die versuchten, einen Seeweg zu finden, um die osmanische Kontrolle über das Mittelmeer und die Landwege nach Asien zu umgehen, bereits den westlichsten Punkt Afrikas erreicht. Weit südlich der Sahara begannen sie, die muslimische Kontrolle über den Handel mit der afrikanischen Goldküste zu umgehen. Bis 1488 hatten sie das Kap der Guten Hoffnung erreicht, wodurch die Europäer bald direkten Zugang zum Handel mit Asien hatten. 1492, gerade einmal 39 Jahre nach dem Fall Konstantinopels, entdeckten die Europäer die Neue Welt.

Wie „Vandale“ hat „byzantinisch“ als lebendiges Konzept bis heute nur noch als Phrase überlebt. Das Wort wird ungenau und unfair verwendet, um die angebliche Ineffizienz und Intrige versteinerter, aufgeblähter Bürokratien auszudrücken. Ansonsten sind die „Byzantiner“ aus dem kollektiven griechischen Gedächtnis verschwunden. Die Idee eines lebendigen „Byzanz“ oder Ostroms tauchte nur einmal wieder auf, als flüchtige Fantasie. Nach der Auflösung des Osmanischen Reiches im Jahr 1918 gewann der hellenische (griechische) Traum der Megali Idea oder „Große Idee“ an Schwung, starb aber bald darauf endgültig. Diese neue Inkarnation der Megali Idea hatte eine panhellenische Ägäis des 20. Jahrhunderts vor Augen, die erneut von griechischsprachigen Menschen in Kleinasien, dem griechischen Festland, den Inseln und der nördlichen ägyptischen Küste vereint wurde. Es wurde von der Armee des türkischen Nationalisten Mustafa Kemal Atatürk beim letzten Brand in Smyrna (1922) niedergeschlagen und vom entstehenden Staat Türkei vernichtet.3

Kapitel 4 hat das grausame Werk von Hernán Cortés bei der Zerstörung des Aztekenreiches zum Gegenstand. Als die Belagerung der Stadt 1521 beendet war, gab es weder die Vorstellung eines aztekischen Volkes noch einer majestätischen einheimischen Hauptstadt in Tenochtitlán, noch einer Venedig-ähnlichen Inselstadt mit Kanälen. Tatsächlich blieb kaum etwas übrig außer späteren Mythen über eine verlorene Heimat der Aztlán im Südwesten der USA und versklavten Arbeitern, die die neue spanische Hauptstadt Mexiko-Stadt errichteten, die absichtlich auf dem Gelände der alten errichtet wurde. Wie Karthago und Konstantinopel war Tenochtitlán das Nervenzentrum eines brüchigen Reichs gewesen, eine einzige große Stadt, die Tausende von Quadratmeilen an ihrer Peripherie organisierte.

Obwohl sie sich in den zwei vorangegangenen Jahren mit der aztekischen Zivilisation vertraut gemacht hatten, versuchten die Spanier fast sofort, deren Religion, Rasse und Kultur auszulöschen. Ihrer Ansicht nach hatten sie mehr als genug Gründe, das Aztekenreich zu zerstören, anstatt nur die Mexica (das einheimische Wort für „Azteken“) zu besiegen. Wie im Falle Thebens löschte die Zerstörung von Tenochtitlán und des Mexica-Reichs nicht nur einen Staat aus. Der Untergang der Stadt markierte das Ende der mittelamerikanischen Altepetl-Zivilisation („Stadtstaat“) als Ganzes. In Kombination mit der späteren spanischen Eroberung des Inkareichs, die indirekt von Cortés inspiriert wurde, markierte der Tod der Stadt den Zusammenbruch des Zeitalters der unabhängigen Zivilisationen der Neuen Welt.

Der kurze **Epilog** dieses Buches entwirft ein tragisches, aber vorhersehbares Schema für all diese geographisch, ethnisch, religiös und chronologisch unterschiedlichen Fallstudien. Und das Ergebnis bietet rechtzeitige Warnungen für uns und unsere eigene Zukunft. Während die Menschheit angeblich immer einheitlicher und vernetzter wird, wird unsere Welt gleichzeitig immer verwundbarer und gefährlicher, da die Grenzen menschlicher Fehler und Missverständnisse in Konflikten immer kleiner werden – von der Ukraine über Taiwan bis hin zum Nahen Osten. Wir sollten nicht vergessen, dass die Weltkriege des letzten Jahrhunderts wahrscheinlich mehr Menschenleben forderten als alle bewaffneten Konflikte zusammen seit dem Beginn der westlichen

Zivilisation vor 2500 Jahren. Und sie taten dies mit Angriffswaffen, die bereits veraltet waren, und mit allzu vertrauten destruktiven Absichten, die bis heute unverändert seit der Antike fortbestehen. Was die Ziele der Aggression betrifft, so sind auch die alten Mentalitäten und Wahnvorstellungen, die den Thebanern, Karthagern, Ost-Römern und Azteken zum Verhängnis wurden, noch immer sehr präsent, insbesondere die letzten Gedanken der Gemetzelten: „So etwas kann hier nicht passieren.“

KAPITEL 1

HOFFNUNG, EIN GEFÄHRLICHER TRÖSTER

Die Auslöschung des klassischen (griechischen) Theben (Dezember 335 v. Chr.)

Melianer. Aber wir wissen, dass das Kriegsglück manchmal unparteiischer ist, als die Unverhältnismäßigkeit der Zahlen vermuten lässt; wenn wir uns unterwerfen, geben wir uns der Verzweiflung hin, während das Handeln uns immer noch die Hoffnung bewahrt, aufrecht stehen zu können.

Athener. Hoffnung, der gefährliche Tröster, kann von denen gehegt werden, die über reichliche Mittel verfügen, wenn nicht ohne Verlust, so doch ohne Ruin; seine Natur jedoch ist extravagant, und diejenigen, die so weit gehen, alles auf das Wagnis zu setzen, sehen sein wahren Gesicht erst, wenn sie ruiniert sind.
— **Thukydides, Die Geschichte des Peloponnesischen Krieges**

Kollektive Naivität kann ein verwundbares Volk umbringen. So war es mit dem klassischen griechischen Stadtstaat Theben. Im Jahr 335 v. Chr. gingen die Führer des Landes fälschlicherweise davon aus, dass ein Aufstand gegen das makedonische Reich Alexanders des Großen entweder erfolgreich sein oder, wenn nicht, zumindest zu dessen ausgehandelter Kapitulation und dem Fortbestand seiner Zivilisation führen würde. In beiden Punkten lagen sie verhängnisvoll falsch.

Bei den allzu häufigen Fehleinschätzungen der angegriffenen, aufsässigen Thebaner verließen sich die aufsässigen Thebaner auf ihr beeindruckendes Militär, die Gerechtigkeit ihrer Sache, die Sympathie

ihrer Verbündeten und den geheiligten Ruf ihrer Stadt als Ikone der ewigen hellenischen Kultur – aber nicht auf die unbarmherzige Bilanz Alexanders des Großen.

Sie hatten die Überlegenheit der makedonischen Phalanx vergessen. Und ihre Führer ignorierten den Terror, den die makedonische Besatzung unter etwa 1500 eroberten griechischen Stadtstaaten verbreitet hatte.

Und so starben sie massenhaft.

Theben

Griechenland und Makedonien im vierten Jahrhundert v. Chr.

Ein wiederkehrendes Thema der Auslöschung von Zivilisationen in Kriegszeiten ist genau diese häufige Naivität der Zielpersonen – eine Leichtgläubigkeit, die dem Menschen in Extremsituationen angeboren ist und insbesondere während der Leidenschaften und Hysterie, die durch den Krieg ausgelöst werden, von der Realität nicht kontrolliert wird. Unerbittliche Verteidiger geben sich verständlicherweise der Illusion hin, alle anderen seien Idealisten wie sie selbst oder müssten sich zumindest genauso für ihr eigenes Überleben einsetzen. Sie neigen dazu, jeden Realisten in ihren Reihen – mit Verantwortungen gegenüber ihren Familien und Häusern, die über den kollektiven Idealismus hinausgehen –, der die Arithmetik des Todes durchführt und seine Entscheidungen daher ausschließlich nach den Chancen des Sieges beurteilt, als Verräter oder Beschwichtiger zu verspotten.

Zerbrochene Illusionen erwarteten die vertrauensseligen thebanischen Gesandten, die nach Süden zum Isthmus von Korinth reisten, um die vermeintlichen Retter der alliierten Armeen zu treffen, die aus Südgriechenland eintrafen. Unter den scharfen Fragen ihrer Freunde hatten die Thebaner zugegeben, dass Alexander in der Nähe war und sich in Böotien in der Nähe ihrer eigenen Mauern frei bewegte. Fast sofort drückten die anderen Möchtegern-Panhellenischen Revolutionäre umsichtig ihr Mitgefühl aus, beschlossen jedoch, auf jeden Krieg gegen die gefürchteten Makedonier zu verzichten. Sie alle kehrten schnell um und machten sich beschämt – aber lebend – auf den Heimweg. Infolgedessen blieb das rebellische Theben allein, um sich den fatalen Konsequenzen seines eigenen Idealismus zu stellen.

In ihrem revolutionären Eifer strömten die unbezwingbaren schweren Infanteristen der belagerten Thebaner selbstbewusst aus den Mauern ihrer umzingelten antiken Stadt, um den Eindringlingen entgegenzutreten. Diese Hopliten-Speerkämpfer – Bürgersoldaten in schwerer Bronzerüstung mit großen Holzschilden – wollten nicht drinnen auf den Angriff der Makedonier warten, obwohl dies offensichtlich klug gewesen wäre. Sie räumten ein, dass die berühmten Mauern des legendären „Theben mit den sieben Toren“ viele verwundbare Stellen hatten, die der Belagerungskunst der Meister der Stadtstürmer, der Makedonier unter Alexander dem Großen, niemals

standhalten würden. Anstatt also nur die Wälle zu besetzen, wollten die Thebaner unbedingt aus der eingeschlossenen Stadt stürmen und die makedonischen Belagerer davon abhalten, ihre Belagerungsmaschinen an die Mauern zu schleppen.

Die Thebaner waren besonders besorgt, dass die wachsende Masse makedonischer Infanterie außerhalb der Mauern ihre gefangenen Garnisonswachen in der Stadt retten könnte. Dabei handelte es sich um makedonische Truppen, die in der befestigten Akropolis der Stadt, bekannt als Kadmea, gefangen waren. Unglücklicherweise dienten die Befestigungen von Kadmea auf einer Seite gleichzeitig als gemeinsame Ringmauer der Stadt, anders als bei den meisten Akropolen, wie etwa der von Athen, die als Zentrum der ummauerten Poleis („Stadtstaaten“) dienten. Anders als ein geschützter mittelalterlicher Bergfried befand sich die berühmte Zitadelle von Theben also teilweise direkt an der Front einer Belagerung.

———

Warum stand der zukünftige Alexander der Große jetzt vor einem bedeutenden griechischen Stadtstaat, der drohte, Theben dem Erdboden gleichzumachen? Der Krieg hatte kurz zuvor als angeblicher panhellenischer Aufstand gegen die makedonischen Besatzungstruppen begonnen, nachdem König Philipp II. von Makedonien gestorben und sein Sohn und Erbe Alexander an die Macht gekommen war. Der athenische Scharfmacher und Politiker Demosthenes hatte fälschlicherweise behauptet, Alexander sei bei einem Feldzug zur Niederschlagung von Aufständen in Illyrien (dem heutigen Albanien) weit im Norden getötet worden. Als die Thebaner diese Fabel hörten, brach ein Aufstand aus. Als erste aufrührerische Tat griffen die Thebaner die örtliche makedonische Besatzungsgarnison an, offenbar in der Annahme, dass andere griechische Stadtstaaten ihrem Beispiel folgen würden. Bemerkenswerterweise war es den Thebanern in kurzer Zeit gelungen, Alexanders Männer an der Kadmea einzuzäunen, was angesichts der angeblich eisernen makedonischen Unterwerfung Griechenlands auf eine etwas demütigende Art und Weise war.

Doch nun schien Alexander doch nicht tot zu sein. Tatsächlich hatte er als Reaktion auf diese Gerüchte über seinen Tod seine Armee in nur zwei Wochen 300 Meilen von Illyrien nach Theben in Zentralgriechenland marschieren lassen – mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit von über zwanzig Meilen pro Tag. So traf unerwartet eine frische Streitmacht von Makedoniern außerhalb der Mauern ein, während ihre Besatzungsbrüder im Inneren oberhalb der Wälle eingesperrt waren und die Thebaner in ihrer eigenen Stadt dazwischen festsaßen.

Drei Jahre lang war der Großteil Griechenlands mehr oder weniger von Makedonien befriedet worden, bis der Eroberer Philipp II. unerwartet ermordet wurde. Bald darauf liquidierte sein einundzwanzigjähriger Sohn seine Rivalen und marschierte mit der Armee seines verstorbenen Vaters nach Theben. Was folgte, war ein Patt zwischen Theben, dem ikonischen Ort der griechischen Mythologie und Heimat der fähigsten Armee des klassischen Griechenlands, und einem unerfahrenen makedonischen Kindkönig, der eine gefürchtete Bande erfahrener Profikiller anführte. Zuvor hatte Alexander als Teenager den linken Flügel der Armee seines Vaters auf dem nahe gelegenen Schlachtfeld von Chaironeia (338 v. Chr.) angeführt; dort trug sein entschlossenes Handeln dazu bei, die mehrstaatliche „Koalitionsarmee“ Griechenlands zu zerschlagen. Doch in den Augen der Griechen war Alexander noch immer kein Philipp II., das einäugige Monster, das zwanzig Jahre lang die hellenische Kriegsführung revolutioniert und schließlich erreicht hatte, was noch keinem persischen König je gelungen war—die vollständige Unterwerfung der freien griechischen Stadtstaaten.

Nun aber glaubten die Thebaner, dass ihre unerwartete und ziemlich einfache Einnahme der makedonischen Garnison andere griechische Stadtstaaten dazu bewegen würde, ihnen erneut zu Hilfe zu eilen. Tatsächlich würden der Ruf der thebanischen Armee und ihre Erklärung, sie würde für die Rückkehr eines freien Hellas kämpfen, sicherlich einen panhellenischen Aufstand gegen die Makedonier auslösen. Gemeinsam würden sich die griechischen Stadtstaaten zweifellos vor den Toren Thebens versammeln und die einfallende makedonische Phalanx

zerschlagen. Es hatten sich bereits wilde Gerüchte verbreitet, dass sich einige der besten Armeen der freien Griechen der Peloponnes – vor allem die Ätoler, Arkadier und Eleer – unweit des Isthmus von Korinth versammelten, um sich dem wachsenden Aufstand anzuschließen. Einen kurzen Moment lang dachten viele Griechen, dieser Widerstand könnte auch Athen und Sparta umfassen. Selbst wenn Alexander der Große nicht wie gemunkelt tot war, nahmen die Aufständischen an, dass er wahrscheinlich zu jung war, um die makedonische Armee seines verstorbenen Vaters und seiner Generäle der alten Garde zusammenzuhalten.

Doch die belagerten Thebaner warteten vergeblich auf Hilfe. Nachdem die alliierten Armeen des Südens abgemarschiert waren, wurde offenbar bald klar, dass keiner ihrer Generäle eine genaue Vorstellung davon hatte, worauf sie sich einließen, insbesondere was die Größe der makedonischen Invasionstruppen betraf, geschweige denn, wohin und wann ein noch sehr lebendiger Alexander zu marschieren plante. Stattdessen rechnete jede griechische Armee damit, dass zwar theoretisch alle Stadtstaaten zusammen Alexander und seine Makedonier besiegen könnten, er aber jede Polis auslöschen würde, wenn man sie in Ruhe ließe. Und so waren nun alle entschlossen, nicht dieser einzige Stadtstaat zu sein.

Alexander erhöhte bereits den Druck auf die plötzlich isolierte Stadt. Wie der Historiker des ersten Jahrhunderts Diodor es ausdrückte, waren die meisten Griechen nach der Nachricht vom Aufstand aufrichtig um die Thebaner besorgt. Aber ihr Mitgefühl war nicht dasselbe wie ihre Unterstützung. Die anderen griechischen Stadtstaaten gingen nicht nur davon aus, dass Alexander den Aufstand wahrscheinlich gnadenlos niederschlagen würde, sondern rechtfertigten ihre Untätigkeit auch mit der richtigen Behauptung, ihre potenziellen Befreier, die Thebaner, seien zu rücksichtslos und unberechenbar. Tatsächlich brachten die ängstlichen Verbündeten allerlei fadenscheinige Entschuldigungen vor, warum Vorsicht besser sei als Tapferkeit. Sie behaupteten, die Thebaner hätten eineinhalb Jahrhunderte zuvor den persischen Invasoren geholfen und seien daher des Opfers ihrer Brüder nicht würdig.1

Dennoch führten die verlassenen Thebaner ihre Pläne für eine offene Feldschlacht fort. Der Mythos der thebanischen Phalanx, der Neid aller Griechen des vierten Jahrhunderts, war so etwas wie der Ruf der angeblich unbezwingbaren französischen Armee des Ersten Weltkriegs zwischen den beiden Weltkriegen – ein Ideal, das auf Hoffnungen aus der Vergangenheit basierte, statt auf einer Realität, die auf aktuellen Erfahrungen beruhte. 1916 hatte die Armée de Terre Française die Deutschen auf wundersame Weise bei Verdun mit dem Ruf „Ils ne passeront pas!“ – „Sie werden nicht durchkommen!“ – aufgehalten. In den 1930er Jahren zwischen den beiden Kriegen gingen die meisten Westeuropäer und Briten noch immer davon aus, dass diese riesige Streitmacht, das ehemalige Bollwerk des Westens, zwar noch einmal nachgeben, aber nie brechen würde. Zweifellos würden ihre eine Million Soldaten im Feld und fünf Millionen weitere in Reserve Hitlers Wehrmacht aufhalten, so wie die Armee einst die einfallenden Legionen des Kaisers aufgehalten hatte. Ab Mai 1940 zerplatzte dieser Traum innerhalb von sechs Wochen.

Wie die verborgenen Risse innerhalb der französischen Armee sorgte auch der Niedergang Thebens – von seiner einst herausragenden Rolle in Griechenland zu einem unpopulären Oberhaupt einer wackeligen demokratischen böotischen Föderation – für die Erosion der legendären Phalanx ihres einst berühmten Generals und Anführers Epaminondas (ca. 419/411–362 v. Chr.). Die aktuelle thebanische Armee war bereits drei Jahre zuvor von den Makedoniern in der Schlacht von Chaironeia vernichtend geschlagen worden. Dort wurde die gerühmte Heilige Schar aus 150 Liebespaaren innerhalb von etwa einer Stunde bis auf den letzten Mann ausgelöscht. Die Thebaner, die höchstwahrscheinlich auf der rechten Seite der griechischen Armee eingesetzt waren, standen nun Alexander selbst gegenüber, der die makedonische linke Seite anführte. Der thebanische Flügel wurde vernichtend geschlagen. Die legendäre Heilige Schar lag nun unter dem Schlachtfeld von Chaironeia begraben. In der Neuzeit wurden die meisten ihrer Überreste, die unter einem majestätischen Gedenklöwen aus Stein lagen, ausgegraben. Die Überlebenden dieser Schlacht blieben wahrscheinlich traumatisiert von

ihrer ungewohnten Niederlage, Flucht, ihren Verlusten und den darauffolgenden Monaten unter makedonischer Besatzung.2

Dennoch standen sie drei Jahre später in ihrer Rüstung derselben Armee und demselben Anführer gegenüber, die ihre Armee vernichtet hatten. Und sie erkannten bald, wie gewaltig die makedonische Armee vor ihren Toren war. Alexander hatte weit über dreißigtausend Phalangiten oder Piken tragende Infanteristen aufgestellt, die mit langen, sechzehn Fuß langen Sarissen ausgerüstet waren. Zu ihren Fußsoldaten an den Flanken gehörten kleinere Kontingente schildtragender Hypaspisten, die eher wie griechische Hopliten in voller Rüstung bewaffnet waren, mit großen Schilden und kürzeren Speeren. Weitere dreitausend erfahrene Reiter sowie mit Geschossen und leichten Waffen ausgestattete Truppen waren entlang und hinter der Schlachtlinie aufgestellt, um etwaige Schwächen und Lücken in der Front der Thebaner auszunutzen und zu vergrößern.

Mit anderen Worten, die neue makedonische Armee, die der verstorbene Philipp II. geschaffen hatte, war eine Symphonie von Killern. Und sie wurde nun durch Tausende von Böotiern aus den umliegenden ländlichen Gebieten verstärkt, die ihrer gemeinsamen Hauptstadt Theben feindlich gesinnt waren. Jedes makedonische Kampfkontingent verstärkte die anderen, jedes mit seiner besonderen ergänzenden Rolle, Zeit und seinem Angriffsort – ganz im Gegensatz zu den eindimensionalen Hoplitenphalanxen der Vergangenheit. Ironischerweise hatten die angeblich halbzivilisierten Makedonier die Macht der Phalanxen von Speerkämpfern zuerst von den klassischen Griechen kennengelernt. Doch dann erweiterten und verbesserten sie, anders als ihre verknöcherten Mentoren, die Idee einer Massenkolonne von Speerkämpfern erheblich, indem sie Speere zu Piken verlängerten. Sie fügten eine Vielzahl von Kämpfern hinzu, um die eindimensionale Phalanx zu ergänzen, und stellten sowohl leichte als auch schwere Kavallerie, Infanterie und Geschosstruppen mit einer Vielzahl von Waffen und Körperschutz auf. Drei Tage lang hatte Alexander geduldig vor den Mauern gewartet, in der Hoffnung, dass der bloße Anblick seiner Truppen die Moral der Thebaner untergraben und sie zur Unterwerfung zwingen würde. Würden sie nicht zur Besinnung kommen

und sich daran erinnern, dass er als gerade einmal Achtzehnjähriger das thebanische Kontingent bei Chaironeia vernichtend geschlagen hatte? Aber für den Fall der Widerspenstigkeit der Thebaner waren Alexanders Belagerungsingenieure damit beschäftigt, einen langwierigen Angriff vorzubereiten, während er selbst Gesandte schickte, um eine ausgehandelte und nicht demütigende Kapitulation auszuhandeln. Die relativ milden Bedingungen der Makedonier zeugten von ihrem Eifer, den Aufstand friedlich zu beenden. Alexander hatte sogar allen thebanischen Scharfmachern Amnestie angeboten, wenn sie nur die Anführer des Aufstands, Prosthytes und Phoenix, auslieferten.

Dennoch waren die thebanischen Rebellen von Alexanders gemäßigten Bedingungen kaum beeindruckt. Sie glaubten naiv, ihre Infanteriephalanx könne außerhalb ihrer Mauern viel besser kämpfen, zum Teil, weil sie provisorische Feldpalisaden errichtet hatten, vor denen frisch ausgehobene Schützengräben lagen. Diese vorgeschobenen Feldbefestigungen außerhalb der Stadt verhinderten auch, dass die Angreifer die verwundbare kadmeische Mauer leicht stürmen und die als Geiseln gehaltenen Makedonier befreien konnten. Auch hier war der Defekt der thebanischen Befestigungen immer eine Schwachstelle gewesen, da die Ringmauer der Stadt gleichzeitig als Außenmauer der inneren Zitadelle diente.3

Die Thebaner hatten offenbar mehr Vertrauen in ihre Armee auf dem Schlachtfeld als in die mobilisierte Bevölkerung der Stadt auf den Wällen. Fast ein Jahrhundert lang, bis Chaironeia, hatten glorreiche thebanische Hopliten alle Angreifer vernichtet. Sie waren im Peloponnesischen Krieg unter dem legendären Pagondas siegreich gewesen, hatten die Athener in der Schlacht von Delion (424 v. Chr.) vernichtend geschlagen und Tausende – mit Ausnahme des tapferen athenischen Hopliten mittleren Alters Sokrates und seines Gefolges – in die Flucht nach Attika getrieben. Später hatten die Thebaner unter der Führung des Befreiers Epaminondas die spartanische Armee bei Leuktra (371 v. Chr.) fast vernichtet. Nur wenige Monate nach diesem Sieg überrannten sie das Heimatland der Spartaner selbst – der Legende nach waren es die ersten Invasoren, die seit fast 700 Jahren das heilige Lakonien betraten. Selbst in der Niederlage bei Chaironeia hätten die

Thebaner die Makedonier für einen Moment beinahe besiegt, bevor sie von Philipp II. und Alexander vernichtend geschlagen wurden. In gewisser Weise war die Unfähigkeit der Thebaner, Lehren aus ihrer entscheidenden Niederlage bei Chaironeia zu ziehen, vergleichbar mit dem Festhalten der eingefleischten Konföderierten des amerikanischen Bürgerkriegs an einer mystischen „verlorenen Sache“. Die Thebaner glaubten offenbar, dass die Katastrophe bei Chaironeia, vielleicht wie die entscheidende Niederlage der Südstaaten bei Shiloh, kein eindeutiges Referendum über – oder eine Warnung vor – ihrer von Natur aus unterlegenen militärischen Stärke war. Vielmehr war die merkwürdige Niederlage lediglich dem Zufall, Pech und dem vorzeitigen Tod oder den Fehlern ihrer eigenen Kommandeure zuzuschreiben.4

Dennoch blieb die klassische thebanische Phalanx selbst in ihrer Dämmerung eine Angriffsarmee, berühmt für ihre körperliche Stärke und Kühnheit. Im Extremfall dachten zumindest die Realisten an der Spitze, es sei besser, in offener Schlacht zu sterben, als zu zweit oder zu dritt in ihren Straßen niedergemetzelt zu werden. Es war charakteristisch für die Thebaner, in großer Tiefe anzugreifen und oft schräg vorzurücken – eine Taktik, die innerhalb der Stadtmauern unmöglich war. Der brutale Herakles, der Halbgott und Held, der übermenschliche Kräfte verkörperte und in einigen Mythen in Theben geboren wurde, war der Schutzgott der Stadt. Und seine grob behauene Keule prangte bis heute auf ihren Schilden. Die meisten Soldaten hatten nicht vor, sich zu ergeben.

Noch wichtiger war, dass Theben im vierten Jahrhundert stolz darauf war, der Inkubator der Revolution zu sein. Nachdem es zuvor unter Epaminondas und Pelopidas demokratisch geworden war, hatte die Stadt Griechenland auf den Kopf gestellt. Die bewaffnete thebanische Nation hatte einst Sparta entmachtet, den gesamten politischen Status der Peloponnes neu geordnet, die messenischen Heloten befreit und später den griechischen Widerstand in Chaironeia verankert. Theben wurde auch als moralische Kraft neu gebrandmarkt, da der Befreier Epaminondas keine Massenhinrichtungen oder Versklavungen der Besiegten angeordnet hatte. Wäre er nicht in der Schlacht von Mantineia (362 v. Chr.) getötet worden, hätte Epaminondas vielleicht sogar eine

föderalisierte, demokratische und panhellenische Nation angestrebt. Es war daher keine Überraschung, dass die Thebaner den Griechen gegenüber erneut damit prahlten, dass ihre Polis die geistige Wiedergeburt der Stadtstaaten überwachen würde. Sie würden wie Phönix aus ihrer Unterwerfung wieder auferstehen, um den Status quo eines besetzten und gedemütigten Griechenlands zu stürzen.5

_____

Alexander ging kein Risiko ein, was diese erste und mächtigste von dem anging, was theoretisch zu einer Welle rebellischer Städte werden könnte, und zwar genau in dem Moment, in dem er plante, in Asien einzufallen. Der junge König hatte daher beschlossen, seine gesamte makedonische Armee einzusetzen, eine Streitmacht, die fast so groß war wie die Streitmacht, die innerhalb von vier Jahren drei persische Armeen in den entscheidenden Schlachten von Granicus, Issus und Gaugamela vernichten und damit das größte Reich der Welt zerstören würde.

Tatsächlich hatten die Thebaner seit fast anderthalb Jahrhunderten keinen so großen Feind mehr vor ihren berühmten sieben Toren gesehen – wahrscheinlich nicht seit 479 v. Chr., als die Polis zum Verräter wurde, indem sie sich dem persischen Feind anschloss. Dann erlitten die Thebaner als Quislinge an der Seite ihrer verbündeten persischen Invasoren in der Schlacht von Plataea eine Niederlage. In ihrer Schande wurde Theben schließlich von empörten Griechen umzingelt und belagert. Die Stadt musste sich ergeben und flehte demütig die siegreichen und rachsüchtigen Stadtstaaten um Gnade an. Dieser alte Makel der Thebaner war noch immer ein häufiges Propagandathema ihrer Feinde. Und Alexander berief sich jetzt erneut darauf, um andere potenzielle rebellische hellenische Stadtstaaten davon abzuhalten, sich solch fragwürdigen Aufständischen anzuschließen.

Rein militärisch gesehen waren die altmodischen Bauern-Hopliten von Theben Alexanders professionellen Truppen zahlenmäßig weit unterlegen, im Feld vielleicht im Verhältnis drei zu eins. Trotz ihres panhellenischen Rufs als zähe physische Kämpfer blieben die Thebaner wie alle griechischen Armeen eine eindimensionale Miliz. Die Phalanx

kämpfte ohne eng integrierte Kontingente von leicht bewaffneten und Fernkampftruppen, ohne schwere Kavallerie, die mit der der Makedonier vergleichbar gewesen wäre, ohne Reserven und ohne einen General, der auch nur annähernd Alexander ebenbürtig gewesen wäre. Es gab keinen General mehr vom Kaliber eines Epaminondas oder Pelopidas vergangener Ruhmestaten, der sie hätte führen können. In den drei Jahren seit der Katastrophe von Chaironeia gab es keine neuen Taktiken, keine neue Ausrüstung, keine neuen Musterungen. Um die Einschätzung von Arthur Wellesley, Herzog von Wellington, hinsichtlich von Napoleons besiegter Armee in der Schlacht von Waterloo zu paraphrasieren: Die Thebaner kamen auf die gleiche alte Art und Weise und die Makedonier würden sie auf die gleiche alte Art besiegen.6

In der Vergangenheit hatten die Thebaner Palisaden um ihr Ackerland gebaut, um die Spartaner fernzuhalten, und solche Hindernisse in eine fließende Feldverteidigung integriert. Diese Gewohnheit und Erfahrung mögen auch erklären, warum die Thebaner sich erneut auf Feldbefestigungen verließen, um ihre Akropolis vor dem Feind unten zu schützen. Ihre Verteidigung in der Tiefe war also zweifach. Außer der Hauptphalanx, die ausmarschierte, um unterhalb der Stadtmauern zu kämpfen, war in der Nähe ein zweites extramurales Kontingent stationiert; außerhalb der Mauern und hinter den Palisaden würde es aus seiner Deckung hervorbrechen und sicherstellen, dass kein Makedonier in den Wall unterhalb der Kadmea einbrechen würde. Alexander reagierte, indem er seine Armee in Dreiergruppen aufteilte: Seine Hauptstreitmacht sollte die thebanische Hauptphalanx angreifen; eine zweite sollte die äußere Palisade stürmen und durch die Thebaner unter der Akropolis treiben; und eine dritte wurde in Reserve gehalten.

Beinahe augenblicklich waren die beiden Armeen unterhalb der Stadtmauern in eine Pattsituation geraten. Der verzweifelte Igel aus den hervorstehenden, 2,44 Meter langen Speeren der Thebaner wurde bald von der größeren Masse der mit Piken bewaffneten makedonischen Phalangiten gestoppt – aber nicht gebrochen. Alexanders Infanteristen hatten den Vorteil, mit viel längeren Sarissen von etwa 4,83 Metern zustechen zu können, fast doppelt so lang wie die alten Speere der

thebanischen Hopliten. Allein wegen der Größe und des Gewichts der Sarissen waren beide Hände nötig, um sie zu führen. Daher wurden die Thebaner im ersten Zusammenstoß von Alexanders ersten fünf Reihen getroffen – zwei Reihen Speerspitzen mehr, als die kürzeren Speere der thebanischen Hopliten erreichen konnten. Bald wurden auch Tausende makedonischer Reservesoldaten in die Schlacht geschickt, um ihre Masse zu verstärken. Die erschöpften und zahlenmäßig unterlegenen Thebaner wurden immer wieder von einer weiteren Mauer frischer Pikeniere getroffen. Wir wissen nicht, ob Alexander beabsichtigt hatte, einen Zusammenstoß mit der thebanischen Phalanx auf dem Feld zu provozieren, oder ob sein Untergebener Perdikkas seinem König einfach zuvorgekommen war, um den Ausgang zu erzwingen. In jedem Fall war die makedonische Armee, ob in offenen Schlachten oder beim Angriff auf die Mauern, größer und erfahrener als die Verteidiger der Stadt.

Der römische Historiker Diodorus, der sich auf frühere und heute verlorene zeitgenössische griechische Quellen stützte, beschrieb detailliert die daraus resultierende Wut außerhalb der Stadtmauern und wie die Schlacht schnell in einen Nahkampf überging:

> Als sie alle im Nahkampf zum Schwert griffen, entbrannte ein gewaltiger Kampf. Die Makedonier waren aufgrund der Anzahl ihrer Männer und des Gewichts ihrer Phalanx stärker. Doch die Thebaner blieben in ihrer körperlichen Stärke und ihrem endlosen sportlichen Training überlegen. Mehr noch, sie waren voll vom Geiste der Unbesiegbarkeit und ignorierten dadurch Gefahren. So wurden auf beiden Seiten viele verwundet und viele fielen nach Frontalschlägen. Aus dem Getümmel des dichten Kampfes erklangen gemischte Geräusche aus Stöhnen, Rufen und Schlachtrufen. Die Makedonier waren darauf bedacht, ihren früheren Kampfmut nicht zu verlieren, während die Thebaner ihre Kinder, Frauen und Eltern nicht vergessen durften, denen nun die Versklavung drohte, da jedes einheimische Haus der Wut der Makedonier ausgesetzt war. Und sie sollten sich an die Schlachten von Leuktra und Mantineia und an jene glorreichen Taten erinnern,

> die nun in ganz Griechenland allgemein bekannt waren. So blieb die Schlacht lange Zeit ausgeglichen.[7]

Die Thebaner würden gewinnen oder sterben – sie alle, Soldaten, Sklaven und Zivilisten. Nachdem ihre Speerschäfte zerschmettert und ihre Ordnung verloren war, degenerierten die Verteidiger zu einem Mob von Einzelkämpfern, die sich gegenseitig ausfechten. Sie kämpften als freie Männer um ihre Häuser und Familien, während ihre Verwandten nun nur noch wenige hundert Meter hinter ihnen in der Stadt waren. Schon aus diesem verzweifelten Grund vertrauten sie weiterhin auf ihre berühmte körperliche Überlegenheit, selbst gegenüber den besser ausgerüsteten professionellen Makedoniern.

Doch endlose Ströme feindlicher Reserven strömten weiterhin in die Schlacht. Diodorus fährt in seiner Beschreibung mit den verzweifelten letzten Bemühungen der erschöpften Thebaner fort, die zahlenmäßige Überlegenheit und Professionalität der Makedonier zu überwinden:

> Die Thebaner gaben den Sieg nicht auf, im Gegenteil: Vom Siegeswillen beseelt, ignorierten sie nun alle Gefahren. Ihr Mut bestärkte sie so sehr, dass sie riefen, selbst die Makedonier selbst hätten sich nun damit abgefunden, dass sie ihnen unterlegen seien. Wenn ein Feind frische Reserven schickt, ist es üblich, dass alle Soldaten diese Verstärkungszuflüsse fürchten. Aber nur die Thebaner begegneten diesen Gefahren immer mutiger, selbst als der Feind neue Truppen gegen sie schickte, um diejenigen zu unterstützen, die unter Kampfmüdigkeit litten.[8]

Es ist zweifelhaft, ob die Prahlereien und Sticheleien der Thebaner über den Schlachtlärm hinweg zu hören waren. Nur wenige auf der Verliererseite sehen den Einsatz von Verstärkung durch den Feind als Grund für Optimismus. In Wahrheit wurde das Schicksal der Verteidiger immer düsterer. Von Minute zu Minute wurden sie müder und isolierter. Verzweifelte Hoffnungen auf Verstärkung aus der Stadt oder Verbündete aus dem Süden zerschlugen sich. Jeder Rückzug der Thebaner würde die Schlacht ins Innere der Befestigungen verlagern –

und könnte nicht nur eine Niederlage, sondern auch die sofortige Ermordung ihrer Familien zur Folge haben. Schließlich zerstörte die schiere Zahl von Alexanders Phalangiten jede Ordnung unter den Thebanern. Die Makedonier brachen schließlich durch die Verteidiger und marschierten auf die Stadtmauern zu.

Da die äußeren Palisaden und Gräben unter der Cadmea hastig aufgeworfen und gegraben worden waren, konnten sie nun leicht umgeworfen und überquert werden. Plötzlich entdeckte eine Abteilung von Nordmännern unter Perdikkas, einem der engsten Kreise makedonischer Generäle, ein unbewachtes und auf mysteriöse Weise offenes Tor zur Stadt selbst – der sprichwörtliche Fehler bei berühmten Belagerungen, sei es aufgrund von Verrat oder Inkompetenz, der eine sonst energische Verteidigung untergräbt. Perdikkas befahl, anscheinend auf eigene Initiative, Hunderten sofort, durch den unerwarteten Eingang umzuleiten. Diese Ad-hoc-Entscheidung führte zum Durchbruch nach Theben selbst. Die meisten Tore der Stadt wurden nun vermutlich von innen geöffnet. Zu diesem Zeitpunkt wichen alle Pläne für eine formelle Belagerung offenen Kämpfen in den Straßen der Stadt.

Allgemeine Panik breitete sich unter den Bürgern aus. Alle überlebenden thebanischen Hopliten außerhalb der Mauern kehrten um und eilten ebenfalls zurück, um Frauen, Kinder, Alte und ihre Diener zu retten. Einige Sklaven und ältere Männer versuchten schwach, den Zutritt weiterer makedonischer Söldner zu versperren. Aber häufiger flohen auch sie in die engen, gewundenen Straßen, um den Eindringlingen zu entkommen. „Jeder für sich“ während Belagerungen verhält sich wie die Panik der Sparer bei Bankanstürmen, wenn naives Vertrauen in die Integrität des Status quo dafür sorgen kann, dass man am meisten gefährdet ist. Jeder Verteidiger, der die Mauern verlässt, wird zu einem Kraftmultiplikator des kollektiven Zusammenbruchs derer, die bleiben.

Dieser thebanische Konstruktionsfehler – die alte Zitadelle von Cadmea teilte sich die Hauptmauer der Stadt – bedeutete erstens, dass die eingeschlossene makedonische Garnison in der Stadt direkt über ihren Brüdern direkt unter der Mauer stand. Und zweitens bedeutete jeder Durchbruch nicht nur einen Zugang zur Stadt, sondern einen Weg

direkt zum höchsten Punkt und letzten Bollwerk Thebens. Im Vergleich zu anderen, jüngeren Städten wie den peloponnesischen Festungen in Mantinea, Messene und Megalopolis – viele von ihnen wurden ironischerweise erst Jahrzehnte zuvor mit Hilfe thebanischer Architekten erbaut – wurden die alten Wehranlagen Thebens stark überschätzt.

In Wahrheit war der legendäre Ruf der Stadtmauer den riesigen Steinblöcken früherer mykenischer Befestigungen zu verdanken, die Jahrhunderte später während des dunklen Zeitalters und der archaischen Periode als von den monströsen Zyklopen erbaut mythologisiert wurden. Die klassischen Thebaner konnten jeden Tag die beträchtlichen Grundsteine betrachten, die ihre Vorfahren in der Nähe oder innerhalb der späteren klassischen Stadt hinterlassen hatten. Sie waren auch stolz darauf, ihre Befestigungen Mitte des 5. Jahrhunderts massiv modernisiert zu haben, vielleicht indem sie einen zweiten Ring um die Altstadt errichteten. Dennoch gab es keine Anzeichen dafür, dass sie jemals etwas erreicht hätten, das mit den Langen Mauern Athens oder den Ringen der thebanisch inspirierten Megastädte im Süden vergleichbar gewesen wäre. Und Mauern, die der früheren Belagerungstaktik der Stadtstaaten vielleicht standgehalten hätten, waren einfach kein Schutz gegen raffinierte makedonische Belagerer.[9]

Die klassische thebanische Verteidigungsstrategie war über ein Jahrhundert lang sowohl expeditiv als auch präventiv: Sie setzte die hervorragende Kavallerie und Infanterie der Thebaner ein, um in einiger Entfernung von der Stadt und, wenn möglich, nahe der Grenze oder sogar im Heimatland des Feindes zu kämpfen. Die Felder Böotiens – der politischen und geografischen Region rund um die Hauptstadt Theben – wurden von allen Griechen als „Tanzfläche des Krieges“ gefürchtet. Der Beiname war verdient. Dutzende von Schlachtfeldern säumten die böotische Landschaft, mit Ausnahme der Mauern von Theben selbst. Aber jetzt war der traditionelle thebanische Schlachtraum auf nur wenige Hektar innerhalb und außerhalb der Stadt selbst reduziert worden.[10]

Während der Flucht wurden Gruppen der sich zurückziehenden thebanischen Hopliten von ihren eigenen verwirrten Reitern zusammengestoßen und geschlagen, während einige der tapfereren

thebanischen Kavalleristen ebenfalls nach hinten rannten, um ihre Familien innerhalb der Mauern zu retten. Das Durcheinander aus berittenen Männern, die sich mit der Infanterie vermischten, machte sogar chaotischen Widerstand fast unmöglich. Um die Sache noch schlimmer zu machen, brach die einst gefangene makedonische Garnison in Cadmea plötzlich aus der Innenstadt aus. Das Ergebnis war, dass die dem Untergang geweihten Verteidiger bald zwischen Hammer und Amboss der Makedonier eingezwängt waren. Diodorus stellt sogar fest, dass die Thebaner oft von ihrer eigenen Kavallerie niedergetrampelt und von ihren Waffen aufgespießt wurden:

> Aber während dieser Operationen galoppierte die Kavallerie der sich zurückziehenden Thebaner neben der Infanterie in die Stadt. Und viele trampelten – und töteten – viele ihrer eigenen Männer. In ihrer eigenen erbärmlichen Unordnung flohen sie immer wieder in Unordnung in die Stadt. Aber dann blieben sie in einem Labyrinth aus Gassen und Gräben stecken, verloren den Halt, stolperten und wurden immer wieder von ihren eigenen Waffen getötet. Genau in diesem Moment brach die makedonische Garnison in Cadmea aus der Zitadelle aus, griff die Thebaner an und richtete in ihrer Verwirrung ein großes Gemetzel unter ihnen an.[11]

Der Amoklauf endete erst bei Einbruch der Nacht. Ruhe kehrte erst ein, als das thebanische Militär praktisch vernichtet wurde und jeder Widerstand der Zivilisten endete, von denen viele einfach in ihren Häusern ermordet wurden. Alexander hatte absichtlich Eiferer aus den umliegenden böotischen Städten auf die Insel geschickt, vor allem die notorischen Theban-Hasser aus den kleineren Städten Plataea, Thespiae und Orchomenos. Alle wurden nach der Niederlage der Thebaner reich belohnt; sie bekamen ein großes Mitspracherecht beim Schicksal der Gefangenen und wurden großzügig entlohnt, als sie mit der Umverteilung und Aneignung des thebanischen Ackerlandes und dem Verkauf der versklavten Thebaner beauftragt wurden.

Die meisten dieser Satellitenstädter waren die historischen Feinde Thebens. Dennoch blieben sie in der von Thebanern geführten böotischen Konföderation eine Minderheit und hatten sich früher einmal eifrig den Plänen des großen Befreiers der messenischen Heloten, Epaminondas, angeschlossen. Sie wurden von den Makedoniern nun als ideale Nachfolger der rebellischen Thebaner angesehen und könnten als Vichy-ähnliche Kollaborateure agieren, sobald das Joch ihrer böotischen Hauptstadt Theben gebrochen wäre. Die Rachsucht dieser Banden abtrünniger Böoten beschleunigte den wachsenden Hass, der durch die steigenden Verluste der Makedonier und ihre Wut darüber, dass die Thebaner es gewagt hatten, gegen den jungen König zu revoltieren, hervorgerufen wurde. Die daraus resultierende kombinierte Raserei besiegelte das Schicksal der eingeschlossenen Überlebenden.12

Fast fünfhundert Jahre nach der Zerstörung Thebens lieferte der römische Historiker Arrian [Flavius Arrianus] eine lebhafte Beschreibung der letzten Stunden der heiligen Stadt. Wie der frühere Diodorus bezog er sich auf verlorene zeitgenössische griechische Historiker, in diesem Fall insbesondere auf Ptolemäus, einen makedonischen General und Kameraden Alexanders. Daher ist Arrians Bericht wahrscheinlich einigermaßen genau, wenn er fast ausschließlich von der makedonischen Seite stammt. Er bestätigte, dass die einheimischen Böoten, noch mehr als die Makedonier, für einen Großteil des opportunistischen Blutvergießens verantwortlich waren, nachdem der organisierte thebanische Widerstand nachließ. Oft schlossen sich die Belagerer einer symbolträchtigen Stadt Einheimische und Ureinwohner als Verbündete an – die Balkanchristen unter den Invasoren Mehmets II., die numidische Kavallerie, die Scipio Aemilianus in Karthago half, oder die Tlaxcalaner, die sich Cortés' Konquistadoren [span. "Eroberer"] anschlossen. Solche opportunistischen Staaten litten entweder unter dem Imperialismus einer hegemonialen Stadt oder wussten am besten, welche Plünderungsmöglichkeiten sich ergaben, wenn die reiche Mutterstadt fiel. Also rechneten sie nun damit, dass die Invasoren wahrscheinlich Erfolg haben würden, und wollten am Ende auf der Siegerseite stehen.

Ein Grund dafür, dass Alexander die abschließende Drecksarbeit offenbar an rivalisierende Griechen ausgelagert hatte, war, ein Blutbad

unter Griechen sicherzustellen. Dieser Vorwand eines internen griechischen Bürgerkriegs könnte seine eigene Schuld verringern und der makedonischen Propaganda helfen, dass die Griechen und nicht die Makedonier brutal mit ihrer eigenen abtrünnigen Stadt umgegangen seien:

> Dann entbrannte der Aufruhr nicht so sehr auf Seiten der Makedonier, sondern unter den Phokern, Platäern und den anderen Böotiern. Auf rücksichtslose Weise schlugen sie die Thebaner nieder, die keinen Widerstand leisteten. Sie überfielen einige sogar in ihren Häusern, wo sie nach einer Möglichkeit gesucht hatten, sich zu verteidigen. Sie verschonten niemanden, der in ihren Tempeln zu den Göttern um Rettung betete, und weder die Frauen noch die Kinder.[13]

Solcher Hass war abscheulich. Aber er war einigermaßen verständlich. Die Thebaner hatten in der Vergangenheit die benachbarten böotischen Städte Orchomenos, Platäa und Thespiae dem Erdboden gleichgemacht. Die Nachkommen der Überlebenden dieser Mini-Holocausts zahlten es den Nachkommen der Täter nun mit gleicher Münze heim. Diodorus liefert eine noch grauenhaftere Schlussszene als Arrian, da er sich auf die eindeutige Rolle der Makedonier bei der Ermordung von Zivilisten konzentriert:

> Während die Makedonier Drohungen ausstießen, drängten sie sich weiter gegen das verzweifelte Volk und töteten alle, denen sie begegneten, ohne jemanden zu verschonen. Die Thebaner ihrerseits rechneten noch immer verzweifelt mit ihrer schwindenden Hoffnung auf einen Sieg. Sie schätzten ihr Leben so wertlos ein, dass sie jeden Feind, auf den sie trafen, umzingelten und seine Angriffe ertrugen. Nachdem die Stadt erobert war, sah man keinen der Thebaner die Makedonier anflehen, sein Leben zu verschonen. Auch fiel keiner feige nieder und klammerte sich an die Knie der Sieger. Doch weder brachte die Qual ihrer Tapferkeit ihren Feinden Mitleid ein, noch sättigte die Länge des Tages die

> Wildheit ihrer Rache. Stattdessen wurde die ganze Stadt geplündert. Überall wurden Jungen und Mädchen gefangen genommen, während sie mitleiderregend die Namen ihrer Mütter schrien.14

Die Thebaner wurden innerhalb eines einzigen Tages vollständig besiegt. Ihre Armee wurde vernichtend geschlagen und aus der Geschichte gelöscht. Aber was sollten die Sieger mit den über dreißigtausend noch lebenden Einwohnern tun, die als Gefangene in ihrem eigenen Gefängnis gefangen waren? Waren alle Thebaner als kollektiv schuldig an der Rebellion anzusehen? Einerseits hatten die Thebaner eine Konsensregierung, und so hatte das sprichwörtliche Volk in seiner Ecclesia („politische Versammlung“) für den Aufstand gestimmt. Andererseits: Gab es noch überlebende thebanische Kollaborateure oder Unterstützer von Alexanders Vision einer neuen panhellenischen antipersischen Koalition, die Straffreiheit verdient hätten?15

Solche Einzelheiten erwiesen sich zumindest bei dem allgemeinen Straßenumsturz als irrelevant. Stattdessen folgte auf die Einstellung der Kämpfe die standrechtliche Hinrichtung der meisten überlebenden erwachsenen Männer, zumindest der Mehrheit, die keine Priester waren oder keine makedonischen Verbindungen nachweisen konnten. Das Töten ging mit der Massenversklavung Tausender junger, alter und weiblicher Thebaner einher. Es folgte eine vollständige Zerstörung der physischen Infrastruktur der Stadt. Mit anderen Worten, sowohl das materielle „Theben“ als auch die Idee ethnisch, sprachlich und politisch unterschiedlicher „Thebaner“, die dort lebten, hörten praktisch auf zu existieren.

Alte historische Berichte und der Volksglaube stimmten darin überein, dass die Zerstörung total, absolut und rücksichtslos war. Plutarch [Lucius Mestrius Plutarchus] fügt zusätzliche Informationen hinzu, dass die Schlacht erst endete, als die letzten Überlebenden der thebanischen Armee in der Stadt einen verzweifelten letzten Widerstand geleistet hatten, zwischen Alexanders Angreifern und der makedonischen Garnison, die aus Kadmea ausgefallen war. Ansonsten bestätigt Plutarch sachlich, dass die Eingeschlossenen und Umzingelten an Ort und Stelle

getötet wurden, wodurch sichergestellt wurde, dass die Stadt „eingenommen, geplündert und dem Erdboden gleichgemacht“ wurde. Obwohl Plutarch 450 Jahre nach dem Ende der Stadt schrieb, lebte er in Chaironeia, nur knappe 50 Kilometer von Theben entfernt, und war daher wahrscheinlich mit den heute verlorenen zeitgenössischen lokalen böotischen Historikern, Denkmälern und Inschriften vertraut.16

Es gibt keine genauen Zahlen über die Größe der Bevölkerung von Theben im Jahr 335 v. Chr. Laut wissenschaftlichen Schätzungen betrug die Gesamtzahl innerhalb und nahe der Mauern etwa 30.000–50.000 Einwohner – einer der größeren griechischen Stadtkerne, aber immer noch weitaus weniger als die Bevölkerung der drei größten antiken griechischen Städte: Athen (ca. 150.000), Korinth (ca. 90.000) und Syrakus (ca. 100.000). Folglich war Theben ein leichteres Ziel für die Ausrottung als die bevölkerungsreicheren griechischen Metropolen, insbesondere weil es kein Meer hatte und weder über das Meer versorgt werden noch Überlebende auf Schiffen in Sicherheit bringen konnte. In antiken Berichten wird normalerweise nicht zwischen Kampfhandlungen und zivilen Todesfällen unterschieden. Abgesehen von der Schwierigkeit, die genaue Zahl der Überlebenden zu ermitteln, ist es auch fast unmöglich, genau zu bestimmen, wie viele Thebaner im Kampf selbst starben. Dennoch verfügen wir über genügend konsistente und genaue Zahlen über Todesfälle und Versklavungen, um das Ausmaß von Alexanders Blutbad zu erfassen.17

Plutarch schrieb unmissverständlich, dass nur wenige kleine Gruppen von Einwohnern der Hinrichtung oder Sklaverei entgingen: „Nachdem er die Priester und alle, die mit den Makedoniern befreundet waren, die Nachkommen Pindars (des legendären Lyrikers aus dem frühen 5. Jahrhundert v. Chr.) und diejenigen, die gegen den Aufstand gestimmt hatten, ausgesondert hatte, verkaufte er alle übrigen in die Sklaverei – und ihre Zahl belief sich auf über 20.000, während mehr als 6.000 Menschen getötet worden waren.“

Plutarch erzählt auch eine rührende Geschichte über eine der wenigen Überlebenden, die Adlige Timocleia, die Witwe von Theagenes, die an der Spitze der Heiligen Schar in Chaironeia heldenhaft umgekommen war. Nachdem Alexanders thrakische Truppen losgelassen worden

waren, brachen einige in Timocleias Haus ein und plünderten es. Ihr Anführer vergewaltigte sie. Nachdem er gedroht hatte, sie zu töten, wenn sie nicht mehr Gold und Silber hervorbrächte, zeigte Timokleia auf den Hausbrunnen, den sprichwörtlichen sicheren Ort des Haushalts in Kriegszeiten. Als ihr Kommandant hineinspähte, stieß sie ihn in das Loch und steinigte den gefangenen Thraker, bis er starb.

Die Schergen des toten Kommandanten fesselten Timokleia und brachten sie zu Alexander zur Hinrichtung. In angeblich typisch alexandrinischer Heldenmanier war er mehr von den Einzelheiten ihres Mutes und ihrer Courage beeindruckt als besorgt über den Mord an einem seiner wilderen und entbehrlicheren barbarischen Handlanger. Also ließ er sie und ihre Kinder in Sicherheit. Wir haben keine Ahnung, wie viele weitere Eliten Thebans vom unberechenbaren Alexander amnestiert wurden, wenn überhaupt.[18]

Plutarch hat diese Anekdote offenbar nicht so sehr erwähnt, um Alexanders sprunghafte Großzügigkeit zu betonen, sondern vielmehr, um den fanatischen Grad des zivilen Widerstands gegen die Sieger zu veranschaulichen und anzudeuten, dass die wahre Barbarei eher von freiberuflichen ausländischen Hilfstruppen als von der makedonischen Armee auf direkten Befehl Alexanders selbst verursacht wurde. In diesem Zusammenhang sollten wir uns auch an Thukydides' frühere Geschichte vom grausamen Massaker an Schuljungen in der nahegelegenen thebanischen Stadt Mykalesos während des Peloponnesischen Krieges erinnern. Auch dieses antike Kriegsverbrechen wurde von ähnlichen umherziehenden thrakischen Banden begangen, ein offensichtliches Stereotyp der Kriegsbarbarei in der griechischen Geschichtsliteratur. Im Jahr 413 v. Chr. metzelten die thrakischen Söldner jeden Mann, jede Frau und jedes Kind in der kleinen Stadt nieder und löschten Mykalesos praktisch aus. Die Rolle der Thraker bei der Zerstörung Thebens bot dem böotischen Plutarch also auch eine Gelegenheit, das traurige Schicksal der böotischen Städte und ihre Verteidigung der Zivilisation zu betonen, die von der nördlichen, nicht-hellenischen Barbarei heimgesucht wurde.[19]

Abgesehen von seiner geringeren Zahl der Versklavten stimmen Plutarchs Gesamtzahlen der Kampfverluste in etwa mit denen von

Arrian überein. Beide stützten sich wahrscheinlich wieder auf viele derselben verlorenen Quellen. Arrian stimmt auch mit Plutarch in dessen Verallgemeinerung überein, dass „mehr als 500 Makedonier getötet wurden“, sowie 6.000 thebanische Todesopfer. Aber wie Diodorus berichtet er von einer höheren und wahrscheinlicheren Zahl der Versklavten – etwa „30.000, die in die Sklaverei verkauft wurden“.

Diodorus fügte abschließende Zusammenfassungen über die toten Makedonen und das geplünderte thebanische Eigentum hinzu: „Über sechstausend Thebaner kamen um, mehr als 30.000 wurden gefangen genommen und die Menge des geplünderten Eigentums war unglaublich.“ Der König bestattete die mehr als fünfhundert Toten aus Makedonien.“[20]

Die Gesamtzahl der Opfer in Theben ist eindeutig. Etwa sechstausend Thebaner wurden wahrscheinlich in den Kämpfen und während der darauf folgenden Morde und Hinrichtungen getötet. Das war eine grausige Zahl im Vergleich zu den üblichen Schlachten zwischen griechischen Stadtstaaten, die, wie man sich erinnern sollte, im Durchschnitt kleiner waren als römische oder spätere europäische Städte. Die Summe könnte alle in den Kämpfen verlorenen Infanteristen und Reiter, alle Zivilisten, die Widerstand leisteten und auf den Straßen ermordet wurden, und ein paar überlebende erwachsene Männer, die in der Folgezeit hingerichtet wurden, enthalten haben.

Wir haben einen zeitgenössischen Kontext für die Zahl der Toten aus den Todesfällen drei Jahre zuvor in der entscheidenden offenen Schlacht von Chaironeia, in der Philipp II. den organisierten griechischen Widerstand endgültig vernichtete. Dort war die Gesamtzahl der tatsächlichen Kämpfer weitaus höher (ca. 60.000–70.000). Dennoch verloren die Athener und Thebaner zusammen nur rund 2.000 Menschen, die Makedonier weniger als 150. Sogar in der erbitterten Schlacht von Leuktra (371 v. Chr.) verloren die unterlegenen Spartaner nur 1.000 Menschen. Wir können also davon ausgehen, dass allein die Vorstellung von 6.000 getöteten Thebanern für einen klassischen griechischen Stadtstaat ein außerordentlicher Verlust war und die völlige Vernichtung der thebanischen Armee und das darauf folgende Gemetzel in der Stadt widerspiegelt.[21]

Arrian stellt fest, dass Alexander „Frauen und Kinder und so viele Männer wie überlebten in die Sklaverei verkaufte“. Wie Plutarch bemerkte er Ausnahmen von den Massenhinrichtungen und Versklavungen, wie etwa „diejenigen, die Priester oder Priesterinnen waren und die Gastfreunde von Philipp oder Alexander waren oder öffentliche Agenten der Makedonier gewesen waren. Man sagt, dass Alexander das Haus und die Nachkommen des Dichters Pindar aus Respekt vor seinem Andenken bewahrte.“[22]

Die Gesamtzahl der befreiten Geistlichen, pro-makedonischen Agenten, Nachkommen von Pindar und verschiedener thebanischer Überläufer kann nicht groß gewesen sein. Wenn man die Toten mit den dreißigtausend Sklaven zusammenzählt, sollten wir davon ausgehen, dass die Mehrheit der Thebaner, die bei Alexanders Ankunft in der Stadt noch lebten, innerhalb von 24 Stunden entweder umkam oder versklavt wurde.

Wir erfahren auch, dass die Sklavenhändler, die die dreißigtausend thebanischen Männer, Frauen und Kinder versteigerten, einen Gewinn von etwa 440 Talenten oder 2.640.000 Drachmen machten. Diese Summe entspricht etwa 88 Drachmen pro Kopf, eine außergewöhnliche Zahl für einen so schnellen und Massenverkauf von Tausenden. Im Allgemeinen schwankte der Preis eines Sklaven in der griechischen Welt im Laufe der Zeit und an verschiedenen Orten stark. Er wurde oft durch Angebot und Nachfrage im Krieg bestimmt, insbesondere in Fällen, in denen Tausende aus einer besiegten Stadt von den finanzschwachen Siegern auf einmal auf den Markt gebracht wurden. Unsere späte Quelle für den thebanischen Sklavenverkauf, der Historiker Justin, behauptete auch, dass ein Verkaufsargument der blanke Hass der benachbarten böotischen Käufer auf die Thebaner war – als ob der Anblick ihrer fortgesetzten Qualen als Sklaven ein zusätzlicher Anreiz für die Käufer wäre. Diese Feindseligkeit trug anscheinend dazu bei, den Preis der versklavten Überlebenden in die Höhe zu treiben. Eine Drachme pro Tag galt als klassischer griechischer Tageslohn für Arbeit, sodass der Preis pro Sklave etwa dem Äquivalent von 88 Arbeitstagen oder etwa einem Viertel des durchschnittlichen griechischen Jahreseinkommens entsprach. Unter den Neusklaven befanden sich auch die bereits bestehenden

Sklaven der Thebaner. Sie wechselten einfach ihre Herren und wurden zusammen mit ihren zuvor freien Besitzern verkauft.[23]

Die Sklaven wurden gebrandmarkt und dann wahrscheinlich entweder in den Jahren nach dem Ende Thebens zu höheren Preisen weiterverkauft oder angesichts der großen Zahl an Alten und Gebrechlichen zu Tode geschunden. Ihr Schicksal hing in gewisser Weise von ihren Fähigkeiten, ihrem Alter und ihrem Geschlecht ab. Gebildete ältere Thebaner konnten Haussklaven werden und alles von der Hausarbeit bis zum Nachhilfeunterricht tun. Jüngere Frauen konnten als Prostituierte, Mätressen, Hausangestellte, Weberinnen oder Ammen verkauft werden. Die meisten jüngeren Männer endeten jedoch wahrscheinlich unter härteren Bedingungen als Landarbeiter und Feldarbeiter oder wurden über die Grenze weiterverkauft, um in den athenischen Silberminen zu arbeiten.

Wir haben keine Zahlen darüber, wie viele Zivilisten wie Timokleia entweder von Alexander befreit wurden, in den frühen Tagen des Widerstands vor Alexanders Ankunft aus der Stadt flohen oder sich in den drei Tagen zwischen Alexanders Ankunft und der Zerstörung der Stadt aus den Mauern schlichen.

Mehrere Quellen sprechen von thebanischen „Exilanten“, doch wir haben keine Ahnung, ob es sich dabei hauptsächlich um Flüchtlinge handelte, die zuvor aus dem unterworfenen Theben geflohen waren, oder um einige Überlebende der Rebellion gegen Alexander.

Auch hier wurde Alexanders Zorn nicht durch Massensterben und Versklavung gestillt. Er erließ ein Edikt an alle griechischen Stadtstaaten, wonach alle thebanischen Exilanten, die in ihrer Umgebung lebten, vertrieben werden sollten, entweder um staatenlos umherzuwandern oder den Makedoniern übergeben zu werden. Das Dekret spiegelte zum Teil Alexanders Zorn darüber wider, wie die zuvor gefügigen Thebaner angeblich durch die Ankunft einst verbannter thebanischer Agitatoren, die in die Stadt zurückgekehrt waren, um eine Rebellion anzuzetteln, zum Aufstand angestachelt worden waren.

Nach der Zerstörung der Stadt schlossen die athenischen Scharfmacher Frieden mit Alexander. Ihre Redner plädierten für die wenigen Thebaner, die im Ausland die Vernichtung ihrer Stadt überlebt

hatten. Schließlich überlebten offenbar unter veränderten Bedingungen einige der Verbannten und fanden Zuflucht bei einzelnen Stadtstaaten. Einige wenige beteiligten sich möglicherweise an späteren makedonischen Bemühungen, ein kleineres neues Theben auf den Trümmern des alten zu errichten.[24]

_____

Was also war das genaue Schicksal der physischen Stadt, der Infrastruktur von Theben selbst? Schließlich sprechen unsere Quellen verschiedentlich von Endgültigkeit, von Theben, das „dem Erdboden gleichgemacht“ (kataskapsai es edaphos) wurde, mit Ausnahme des Hauses des Dichters Pindar sowie heiliger Bezirke und Tempel. Gab es Ähnlichkeiten zwischen derartigen anschaulichen Beschreibungen und Übertreibungen und den antiken Berichten über die „Zerstörung“ oder „Abholzung“ oder „Vernichtung“ von Ackerland durch feindliche Plünderer, bei denen es in Wahrheit nur selten zu Totalverlusten kam?

Vielleicht nicht. Während das Ackerland Böotiens wahrscheinlich etwa 1.200 Quadratkilometer umfasste und landwirtschaftliche Verwüstungen während aktiver Kriegszeiten oft umstritten und durch die kurze Feldzugssaison zeitlich begrenzt waren, sahen sich die Makedonier jetzt keinen derartigen Hindernissen oder Widerständen gegenüber. Der Stadtkern von Theben selbst war nur wenige hundert Morgen groß. Theben war kein Karthago oder Konstantinopel. Die makedonische Armee und ihre böotischen Handlanger bildeten eine gewaltige Zerstörungskraft. Zweifellos wurden die dreißigtausend versklavten thebanischen Überlebenden zu der demütigenden Arbeit gezwungen, ihre eigenen Häuser und Städte dem Erdboden gleichzumachen.[25]

Eine völlige Vernichtung Thebens war also durchaus wahrscheinlich. Das sahen auch zeitgenössische Beobachter so, die um Thebens endgültiges Verschwinden trauerten.

Doch in einer Welt menschlicher und tierischer Muskelarbeit war eine solche Zerstörung keine leichte Aufgabe. Trotz der Verwendung nicht brennbarer Steinfundamente, Lehmziegelwände und Ziegeldächer

konnten antike Häuser durch das Entzünden von Holzsparren und Stützholz in Brand gesteckt und zum Einsturz gebracht werden. Tondachziegel und behauene Steine waren im antiken Griechenland wertvolle Güter. Wir sollten also davon ausgehen, dass, wie beim Sklavenverkauf, Hausierer die verlassene Stätte überschwemmten und Steine, Ziegel und Fliesen an die umliegenden Böotier versteigerten.

Die Aufgabe, noch verwertbare Baumaterialien wegzuschaffen, hätte Monate, wenn nicht Jahre gedauert. Tatsächlich zeigen zeitgenössische Inschriften auf Stein, dass die pro-makedonischen Böotier, die bei der Zerstörung der Stadt halfen, die Beute – wie Gold-, Silber-, Bronze- und Eisengeräte und noch verwertbare Holzmöbel – nutzten, um Schreine und Gebäude für die kommenden Jahre zu stiften. Der Stadtkern und das umliegende Ackerland thebanischer Familien wurden ebenfalls bei Immobilienauktionen verkauft oder unter den Böotiern aufgeteilt, die sich den Makedoniern in den Kämpfen angeschlossen hatten.[26]

Der Historiker Arrian beendet seinen traurigen Bericht mit der Bemerkung, dass die Einheimischen die Versteigerung der Beute abschließen und die Verwüstung bewachen mussten:

> Alexander übertrug die endgültige Regelung der thebanischen Angelegenheiten den Verbündeten, die an der Aktion beteiligt waren. Sie hielten es für klug, Cadmea mit einer Garnison zu sichern, die Stadt dem Erdboden gleichzumachen, alle Ländereien außer denen, die den Göttern geweiht waren, unter sich neu aufzuteilen und die Frauen und Kinder sowie so viele der bis dahin überlebten Männer in die Sklaverei zu verkaufen.[27]

Zusammenfassend war die Stadt Theben am ersten Tag der Belagerung so, wie sie in den vorangegangenen 350 Jahren immer gewesen war. Innerhalb weniger Tage gab es weder Thebaner noch überhaupt ein Theben. Am Ende der Schlacht war Alexander einen Moment lang unsicher oder täuschte Unsicherheit über das letztendliche Schicksal der Überlebenden vor. Die Politik war schwierig, abgesehen von den unmittelbareren logistischen Herausforderungen, eine

beträchtliche überlebende griechische Bevölkerung von 30.000 oder mehr ohne Lebensunterhalt zu versorgen.

Einerseits war Theben der heiligste der Stadtstaaten, die mythische Heimat panhellenischer Helden und Götter wie Herakles und des Gottes Dionysos. Die berühmtesten tragischen Archetypen Griechenlands – Antigone, Kadmos, Ödipus, Pentheus, Teiresias und Semele – waren gleichbedeutend mit der thebanischen Überlieferung. Die Stadt und ihre Umgebung hatten einige der größten Namen der griechischen Poesie hervorgebracht, wie Hesiod und Pindar, und ihr Ruf war Alexander und den Makedoniern offenbar immer noch wichtig.

Die Anhänger des Pythagoras hatten in Theben einen großen Kult genossen. Es gab in der Stadt auch eine Anhängerschaft der Sokrates-Philosophie. Die thebanischen Philosophen Simmias und Kebes erscheinen oder werden in sokratischen Reden sowohl bei Platon als auch bei Xenophon erwähnt. Krates, der thebanische Zyniker, war zu dieser Zeit ein Schüler des Diogenes von Athen. Der Thebaner und Pythagoräer Epaminondas galt nur drei Jahrzehnte nach seinem Tod nach allgemeiner Auffassung als der größte Mann, den Griechenland hervorgebracht hatte. Der Römer Cicero ernannte ihn drei Jahrhunderte später noch zum Princeps Graecae („Erster Mann Griechenlands“). Wollte Alexander also wirklich die Heimat einer so reichen philosophischen und kulturellen Tradition auslöschen?[28]

Noch relevanter: Wenn Alexander die Stadt dem Erdboden gleichmachte und die überlebende Bevölkerung tötete oder versklavte, konnte er sich immer noch nicht sicher sein, wie die anderen etwa 1.500 griechischen Stadtstaaten reagieren würden. Zwar gab es in den zahlreichen Kriegen der Griechen viele Gelegenheiten, bei denen die unterlegenen Poleis dem Erdboden gleichgemacht wurden. Aber weder das ausgelöschte winzige Melos noch Plataea kamen an die Fläche oder Bevölkerung des klassischen Theben heran.

Andere Städte wie Athen und Sparta waren besiegt worden, und ihre siegreichen Feinde besetzten entweder ihre Stadtzentren oder hatten ihre Vororte erreicht, aber beide überlebten unbeschadet Niederlagen im Jahr 403 bzw. 369. Die streitenden Stadtstaaten wollten im Allgemeinen

nicht, dass ihre großen Poleis wie Athen, Sparta – oder Theben – dem Erdboden gleichgemacht wurden.

Es gab also einige Gründe für Nachsicht. Alexander war ein Student der makedonischen Propaganda seines verstorbenen Vaters. Philipp II. hatte zwei Jahrzehnte lang unaufrichtig gepredigt, dass die Monarchie die ewig streitenden und selbstzerstörerischen Stadtstaaten lediglich zu einer panhellenischen Koalition vereinen wolle. Dann würden alle Stadtstaaten unter makedonischer Führung als unteilbares griechischsprachiges Volk gemeinsam in Asien einfallen. Sie würden die griechischen Landsleute Kleinasiens befreien. Sie würden es den Persern heimzahlen, dass sie sich fast zwei Jahrhunderte lang in hellenische Angelegenheiten eingemischt hatten, darunter zwei Invasionen des griechischen Festlands. Und praktischer noch: Sie würden alle gemeinsam reich werden, indem sie die Städte und Schatzkammern des Achämenidenreichs plünderten. Die unbewaffneten Einwohner einer der berühmtesten Städte Griechenlands am Vorabend eines solchen Projekts abzuschlachten, war wahrscheinlich nicht förderlich für eine solche ökumenische Erzählung.[29]

Theben bildete zusammen mit Sparta, Athen und Korinth traditionell eine Tetrade der angesehensten, mächtigsten und einflussreichsten griechischen Festlandstaaten, vielleicht analog zur Vorherrschaft der amerikanischen Städte Boston, New York, Philadelphia und Washington des frühen 19. Jahrhunderts. Es gab eine Tradition, dass die Tetrade zwar in wechselnden Allianzen gegeneinander kämpfte und die Sieger oft mit der Auslöschung der Besiegten drohten, eine solche Auslöschung großer Städte jedoch noch nie vorgekommen war.

Andererseits gab es noch realistischere Argumente für die Härte der Makedonier. Alexander war erst einundzwanzig. Er war unerprobt. Seine Königswürde war das merkwürdige Ergebnis der Ermordung seines Vaters, der noch mindestens ein oder zwei weitere Jahrzehnte König hätte sein sollen. Die Ermordung dieses 46-jährigen militärischen Genies hatte sofort zahlreiche Putschversuche gegen Alexander von prominenten, älteren und etablierten Thronanwärtern ausgelöst. Mordkomplotte waren immer noch weit verbreitet. Im gesamten

makedonischen Reich gab es noch immer potenzielle Rebellionen unterworfener Städte im Norden.

Die Ausrottung der Thebaner würde also mehreren Zwecken dienen. Am wichtigsten war, dass sie allen potenziellen makedonischen Thronrivalen signalisieren würde, dass Alexander skrupellos, rücksichtslos und unberechenbar war. Wenn er sich nicht davor fürchtete, die legendärste griechische Stadt auszulöschen, dann würde er sicherlich noch härter gegen makedonische Hofverschwörer vorgehen.

Als nächstes würden die Ruinen von Theben die Griechen vor den Folgen einer Rebellion warnen. Im Nachhinein geschah genau das. Potenzielle verbündete Polis-Revolutionäre stellten nicht nur ihre Agitation aufgrund von Gerüchten über seine Invasion ein, sondern machten innerhalb weniger Tage nach Alexanders Ankunft in Theben auch alle seine pro-thebanischen Gegner in ihren eigenen Städten ausfindig. Gleichzeitig schickten die Stadtstaaten unterwürfige Delegationen, die ihre uneingeschränkte Unterstützung beteuerten.

Die Vernichtung würde sofort die letzten Hindernisse für die bevorstehende Invasion Kleinasiens beseitigen, deren Planung und Vorbereitungen im Jahr zuvor unter Philipp II. in Kleinasien selbst begonnen hatten. Alexander war besonders wütend über die Anwerbung griechischer Söldner durch die Perser. Er nahm an, dass die Ausrottung Thebens die Botschaft aussenden würde, dass griechische Soldaten, die von den Persern angeheuert wurden, über das Schicksal ihrer thebanischen Brüder nachdenken sollten. Doch selbst nach der Zerstörung der Stadt meldeten sich Tausende von Griechen sowohl in Griechenland als auch in Kleinasien in den Dienst der Perser, um Alexander aufzuhalten. Vielleicht zwanzigtausend würden in seiner ersten großen Schlacht am Granikos (334 v. Chr.) gegen ihn kämpfen, und griechische Söldner wurden weiterhin von den Persern bei Issos angeheuert (333 v. Chr.).[30]

Aus Kleinasien gab es bereits Berichte über wachsenden Widerstand gegen die Vorbereitungen von Alexanders Generälen. Sie drängten ihn, die griechische Heimatfront so schnell und dauerhaft wie möglich zu beruhigen. In einem zynischen Sinn war sich Alexander darüber im Klaren, dass seine Härte in Theben zu Forderungen nach einer

griechischen Einheit unter makedonischer Führung führen würde und dass jede Gnade die Rede von einem panhellenischen Widerstand gegen ausländische Tyrannei ermutigen würde.

Darüber hinaus hatte der junge Alexander versucht, in strategischem Denken, insbesondere in Reaktion auf Aufstände, dem Zuckerbrot-und-Peitsche-Prinzip seines verstorbenen Vaters zu folgen. Philipp hatte 348 v. Chr., also gerade einmal dreizehn Jahre zuvor, auf existenzielle Weise mit dem rebellischen und einflussreichen nordgriechischen Stadtstaat Olynth auf der chalkidischen Halbinsel umgegangen. Er führte eine kurze und erfolgreiche Besetzung der historischen Hauptstadt eines Bundes aus 32 Städtestaaten durch. Nachdem er die Versklavung und den Verkauf der überlebenden Bevölkerung überwacht hatte, wurde die gesamte Stadt dem Erdboden gleichgemacht. Auf diese Rücksichtslosigkeit folgten unmittelbare Gesten des guten Willens gegenüber Makedonien seitens der meisten verängstigten nordgriechischen Städte. Offenbar machten sich weder Philipp noch Alexander Sorgen, dass ihre jeweilige Vernichtung zweier großer griechischer Städte, Olynth und Theben, auf ihr Erbe zurückfallen könnte, das monströs und beispielhaft für halbzivilisierte Makedonier war, die man auf Leben und Tod bekämpfen und nicht beschwichtigen wollte.[31]

Alexander und Philipp hatten wahrscheinlich auch persönliche Gründe für ihre besondere Feindseligkeit gegenüber Theben. Als Junge hatte Philipp Epaminondas, den großen thebanischen General, der die Macht Spartas beendete, sehr bewundert. Tatsächlich hatte er während der Herrschaft seines eigenen Vaters mehrere Jahre als Geisel (ca. 368–365 v. Chr.) in Theben verbracht und dabei anscheinend selbst militärische Strategie und Diplomatie von Epaminondas übernommen. Als er König wurde, übernahm er thebanische Infanterieprotokolle sowie seine eigenen taktischen Neuerungen. Doch Theben erwiderte die Bewunderung nicht und führte tatsächlich die Opposition gegen Philipp an.

Es gab noch andere Gründe, Theben zu zerstören und Thebaner zu massakrieren. Alexander spürte, dass Theben auch von seinen böotischen Nachbarn aus verschiedenen Gründen zutiefst gehasst wurde,

von denen einige durchaus berechtigt waren. Die thebanische Hegemonie (371–362 v. Chr.) hatte Satelliten-Stadtstaaten traditionell gezwungen, untergeordnet zu bleiben, anstatt sich mit Theben zu verbünden. Die Hauptstadt war immer hart mit jeder Polis im böotischen Bund umgegangen, die der ausländischen Intrigen verdächtigt wurde. Tatsächlich war, wie wir gesehen haben, der Hauptgrund dafür, dass Platäer, Thespianer und Orchomenier Thebaner auf den Straßen ermordeten, dass Theben zu verschiedenen Zeiten alle drei dieser Nachbarstädte dem Erdboden gleichgemacht und ihre Bevölkerung versklavt hatte. Ihre Nachbarn, die Phoker, teilten ebenfalls frühere Beschwerden und wollten Theben unbedingt zerstören. Einige unserer Quellen erwähnen weitere „andere“ Böoten aus namenlosen Stadtstaaten, die die Thebaner ebenfalls verabscheuten und an dem Amoklauf teilnahmen. Theben wurde außerdem noch immer dafür verachtet, dass es im Perserkrieg im frühen 5. Jahrhundert v. Chr. auf der Seite der Perser stand. Während Sparta und Athen bei den Thermopylen und Salamis unsterblichen Ruhm erlangten und eine große Koalition zum endgültigen Sieg in der entscheidenden Schlacht von Plataea führten, hatte sich Theben, zu seiner ewigen Schande, 480 v. Chr. mit den persischen Invasoren verbündet.

Während die thebanischen Mythen dramatische panhellenische Floskeln waren, waren sie auch groteske Erinnerungen an etwas Gruseliges und Perverses in der griechischen Vergangenheit und insbesondere an unheimliche Ereignisse in der Stadt im Schatten des Bergs Kithairon. Die Griechen bemerkten, dass alle schlimmsten Pathologien der athenischen Tragödie – die angebliche „alte Schande“ der „alten Verbrechen“ Inzest, Vatermord, Brudermord, Kindsmord, Muttermord, Enthauptung, Selbstverstümmelung, orgiastische Exzesse – die thebanischen Häuser von Ödipus und Kadmus kennzeichneten. Die grauenhaften Geschichten mythologischer Figuren wie Eteokles und Polyneikes, Laios, Iokaste und Ödipus sowie Pentheus und Agave schienen Theben angemessen zu repräsentieren. Diese alten Geschichten wurden im Dionysostheater in Athen, dem traditionell größten Feind Thebens, nachgespielt. Justin bemerkte, dass dieses Thema eine zentrale Rolle bei den Argumenten für die Zerstörung

Thebens spielte: „Sie brachten auch die sagenhaften Berichte über ihre alten Verbrechen vor, mit denen sie jedes Theater gefüllt hatten, um sie nicht nur wegen ihrer jüngsten Niedertracht, sondern auch wegen ihrer alten Niedertracht verhasst zu machen.“[32]

Die Makedonier profitierten auch von der Auslöschung des vermeintlichen strategischen und militärischen Führers der griechischen Stadtstaaten. Vor der katastrophalen griechischen Niederlage in der Schlacht von Chaironeia hatte ein vereintes Böotien unter Theben den griechischen Widerstand gegen Makedonien angeführt. Die Zerstörung Thebens schwächte die Einheit Böotiens und damit einen Knotenpunkt des antimakedonischen Widerstands. Böotien, das selbst keine große Hauptstadt hatte, war nicht länger zu fürchten. Seine Führung würde zersplittert und zerstreut sein. Die Böoten würden in einer neuen Welt mit Streitereien zwischen ihren kleinen Städten zurückbleiben, während die alten Giganten Athen und Sparta, einst furchterregende Militärmächte, zu leeren Megaphonen degradiert wurden.[33]

Darüber hinaus ähnelten die Makedonier eher den Griechen als dass sie als echte Hellenen galten. Sie sprachen eine eng verwandte, aber dennoch etwas andere Sprache, die für die Griechen des Südens nur teilweise verständlich war. Zusätzlich zu den sprachlichen und ethnischen Unterschieden waren sie an antihellenische Traditionen der Monarchie und politische Agenden gebunden, die freie und autonome Stadtstaaten ausschlossen.

Der halbgriechische, halbmakedonische Alexander zeigte trotz all seiner späteren frommen Reue über die Zerstörung Thebens und seines panhellenistischen [grossgriechischen] Geschwätzes über die „Freiheit der Griechen“ bezeichnenderweise wenig Mitgefühl für jeden, der ihm in die Quere kam, ob nun Einzelpersonen oder Völker. Er hinterließ seinen diktatorischen Nachfolgern in der hellenistischen Welt ganz gewiss keine demokratischen Ideale. Die Liste seiner zerstörten Städte, versklavten Völker und abgeschlachteten Freunde und Feinde sollte im Laufe des nächsten Jahrzehnts in Asien nur noch länger werden.[34]

Alexander erkundigte sich nur dann nach den Ansichten der eroberten und entmachteten griechischen Staaten, wenn er annahm, dass sie mit seinen eigenen Wünschen übereinstimmten. Nur in diesem

Zusammenhang übergab er das Schicksal der Thebaner formell dem Korinthischen Bund, Philipps unterwürfigem Rat griechischer Stadtstaaten – mit besonderem Respekt gegenüber jenen Poleis, die an der jüngsten Schlacht teilgenommen hatten – in einer vorgetäuschten Zurschaustellung demokratischer Besorgnis. Er spielte die Rolle des späteren Pontius Pilatus, indem er ein widerwilliges Zugeständnis an das harte Urteil seiner Verbündeten vortäuschte.

In Wahrheit wusste Alexander instinktiv, dass die kriecherischen griechischen Vertreter im Korintherbund sicherlich die härtesten Strafen gegen Theben fordern würden, und sei es nur, um zu verhindern, dass das nun untätige makedonische Militär gegen ihre eigenen Mauern marschierte. Daher begrüßte Alexander die Äußerung der böotischen Forderungen nach keiner Gnade aufgrund jahrhundertelanger angeblicher Sünden der Thebaner. Er wurde nicht enttäuscht. Die Liste der aufgestauten Beschwerden der gehässigen antithebanischen böotischen Staaten reichte sogar bis in mythische Zeiten zurück. Der Historiker Justin überprüfte die lange Liste der thebanischen Übertretungen:

> Bei den Beratungen über die Zerstörung der Stadt betonten die Phoker, Platäer, Thespianer und Orchomenier – Verbündete Alexanders und Teilnehmer an seinem Schlachtsieg – immer wieder die Zerstörung ihrer eigenen Städte und die Grausamkeit der Thebaner. Sie schimpften auf sie, nicht nur wegen ihrer gegenwärtigen, sondern auch wegen ihrer früheren Hilfe für die Perser, die gegen die Interessen der Freiheit Griechenlands gerichtet war. Aus diesem Grund, sagten sie, sei die Stadt zum Gegenstand allgemeinen Hasses geworden, was deutlich geworden sei, als alle geschworen hatten, Theben zu zerstören, sobald die Perser besiegt wären.[35]

Kleadas, ein thebanischer Rhetoriker und jetzt ein Gefangener, der Versklavung oder Tod gegenüberstand, flehte die makedonischen Sieger an, die Gefangenen zu verschonen und die Stadt zu bewahren. Kleadas führte rechtliche, historische und mythologische Gründe für seine

Nachsicht an, geleitet von seinem eigenen Interesse, noch einen Tag länger als freier Mann zu leben. Er argumentierte perverserweise, dass die Thebaner technisch gesehen nur aufgrund der falschen Gerüchte über Alexanders Tod revoltiert hätten, als ob eine solche fehlerhafte Berechnung eine prinzipielle Entscheidung wäre. Kleadas argumentierte offenbar im Namen der Verdammten, dass sie nicht wüssten, ob die makedonischen Erben eines angeblich verstorbenen Alexanders die Vereinbarungen ihres verstorbenen Führers mit den Griechen eingehalten hätten. In juristisch reduktionistischen Begriffen waren die Thebaner also nur schuldig, gegen die Mörder eines toten Alexander rebellieren zu wollen, und konnten nun logischerweise Verbündete des lebenden Alexander werden. Wie der aktuelle bewaffnete Kampf der Thebaner gegen einen jungen König, der noch sehr lebendig war, ein solches Plädoyer stützte, können wir nicht wissen.

Am Ende hatte der verzweifelte Kleadas die unglückliche Aufgabe, Alexander davon zu überzeugen, dass seine Mit-Thebaner nicht opportunistisch waren, wenn sie nach Ereignissen suchten, die ihre Oberherren schwächen könnten. Ziemlich geschickt stellte er die Thebaner als gute Anwälte dar, die die potenziellen makedonischen Anwärter auf den Thron des angeblich toten Alexander für weniger vertrauenswürdig hielten als ihren verstorbenen König. Am Ende kaufte niemand dieses lächerliche Argument.

Kleadas fügte jedoch zumindest einen logischen und realistischen Punkt hinzu: dass die Zerstörung Thebens überflüssig war. Schließlich waren die Jugendlichen im wehrfähigen Alter größtenteils bereits tot. Das Militär existierte nicht mehr. Die Stadt war nun größtenteils das erbärmliche Reich der Alten, Frauen, Kinder und Gebrechlichen. Er beendete seine Rede mit einem emotionalen Appell an die gemeinsamen mythologischen Wurzeln des thebanischen Panhellenismus, eine Anspielung, die direkt auf Alexanders gefeierte Verehrung des Herakles abzielte:

> Er bat den König auch um Aufschub, weil er aus Aberglauben zu Herakles neigte, der unter den Thebanern geboren worden war und von dem der Clan der Aiaciden abstammte, und auch, weil er

> wusste, dass sein Vater Philipp seine Jugend in Theben verbracht hatte. Und so bat er darum, eine Stadt zu verschonen, die einige von Alexanders eigenen Vorfahren, die dort geboren worden waren, als Götter gefeiert und andere, die dort aufgewachsen waren, als Könige von größtem Rang angesehen hatte.[36]

Wie Arrian die Debatte aufzeichnete, erinnerten die verärgerten pro-Makedonischen Böoten Alexander auch daran, dass die Thebaner nicht nur die Griechen 480 v. Chr., also etwa 145 Jahre zuvor, verraten hatten, sondern auch während des Peloponnesischen Krieges das nahegelegene Plataea angegriffen und damit einen Krieg ausgelöst hatten, in dem die Thebaner die Zerstörung des benachbarten Stadtstaates forderten und durchsetzten. Darüber hinaus hatten die Thebaner nach der Niederlage Athens im Peloponnesischen Krieg (fast siebzig Jahre zuvor) ihre Verbündeten, die siegreichen Spartaner, vergeblich angefleht, Athen dem Erdboden gleichzumachen. Dass die Thebaner sogar die Spartaner nachsichtig erscheinen ließen, war in der Gegenwart ein gutes Argument dagegen, ihnen gegenüber Nachsicht zu zeigen. Zusammenfassend kann man sagen, dass Theben in seiner Geschichte die Zerstörung einer ganzen Reihe von Stadtstaaten befürwortet und durchgesetzt hatte, und nun sollte die Göttin Nemesis ihren Willen durchsetzen.[37]

Auch die Rolle des Irrationalen darf nicht außer Acht gelassen werden. Die Thebaner hatten Alexander nicht nur getrotzt, sondern nach der Ablehnung seiner Bedingungen auch seine Gesandten beleidigt. Auf Veranlassung der thebanischen Exilanten, die vor der Belagerung in ihre Heimat zurückgekehrt waren, hatten sie zuvor zwei Offiziere der makedonischen Garnison in der Stadt ermordet, zusammen mit einigen prominenten Thebanern in Alexanders Marionettenregierung. In der Schlacht hatten thebanische Hopliten fünfhundert seiner besten Soldaten erschlagen. Mit anderen Worten: Alexander hatte in Theben mehr Todesopfer zu beklagen als drei Jahre zuvor in Chaironeia und in sechs Monaten bei seinem ersten großen Sieg über die Perser am Granikos (Mai 334). Sogar bei seinem meisterhaften Sieg über die Perser bei Gaugamela (331 v. Chr.) verlor Alexander Berichten zufolge nur 500 Infanteristen. Für die Makedonier war der Tod von 500 Berufssoldaten

bei Theben am Vorabend der Invasion Persiens ein schrecklicher – und unverzeihlicher – Verlust.

Einige Gelehrte führen noch ein weiteres, persönlicheres Motiv an. So wie Alexanders Vater Philipp II. Olynth dem Erdboden gleichgemacht hatte, weil die Bürger des Stadtstaates einen von Philipps Rivalen auf den makedonischen Thron bevorzugten, so vermutete Alexander, dass die Thebaner weniger darauf erpicht waren, das makedonische Joch abzuschütteln, als vielmehr seinen Anspruch auf Philipps Thron durch den seines Rivalen Amyntas zu ersetzen, eines Generals, der den Griechen gegenüber wohlgesinnter galt.[38]

Dennoch fand Alexander eine Lösung für sein Dilemma. Indem er die Entscheidung einer „Mehrheitsentscheidung“ seiner griechischen Verbündeten aus dem Korinthischen Bund überließ, besänftigte er den Hass der Böoten auf Theben. Die Thebaner-Hasser würden ihre Chance auf Rache und Profit bekommen. Die Makedonier-Hasser konnten die Schuld für das Massaker ihren griechischen Landsleuten und nicht Alexander zuschieben.

Die Hetzjagd der rachsüchtigen Böoten auf die hilflosen Bürger Thebens war in vielerlei Hinsicht analog zur Politik der Wehrmacht nach der Invasion der Sowjetunion im Juni 1941. Die Nazis vergaben einen Teil ihrer Barbarei oft an lokale Faschisten in Osteuropa und den baltischen Staaten. In dieser Hinsicht sind in unserer Studie über zum Untergang verurteilte Staaten tatsächlich zwei fatale Schwächen der Zielländer thematisch. Erstens beteiligten sich ihre angeblichen „Freunde“ oder Verbündeten so oft an der Zerstörung oder hielten sich in sicherer Entfernung zurück. Und zweitens waren die Verteidiger am Vorabend der Invasion oft intern zerstritten und zerstritten und konnten sich angesichts eines gemeinsamen Feindes nie wirklich vereinen.

Da war wieder das finanzielle Argument. Der Verkauf der gesamten überlebenden Bevölkerung an Sklavenauktionatoren brachte Alexander, wie erwähnt, 440 Talente ein. Diese Summe entsprach dem Jahreslohn für mehr als 7.000 seiner Soldaten, was offenbar ein weitaus besseres Angebot war als die Versorgung Tausender Hilfloser in der besetzten Stadt.[39]

Alexander fand schließlich auch einen juristischen Vorwand, um keine Gnade walten zu lassen. Seine griechischen Stellvertreter befanden die Thebaner für schuldig, die Götter entehrt zu haben, indem sie ihre heiligen Eide als Mitglieder von Alexanders eigenem Marionettenbund von Korinth gebrochen hatten, nämlich ihr früheres Versprechen, sich unter makedonischer Führung für eine gemeinsame Sache gegen die Perser zu vereinen. Die sogenannten Delegierten entschieden, dass die Thebaner nicht nur Alexander, sondern auch ihre hellenischen Mitstaaten verraten hätten.[40]

———

Wie erklärten Zeitgenossen später die Kette der katastrophalen thebanischen Entscheidungen, die Schritt für Schritt zur Zerstörung ihrer Kultur, ihres Volkes und ihrer Stadt führten? Zu jedem beliebigen Zeitpunkt im Herbst und Winter 335 v. Chr. hätte eine andere Entscheidung, ein Einspruch, ein Rückschritt zu einem besetzten, aber noch existierenden Theben führen können. Andernfalls wäre die Stadt möglicherweise wie die anderen Städte gewesen, die unter makedonischer Verwaltung unfrei – aber am Leben – geblieben waren. Kurz gesagt, wie konnten sich die Thebaner so sehr verkalkulieren, dass sie einen zum Scheitern verurteilten Aufstand inszenierten und dann zuließen, dass aus einer wahrscheinlichen Niederlage eine sichere Vernichtung wurde?

Die erste Entscheidung der Thebaner, im Rückblick katastrophal, war eine völlige Fehleinschätzung sowohl ihrer militärischen Macht als auch ihres Prestiges und Einflusses unter den Stadtstaaten. Ihr Vertrauen in die thebanische Armee war anachronistisch, als wären sie 35 Jahre früher in die Tage der thebanischen Hegemonie (371–362 v. Chr.) zurückgekehrt. Außerdem glaubten die Thebaner aus irgendeinem Grund, wenn sie es allein wagten, Alexander zu trotzen, würden sich Tausende anderer Griechen ihrer Sache anschließen. Anderen wäre das vielleicht auch gelungen, aber nur, wenn Theben zuvor die riesige makedonische Armee besiegt hätte, die aus dem Norden über sie herfiel.

Das Problem war nicht nur, dass die Thebaner eine veraltete oder sogar romantische Sicht auf ihre eigene Vergangenheit hatten. Sie hatten auch die militärische Revolution, die Philipp II. und seine einst bäuerlichen und geringgeschätzten Makedonier herbeigeführt hatten, nie richtig gewürdigt. Der Einsatz der längeren Pike oder Sarissa durch seine neue Armee, ein viel besser integrierter Einsatz größerer Kontingente schwerer und leichter Kavallerie und verschiedener Fernkampftruppen, der Elan und Drill einer professionellen Phalanx, die zentrale inspirierende Rolle eines berittenen Königs an der Spitze seiner Armee – einer Streitmacht, die inzwischen viel größer war als die Bevölkerung der meisten Stadtstaaten –, all das hatte die alten agrarischen Hoplitenmilizen der Stadtstaaten überflüssig gemacht.

Dass die Thebaner die Folgen von Philipps militärischer Revolution nicht richtig erkannten, war besonders ironisch, da der junge Philipp während seiner drei entscheidenden Jahre als Geisel (369–367 v. Chr.) unter der Obhut von Pammenes stand, einem Anführer der thebanischen Heiligen Schar. Der Teenager, obwohl während dieser Geiseljahre erst 15 bis 17 Jahre alt, kannte Epaminondas und Pelopidas, beide Generäle auf dem Höhepunkt ihrer militärischen und politischen Karrieren. Wissenschaftler haben argumentiert, dass viele der militärischen Reformen, die Philipp ein Jahrzehnt später durchführte, auf seinen früheren Beobachtungen aus erster Hand oder ähnlichen Berichten über das taktische und organisatorische Genie von Epaminondas selbst beruhten, insbesondere der Einsatz von Reserven durch die Makedonen, der schräge Angriff einer vertieften Phalanx, die Synchronisierung von Infanterie und Kavallerie und der Einsatz einer Armee als Instrument politischer Ideologie. Tatsächlich hatte Philipp viele seiner früheren Erfahrungen aus Theben während seiner etwa zwanzigjährigen Eroberungskampagnen angewandt, in denen er fast dreißig erfolgreiche Feldzüge durchführte. Seine makedonische Armee hatte erfolgreich über zehn Städte gestürmt und weitere 44 erobert.[41]

Die zweite unheilvolle Entscheidung der Thebaner wurde von allen griechischen Stadtstaaten geteilt, nämlich den leeren Gerüchten der zurückkehrenden thebanischen Exilanten Glauben zu schenken, Alexander sei im Norden ermordet worden. Dies war vielleicht eine

vernünftige Annahme, da Alexander die Monate nach der Ermordung seines Vaters damit verbrachte, Rivalen um den Thron seines Vaters zu liquidieren – viele von ihnen Blutsverwandte mit besseren Verbindungen zur alten Garde makedonischer Generäle – und so Komplotte zu verhindern.

Viele unserer antiken Quellen nennen diese thebanische Freude beim bloßen Gedanken an einen toten Alexander als den Funken, der die thebanischen Leidenschaften entfachte. Ein weiterer Bericht, der bei Arrian gefunden wurde, machte die Rückkehr der eigennützigen thebanischen Exilanten, die zuvor von Philipp verbannt worden waren und nun ihre Zukunft als freie Thebaner von der Niederlage der Makedonier abhängig sahen, für den thebanischen Aufstand verantwortlich.

Dennoch scheint es unglaublich, dass die Thebaner einem so offensichtlich eigennützigen Gerücht Glauben schenken konnten, das von Exilanten verbreitet wurde, deren Leben und Karriere von der aufkeimenden Revolte gegen Makedonien abhingen. Die Rebellen waren so abgehoben, dass sie weiterhin logen, Alexander könne unmöglich an der Spitze der vorrückenden Armee stehen – bis er vor ihren Mauern auftauchte.

Man beachte auch diese vorhersehbare, immer wiederkehrende menschliche Eigenschaft des Vertrauens in die Hoffnung, die der Historiker Thukydides als Naivität und „Hoffnung, der gefährliche Tröster“ bezeichnete. Die Karthager wollten auch glauben, dass gleichgesinnte makedonische Abtrünnige die Macht Roms aus Afrika abgezogen hatten. Die Ost-Römer an den Mauern von Konstantinopel hielten sich an Gerüchte, eine christliche Hilfsflotte sei auf dem Weg zum Bosporus. Die Azteken redeten sich unzählige Male ein, Cortés sei in der Schlacht überwältigt worden und tot.

Nach der Niederlage bei Chaironeia hatten sich die Verbannten offenbar in alle griechischen Stadtstaaten verstreut. Die meisten konnten angesichts der großen makedonischen Garnison an der Kadmea nicht nach Hause zurückkehren. Die verängstigte Marionettenregierung von Theben hatte ihnen sogar den Besuch ihrer Häuser verboten. Doch in Arrians Erzählung verbreiteten die ankommenden Verbannten nicht nur

die Lüge, Alexander sei tot, sondern führten auch sofort einen regelrechten Putsch durch, um die Vichy-ähnliche pro-makedonische Regierung von Theben durch einen demokratischen Ersatz zu ersetzen. Er stellt fest, wie leicht sie die thebanische Versammlung mit demokratischen Parolen aufstachelten:

> Zu dieser Zeit wurden einige der aus Theben verbannten Verbannten, die nachts in die Stadt gekommen waren, von jenen Bürgern begleitet, die einen Aufstand planten … Nachdem sie die Versammlung betreten hatten, stachelten sie die Thebaner mit alten und edlen Parolen wie „Freiheit“ und „Unabhängig-keit“ dazu auf, gegen Alexander zu rebellieren und sich endlich von der Unterdrückung der Makedonier zu befreien. Sie schienen den Menschen besonders zu überzeugen, indem sie darauf beharrten, dass Alexander bei den Illyrern gestorben sei. Das Gerücht wurde von vielen Leuten verbreitet und gewann an Glaubwürdigkeit, weil Alexander lange Zeit abwesend gewesen war und keinerlei Nachrichten von ihm eingetroffen waren.[42]

Selbst wenn die Gerüchte der Verbannten über den Tod des einundzwanzigjährigen Alexander wahr gewesen wären, hatten die Thebaner wieder einmal nicht erkannt, dass seine Armee immer noch von Philipps überlebender alter Garde erfahrener Generäle angeführt wurde, den Profis, die zuerst das makedonische Militär aufgebaut hatten. Ihr Ruf für institutionalisierte militärische Überlegenheit war der Grund dafür, dass sich Gerüchte verbreiteten, dass der angeblich tote Untergebene Alexanders, Antipater, den Marsch nach Theben anführte. Die thebanischen Revolutionäre ließen außer Acht, dass die Veteranen von zwanzig Jahren ununterbrochenen Krieges an der Seite Philipps bedeuteten, dass kampferprobte Killer wie Antigonos, Antipatros, Krateros, Eumenes, Parmenio und Ptolemäus selbst ohne Alexander jedem griechischen Stadtstaatsgeneral und seiner Armee mehr als ebenbürtig waren. Auf dem griechischen Festland brauchten sie Alexander nicht, um sie in Kriegskunst, Diplomatie oder im Umgang mit rebellierenden Städten zu unterweisen.[43]

Ein dritter Fehler war das fehlgeleitete Vertrauen in die Macht, das Ansehen und die Allianz der lauten und selbstgefälligen, aber nun impotenten Athener. Nach dem Ende des Peloponnesischen Krieges hatte Theben bald ein Dreiecksabkommen mit dem besiegten Athen geschlossen, um eine aufsteigende spartanische Hegemonie über Griechenland zu verhindern. Diese Partnerschaft war später bei Chaironeia gescheitert, aber es bestanden noch immer starke Bindungen zwischen den einst verfeindeten Rivalen. Der unerschütterliche Redner und hauptsächlicher Makedonenhasser Demosthenes hatte nicht nur den Hass der Griechen auf Alexander geschürt. Er hatte auch Geld und Waffen an die Thebaner geliefert, in der unrealistischen Erwartung, dass sich athenische Truppen ihnen anschließen würden, sobald Theben einen erfolgreichen panhellenischen Aufstand anführte.44

Unglücklicherweise für Theben wurde Athen nicht nur von Pragmatikern regiert, sondern auch von einigen Staatsmännern, die die makedonische Sache aufrichtig unterstützten, dafür bestochen wurden oder aus Angst schwiegen. Athen hatte noch immer einen gewissen Glanz als Perikles' „Schule von Hellas". Doch es war nicht nur naiv, sondern selbstmörderisch, wenn die thebanischen Führer das Schicksal Tausender Zivilisten auf den wankelmütigen revolutionären Eifer der nahegelegenen Athener im Allgemeinen und Demosthenes im Besonderen stützten, der Berichten zufolge zuvor seinen Schild weggeworfen und in Panik geflohen war, als sich die athenische Armee bei Chaironeia auflöste.

Obwohl die Athener später allen thebanischen Flüchtlingen, die der Schlacht entkommen waren, Zuflucht gewährten, verflog ihr revolutionärer Eifer einfach, als sie zum ersten Mal einen lebenden Alexander auf sich zukommen sahen. Oder wie es der Historiker Justin trocken ausdrückte: Als die Athener die makedonische Armee in Attika sahen, waren sie die ersten, die ihre Rebellion bereuten, denn sie verwandelten ihre Verachtung für ihren Feind in beinahe Anbetung und bewunderten die einst verachtete Jugendlichkeit Alexanders, die älteren Führern überlegen war."

Plutarch bemerkte, dass Demosthenes den thebanischen Rebellen, die die makedonische Besatzungsgarnison angriffen, Waffen besorgt hatte.

Der Redner hatte Briefe an persische Generäle in Asien geschrieben, um sie zu drängen, Alexander den Krieg zu erklären. Später hatte er alle Griechen dazu aufgerufen, sich auf die Seite Thebens zu stellen. Doch als Alexander Theben dem Erdboden gleichmachte und dann seinen Blick nach Athen richtete und Demosthenes ins Visier nahm, „verdorrte Demosthenes“, in Plutarchs Worten.[45]

Ein vierter thebanischer Fehler war die Gehässigkeit, mit der ihre Anführer den makedonischen König grundlos beleidigten und eine politische oder sogar ideologische Revolte in eine Angelegenheit persönlicher Ehre und Rache für den jungen, unberechenbaren Alexander verwandelten. Die Thebaner hatten ihre Rebellion mit der Ermordung zweier makedonischer Aufseher, Amyntas und Timolaüs, begonnen, die in Friedenszeiten offenbar ohne Angst vor Gewalt durch die Straßen Thebens gegangen waren.

Als Alexander an den Mauern ankam, lehnten die Thebaner nicht nur seine Kapitulationsbedingungen ab – ein eher milder Status quo ante bellum, wenn auch mit der Kapitulation der Anstifter –, sondern verspotteten Alexander dabei auch. Ihr Trotz zielte verständlicherweise darauf ab, den Volkszorn gegen den Feind vor ihren Toren zu schüren. Aber der Spott der Thebaner, der angeblich erneut von den Verbannten geschürt wurde, trug auch dazu bei, dass Alexanders Ehrgefühl allein durch die Vernichtung der Stadt und nicht durch ihre bloße Niederlage besänftigt werden konnte.

Der Historiker Diodor bietet ein gutes Bild der Unwirklichkeit in Theben. Obwohl die Thebaner nicht über die nötigen Mittel verfügten, um die größte Armee der klassischen Welt aufzuhalten, machten sie trotzdem weiter und verunglimpften den gefährlichsten Mann der Welt:

> Zuerst blieb der König ruhig, ließ den Thebanern Zeit, ihre Ansichten zu ändern, und glaubte, dass auch nur eine einzige Stadt es nicht einmal wagen würde, sich einer solchen Armee im Kampf zu stellen. … Hätten die Thebaner der Situation nachgegeben und mit den Makedoniern über Frieden und ein Bündnis verhandelt, dann hätte der König ihre Forderungen mit Freude angenommen. Und er hätte allen ihren Forderungen zugestimmt, da er sehr darauf

> bedacht war, von diesen Unruhen in Griechenland verschont zu bleiben, damit er auf diese Weise ungestört den Krieg gegen Persien führen könnte. Als er jedoch schließlich begriff, dass die Thebaner ihn hassten, war er fest entschlossen, die Stadt zu zerstören. Durch diesen Terror würde er den Eifer derer brechen, die es wagten, gegen ihn zu revoltieren.

Alexander bot den aufsässigen Thebanern vergeblich eine letzte Chance, zu kapitulieren und ihr Leben und das ihrer Familien zu retten:

> Nachdem er seine Truppen für die Schlacht vorbereitet hatte, sandte er einen Herold, der verkünden sollte, dass sich jeder Thebaner, der dies wolle, ihm anschließen und so den Frieden genießen könne, der allen Griechen gemeinsam sei. Daraufhin antworteten die thebanischen Herolde von einem hohen Turm in der Stadt voller Zuversicht, dass jeder, der sich dem Großkönig [dem persischen König] und Theben anschließen wolle, um die Griechen zu befreien und den Tyrannen Griechenlands zu vernichten, zu ihnen kommen solle. Alexander wurde über diese Beleidigung wütend und so zornig, dass er beschloss, die Thebaner auf jede erdenkliche Weise zu bestrafen. Immer noch wütend machte er sich an die Arbeit, Belagerungsmaschinen zu bauen und alles andere vorzubereiten, was für die bevorstehende Schlacht notwendig war.[46]

Was war in den Jahren nach Alexanders Tod von der physischen Stadt bekannt oder übrig geblieben, außer einer Handvoll verlassener religiöser Bezirke und dem angeblichen historischen Zuhause und den Nachkommen des Dichters Pindar? Man darf nicht vergessen, dass Theben ein Stadtstaat war und nicht Teil einer Nation der Böoten. Die sogenannte Böotische Föderation war nur ein lockerer Zusammenschluss umliegender und kleinerer Stadtstaaten, die einen ähnlichen Dialekt, eine ähnliche Geschichte, ähnliche Kulte und ethnische Gemeinsamkeiten hatten. Aber sie waren auch kein Land. Alexander wusste, dass er, um Theben und seine Föderation zu enthaupten, einfach

alle Thebaner innerhalb der Stadt beseitigen musste, sodass nur ein paar in ganz Griechenland verstreute Exilanten übrig blieben.

Der Punkt ist, dass Theben kein Karthago oder Konstantinopel war, Städte, die einst ein riesiges Reich verwaltet hatten. Anders als ein provinzielles Theben mobilisierten sowohl Karthago als auch Konstantinopel in ihrer Blütezeit Arbeitskräfte und Geld weit über ihre Mauern hinaus. Selbst in ihrem Niedergang schöpften sie noch immer aus den natürlichen Ressourcen ihres Hinterlandes wie Holz, Ackerland und Minen. Im Gegensatz dazu war Theben, obwohl es für die Böoten wichtig war, für die hellenische Zivilisation nicht unverzichtbar. Und solch ein kleiner Stadtstaat hatte ipso facto nie eine realistische Überlebenschance gegen den größten Belagerer der antiken Welt, nachdem sein von Athen angestifteter, verträumter panhellenischer Aufstand im Nichts verpufft war.

Nach dem Ende der Stadt bewirtschafteten feindselige böotische Nachbarn thebanisches Land. Da Theben nicht in der Nähe von Steinbrüchen und Lehmgruben lag, waren die meisten Dachziegel, Steinfundamente und Mauern wertvolles Treibgut und wurden daher in benachbarte Städte abtransportiert. Die Einebnung der Stadt und die kontinuierliche Wiederverwendung aller noch verwertbaren thebanischen Stein- und Ziegelmaterialien im Laufe der Jahrhunderte sowie die Tatsache, dass die moderne Stadt auf ihren antiken Vorgängern thront, erklären, warum moderne Archäologen nur wenige materielle Spuren der thebanischen Katastrophe von 335 v. Chr. gefunden haben.

Die Bevölkerung war, mit Ausnahme einiger religiöser Persönlichkeiten und der Nachkommen Pindars, entweder tot oder versklavt. Theoretisch gab es jetzt keine freien thebanischen Bürger mehr – außer ein paar verbliebenen Verbannten in einigen Städten, die sich nicht dem ursprünglichen Zustrom nach Theben angeschlossen hatten, der den Aufstand ausgelöst hatte. Vielleicht hatten es einige geschafft, sich ihre Freiheit zu erkaufen, oder wurden von wohlwollenden Herren befreit. Von einer Handvoll Thebanern sind die Namen erhalten. Der athenische Redner Hyperides soll eine junge thebanische Gefangene, eine gewisse Phila („Geliebte“), für einen

exorbitanten Preis gekauft haben, die seine Geliebte wurde. Zweifellos war das ein häufiges Vorkommnis.[47]

Es gab einige Thebaner oder zumindest einige böotische Namen, die später während der makedonischen Kriege gegen die Perser in Asien erwähnt wurden. Wir haben keine Ahnung, wer diese Überlebenden unter den wenigen waren, die von Alexander verschont wurden: die promakedonischen Agenten und Agenten Alexanders; ehemalige Mitglieder der Priesterkasten; entfernte Nachkommen Pindars; oder jene Widerstandskämpfer, die 335 versklavt wurden, die später von ihren Herren befreit wurden und nach Asien zogen, um sich der persischen Armee anzuschließen.

Manche haben vermutet, dass einige Thebaner, die außerhalb der Mauern kämpften, dem Holocaust entkommen sein könnten, indem sie in lokale Häfen am Golf von Korinth flohen und zur See fuhren. Oder vielleicht nutzten einige Mitglieder der besiegten thebanischen Kavallerie seltene Gelegenheiten, sich in Sicherheit zu bringen, und kehrten nicht in die Stadt zurück, sondern versuchten stattdessen, vor der verlorenen Schlacht zu fliehen. Arrian zum Beispiel sagt über die thebanischen Reiter, dass sie irgendwann „die Ebene außerhalb der Stadt aufgefüllt“ hätten. Aber auch die später in der griechischen Literatur und Geschichte erwähnten Thebaner waren meist jene wenigen versklavten oder verschonten Bürger, die am Tag nach Alexanders Angriff auf die Stadt noch in Theben lebten.[48]

Bedauerten die Griechen den Verlust einer so ikonischen Stadt? Zunächst nicht. Alexander erreichte sein Ziel, jede verbleibende revolutionäre Stadt zur Unterwerfung zu zwingen. In den nächsten zwölf Jahren von Alexanders Leben schwiegen alle Griechen unter makedonischer Herrschaft entweder über das Schicksal der Thebaner oder wetteiferten miteinander, um sich bei den makedonischen Besatzern einzuschmeicheln.

Doch nach Alexanders Tod in Babylon im Jahr 323 v. Chr. und inmitten der zahlreichen Rivalitäten und Kriege zwischen seinen zahlreichen Nachfolgern und Möchtegern-Dynasten begannen unruhige, ermutigte Griechen, die gefallenen Thebaner als heldenhafte Widerstandskämpfer heiligzusprechen. Allmählich wurde der Untergang

Thebens mit dem Verschwinden des Mondes verglichen oder mit dem Verstummen des größten Wortschmieds Griechenlands. Irgendwie wurde das einst „verdiente“ thebanische Schicksal in etwas Beklagenswerteres verwandelt als eine inszenierte Tragödie.

Tatsächlich wurde „die Plünderung Thebens“ zu einer Art Topos für spätere athenische Redner wie Äschines und Dinarchus, die sich gegenseitig im Lobpreisen der Tapferkeit Thebens überboten, als ob die Athener das, was sie während der Existenz Thebens nicht materiell für dieses taten, nach seinem Verschwinden am eifrigsten rhetorisch tun würden. Arrian stellte einen ganzen Katalog zusammen, in dem er darlegte, wie schwer die Griechen später den Verlust ertragen mussten, wobei er allerdings behauptete, die Zerstörung sei eher dem Zorn Gottes als der Wut seines Helden Alexander geschuldet. Tatsächlich urteilte Arrian, als er fünfhundert Jahre später schrieb, die Zerstörung Thebens als die größte Katastrophe der griechischen Geschichte. Solche Krokodilstränen erinnern an den „Schock“ der westlichen Christenheit, als sie die Nachricht von der islamischen Plünderung Konstantinopels hörte, einer Belagerung, die zuvor nur wenige im Westen als eine substanzielle europäische Hilfe für die Ost-Römer in Notsituationen angesehen hatten.[49]

Nach Alexanders Tod schürten die immer kriegerischen, opportunistischen nachfolgenden makedonischen Regenten gelegentlich den panhellenischen Zorn über die Auslöschung der Stadt. In einem solchen Revisionismus erinnerten einige pro-makedonische Historiker die Griechen daran, dass Alexander selbst später seine Barbarei bereute und bewusst versucht hatte, Wiedergutmachung zu leisten, indem er jedem einzelnen Thebaner half, den er traf.

In einem solchen Klima des Revisionismus tauchte etwa zwanzig Jahre später ein neues „Theben“ in den Geschichtsbüchern wieder auf, allerdings erst nach dem Tod Alexanders des Großen. Der makedonische General und Nachfolger des griechischen Regenten Kassander gründete an dieser Stelle eine kleinere, fast symbolische Version der berühmten antiken Stadt, mit einer kürzeren Ringmauer, die nur den alten thebanischen Stadtkern und die Akropolis von Kadmea umfasste.

Theben 2.0 war größtenteils als Propagandaversuch entstanden, um die unterworfenen Griechen zu beschwichtigen. Kassander glaubte offenbar, er könne Wohlwollen stiften, indem er seine panhellenischen Sympathien durch Tugendhaftigkeit signalisierte; ein Teil dieser Agenda war der Trick, das wiederherzustellen, was der tote Alexander genommen hatte, und so den Makel der Verwüstung von 335 v. Chr. auszulöschen. Einige Quellen deuteten sogar an, dass Kassanders eigene weithin anerkannte Abneigung gegen Alexander seine Bemühungen befeuert hatte, das Erbe seines ehemaligen Führers in Griechenland rückgängig zu machen.

Um etwas an der alten thebanischen Stätte neu zu erschaffen und seinem neuen Theben einen klassischen Anstrich zu verleihen, trieb Kassander offenbar einige der thebanischen Exilanten zusammen, die während der Verwüstung abwesend waren und als staatenlose Bewohner in verschiedenen griechischen Städten im Ausland lebten. Er könnte sogar Überlebende des eigentlichen Verwüstungstages gesucht haben, entweder freigelassene Sklaven oder Flüchtlinge, da er davon ausging, dass sie nun als patriotisch und nicht als aufrührerisch, naiv und töricht angesehen wurden. Ebenso überzeugte er eingefleischte Theban-Hasser, dass es in ihrem Interesse sei, eine Stadt an der Kadmea wiederaufzubauen, insbesondere angesichts der Tatsache, dass fast alle ihrer alten Feinde tot waren.[50]

Die meisten Böoten und Griechen im Allgemeinen begrüßten die Chance, den Makel Alexanders zumindest symbolisch auszulöschen und eine Nachbildung der antiken Polis wiederaufzubauen. Zeitgenössische Steininschriften zeigen ein weitverbreitetes panhellenisches Interesse daran, sich entweder in Theben niederzulassen oder Gelder für den Wiederaufbau der Stadt und ihrer Mauern beizusteuern, wenn auch in weitaus kleinerem Maßstab. Besucher des neu verkleinerten Theben bemerkten ein Jahrhundert später sogar dessen modernes Raster, ganz anders als die älteren griechischen Städte mit ihren gewundenen, engen Straßen, denen eine solche Stadtplanung fehlte.[51]

Dennoch kann die Zahl der potenziellen Kolonisten nicht groß gewesen sein, selbst wenn sie durch überlebende versklavte Thebaner aus dem Jahr 335 v. Chr. verstärkt worden wäre, die auftauchten oder

jetzt gekauft oder freigelassen wurden. Ob nun durch die Demografie oder die physische Gestaltung der neuen Stadt definiert, dieser Ersatz war überhaupt nicht Theben. Es war einfach ein Ort für überwiegend böotische, aber nicht-thebanische Menschen mit einer ganz anderen Regierung, der einen alten Ort mit demselben Namen wie Theben bewohnte.

Es war ironisch, dass diejenigen, die sich wahrscheinlich Jahre zuvor an der Ausrottung der Thebaner beteiligt hatten, unter den Ersatz-„Thebanern" der neuen Stadt gewesen sein könnten. Diejenigen, die nichts taten, um das klassische Theben zu retten, könnten zu den Kosten für die Wiederbelebung seines sprachlichen Avatars beigetragen haben. Es war auch ironisch, dass das wiederaufgebaute hellenistische Theben in der Römerzeit mindestens zweimal dem Erdboden gleichgemacht und geplündert wurde: vom römischen General und Stadtzerstörer Lucius Mummius im Jahr 146 v. Chr. und dann noch einmal von Lucius Cornelius Sulla (85 v. Chr.).[52]

Das Ersatz-Theben wuchs schließlich auf etwa ein Viertel der Bevölkerung des alten Theben an. Vielleicht lebten in der römischen Kaiserzeit etwa zehntausend bis fünfzehntausend „Thebaner" dort, obwohl der Stadtkern nur einen Bruchteil der ehemaligen Stadt umfasste. In späteren hellenistischen, römischen, ost-römischen, fränkischen und osmanischen Epochen war das Ersatz-Theben als Provinznest bekannt, das für seine Weberei- und Seidenindustrie bekannt war. Es blieb ein regionaler politischer Knotenpunkt für die umliegenden Agrarstädte Böotiens, erlangte jedoch nie wieder die Bedeutung, Bevölkerung oder den Einfluss des alten Theben zurück.

Heute wird der Name „Theben" fast ausschließlich mit der ursprünglichen, legendären Stadt Griechenlands in Verbindung gebracht, nicht mit der blassen hellenistischen Nachahmung. Die moderne Stadt mit fast vierzigtausend Einwohnern liegt auf den Ruinen dessen, was Alexander zerstört hat, und erfreut sich einer robusten Landwirtschaft und Industriewirtschaft. Ihr kommt auch ihr Status als kleiner Umweg auf der Touristenroute Athen-Delphi zugute, zum Teil, weil die berühmten Schlachtfelder von Chaironeia, Delium, Leuktra, Marathon und Plataea alle in der Nähe liegen. Ein Thema dieses Buches ist, dass

die meisten zerstörten Städte von den Eroberern neu gegründet oder wiederbesetzt werden. Die Mauern fallen, aber die natürlichen Vorteile der Standorte bleiben erhalten. Die meisten wurden ursprünglich aufgrund ihrer kommerziellen, militärischen, politischen oder kulturellen Vorteile ausgewählt, die auf einer unveränderlichen geografischen Eignung, natürlichen Ressourcen oder fruchtbarem Ackerland beruhten.

In diesem Zusammenhang bedeutet die Zerstörung einer Großstadt, selbst wenn sie dem Erdboden gleichgemacht wurde, nicht, dass der Standort selbst kein dauerhaftes Potenzial für eine Neuansiedlung mehr bietet. Manchmal übernahmen neue Menschen die Trümmer, unabhängig davon, ob die alten Mauern von den Besiegten und Verschwundenen abgerissen oder teilweise intakt gelassen wurden. Aber auch diese Fortsetzung einer Art menschlicher Besiedlung an einem Ort lässt sich kaum mit dem Fortbestand eines besiegten Volkes, der Kontinuität einer konsistenten Kultur oder gar einer verwandten Zivilisation übersetzen.

Das Wort „Nation“ ist eine lateinische Ableitung (natio). Es gab kein griechisches Wort für die zugegebenermaßen fremde Idee einer so vielstädtischen, einzigartigen und allumfassenden politischen Einheit. Daher gibt es im klassischen Griechischen kein Äquivalent zu natio oder „Nation“. Ethnos (ἔθνος/englisch „ethnisch“) bezeichnet ein Volk eher in rassischer oder stammesbezogener als in politischer Hinsicht.53

Es gab sicherlich Bünde und Föderationen griechischer Stadtstaaten (bekannt als Koina), die alle ungefähr dieselbe Sprache, Religion und Bräuche hatten. Das Athen des 5. Jahrhunderts herrschte durch Zwang über ein „Reich“ (arche) untergeordneter Stadtstaaten. Aber politisch gab es nie ein einheitliches hellenisches Gemeinwesen, zumindest nicht bis zur zeitweiligen Unterwerfung unter die Makedonier und später zur Eingliederung Griechenlands in das Römische Reich.

Stattdessen waren die etwa 1500 autonomen griechischen Poleis, mit Ausnahme der großen Stadtstaaten wie Argos, Athen, Korinth, Sparta und Theben, relativ bescheiden und daher immer verwundbar. Nur wenige hatten eine Bevölkerung von zehntausend Einwohnern. Ihre Stadtmauern waren nicht uneinnehmbar. Ihre Armeen konnten selten mehr als fünfhundert bis tausend Hopliten aufbieten.

Folglich war die Vernichtung griechischer Stadtstaaten in einer Welt nahezu ständiger Kriege, wechselnder Allianzen und meist erfolgreicher Belagerungen keine Seltenheit. Der Historiker Thukydides widmet dem Aussterben der Poleis Plataea, Scione und Torone während des Peloponnesischen Krieges besondere Aufmerksamkeit, der der vollständigen Vernichtung der böotischen Städte Thespiae und Orchomenos im späten vierten Jahrhundert v. Chr. vorausging.[54]

Die Zerstörung des neutralen Stadtstaates Melos, einer Insel in der Ägäis, durch die imperialen Athener im Jahr 416 v. Chr. verdiente den berühmten Bericht des Historikers Thukydides. In seinem „Melischen Dialog“, einer langwierigen Verhandlung über das Schicksal des Stadtstaates zwischen seinen

Führern und den einfallenden athenischen Gesandten, scheint Thukydides die tragische Gelegenheit zu nutzen, um seine Leser über den amoralischen Einsatz überwältigender Macht gegen zum Scheitern verurteilte und schwächere Gegner zu belehren.

Der Historiker fängt die schreckliche menschliche Lage der Zielpersonen brillant ein. In ihrem Widerstand appellieren die Melier an Werte und Gefühle wie Ehre und Hoffnung, als Antwort auf die Mahnungen der Athener, dass es weder Ruhm noch Mut bringt, einen zum Scheitern verurteilten Krieg zu führen. In solch einer Notlage geht es letztlich nicht nur um Sieg oder Niederlage oder die Demonstration von Mut oder Feigheit, sondern um die absolute Auslöschung der Stadt der Melier selbst.

Dennoch bestehen die Inselbewohner darauf und führen weitere, meist nichtige Argumente an, wie den Gerechtigkeitssinn der Griechen oder die Botschaft der Brutalität, die ihre eigene Zerstörung an andere senden und so die Athener diskreditieren würde. Die Athener antworten bekanntlich, dass das Vertrauen der Melier in die Hoffnung kein Ersatz für eine realistische Einschätzung der Asymmetrie ihrer relativen Kräfte sei und sich ihr prinzipientreuer, aber naiver Widerstand daher als katastrophal selbstmörderisch erweisen würde. Der Historiker erinnert seine Leserschaft vielleicht daran, dass Widerstand gegen eine überwältigende Übermacht nicht immer zu einem unglaublichen Sieg führt; dass ein solcher Widerstand vielleicht nicht immer edel ist,

obwohl die athenischen Angreifer selbst einst beschlossen hatten, in Marathon und Salamis zu kämpfen, als sie zahlenmäßig weit unterlegen waren. Sicherlich war die glorreiche militärische Niederlage von dreihundert spartanischen Soldaten bei Thermopylen dennoch eine militärische Katastrophe, die das Leben ihres Königs Leonidas kostete. Die athenischen Gesandten in Melos gingen davon aus, dass nur wenige das Schicksal der Toten beklagen oder die Macht der Vernichter in Frage stellen würden.

Wenn die dünne Fassade der Zivilisation durch endlose Konflikte abgerissen wird, wo genau liegt dann die Moral? Im beschämenden Überleben, das den Schwachen, Frauen und Kindern und den Alten zumindest eine Art Fortbestand bietet? Oder im glorreichen, prinzipiellen Widerstand, trotz schwacher Hoffnung auf Sieg und der Wahrscheinlichkeit der Ausrottung? In welchem goldenen Moment wägt eine Zivilisation die Konsequenzen einer Kapitulation angesichts einer sicheren Niederlage gegen den Ruhm des Widerstands ab, der trotz schlechter Chancen sogar eine kleine Chance auf Triumph bieten könnte?

Staatsmänner und Revolutionäre zitieren oder paraphrasieren seit 2.500 Jahren die berühmte Zeile des elenden Io aus Äschylus‘ Der gefesselte Prometheus, der klagt: „Es ist besser, einmal zu sterben, als sein ganzes Leben lang schrecklich zu leiden.“ Der mexikanische Revolutionär Emiliano Zapata soll in einem militärischen Kontext etwas Ähnliches gesagt haben: „Es ist besser, stehend zu sterben, als auf den Knien zu leben“ – ein mittlerweile recht verbreiteter Aphorismus unter Kriegsführern. Doch wie edel die Meinung auch sein mag, ein solch mutiger Fatalismus ist oft nur für die Starken oder für jene ein kluger Rat, die zumindest ein gewisses Vertrauen in den Sieg haben. Für die Verletzlichen kann ein „einmal“ stehend zu sterben bedeuten, dass die Folter, Versklavung oder Ermordung der Jungen, die noch nicht laufen gelernt haben, garantiert ist.[55]

Das Schicksal Thebens entsetzte die Griechen letztlich, senkte aber auch die Messlatte für das, was in der klassischen Kriegsführung als zulässig galt. In seiner abschließenden Einschätzung verglich Arrian die Zerstörung mit ähnlichen Katastrophen, die Thebens Hauptrivalen Athen und Sparta erlitten hatten. Er kommt zu dem Schluss, dass nicht einmal

die Niederlage Athens im Peloponnesischen Krieg, die durch die Zerstörung der Langen Mauern und die vorübergehende Aufgabe der Demokratie gekennzeichnet war, oder Epaminondas' Niederlage Spartas bei Leuktra und Mantineia und die anschließende Invasion Lakoniens eine vergleichbare Katastrophe darstellten.

Obwohl es während des Peloponnesischen Krieges sicherlich weitaus mehr Todesopfer bei katastrophalen Niederlagen gab (wie etwa bei der Vernichtung der fast 40.000 Mann starken imperialen athenischen Expeditionstruppe, die 415 v. Chr. nach Sizilien ruderte), ist Arrians Argument immer noch gültig: Niemand in der Vergangenheit hatte eine so große und legendäre Stadt wie Theben ausgelöscht. Und seine vollständige Zerstörung hatte für die Griechen jahrzehntelang katastrophale politische und psychologische Auswirkungen.[56]

Eine bedeutende Folge der Zerstörung Thebens wurde erst viel später erkannt. Alexanders Zerstörung wurde zusammen mit der Schlacht von Chaironeia drei Jahre zuvor schließlich als symbolisches Ende der Zivilisation der klassischen Stadtstaaten angesehen – das sogenannte goldene Zeitalter des Hellenismus – und als Beginn der hellenistischen Ära, einer „griechisch anmutenden" Kultur, die sich im gesamten östlichen Mittelmeerraum und in Asien ausbreitete. Alexanders einzigartige Macht, militärische Dynamik und Rücksichtslosigkeit übertrafen die Fähigkeiten und Vorstellungskraft früherer Stadtstaaten bei weitem, waren aber vielleicht notwendig, um ein Reich zu schaffen, das sich bis zum heutigen Pakistan erstreckte. Aber was er zerstörte, als er diese Macht auf Theben konzentrierte – die Freiheit der Griechen – sorgte dafür, dass viele in seiner neuen hellenistischen Welt der Tyrannen und starken Männer schließlich bedauern würden, was sie ausgelöscht hatten.

Mit Alexanders Amoklauf in Asien ging die Brandstiftung von Darius III. Hauptstadt Persepolis und die Vernichtung vieler unglücklicher Gemeinden einher, deren Schuld einfach darin bestand, dass sie Alexander im Weg lagen. Später zögerten die Römer nicht, 146 v. Chr. das legendäre Korinth dem Erdboden gleichzumachen. Im selben Jahr zerstörten sie ein noch größeres Karthago noch gründlicher, wie wir im nächsten Kapitel sehen werden.

Es wäre beruhigend, an erfolgreiche und glorreiche letzte Gefechte in letzter Minute zum Untergang verurteilter idealistischer Städte und Staaten zu glauben. Aber normalerweise lässt sich das Schicksal der Besiegten im Voraus und eher profan anhand ihrer zahlenmäßigen oder militärischen Unterlegenheit, ihrer früheren und gegenwärtigen Naivität, ihres langen Niedergangs, ihrer Inkompetenz oder des schieren militärischen Genies und der Ressourcen ihrer Angreifer berechnen.

Bei Karthago wurde der Einsatz erhöht. Karthago war keine kleine Stadt mit fünfzigtausend Einwohnern, sondern zehnmal größer. Die Stärke seiner Mauern war nicht fragwürdig, sondern gehörten zu den monumentalsten der antiken Welt. Sein Untergang bedeutete nicht, wie im Fall Thebens, den Verlust eines Zweigs einer größeren Kultur, sondern vielmehr die Auslöschung einer ganzen Zivilisation. Doch sein Eroberer war, wie alle anderen in unseren Fallstudien, ebenso skrupellos wie Alexander, und dennoch hielt er sich ebenso für einen Philosophen, einen widerwilligen Auslöscher und einen „guten“ Menschen.

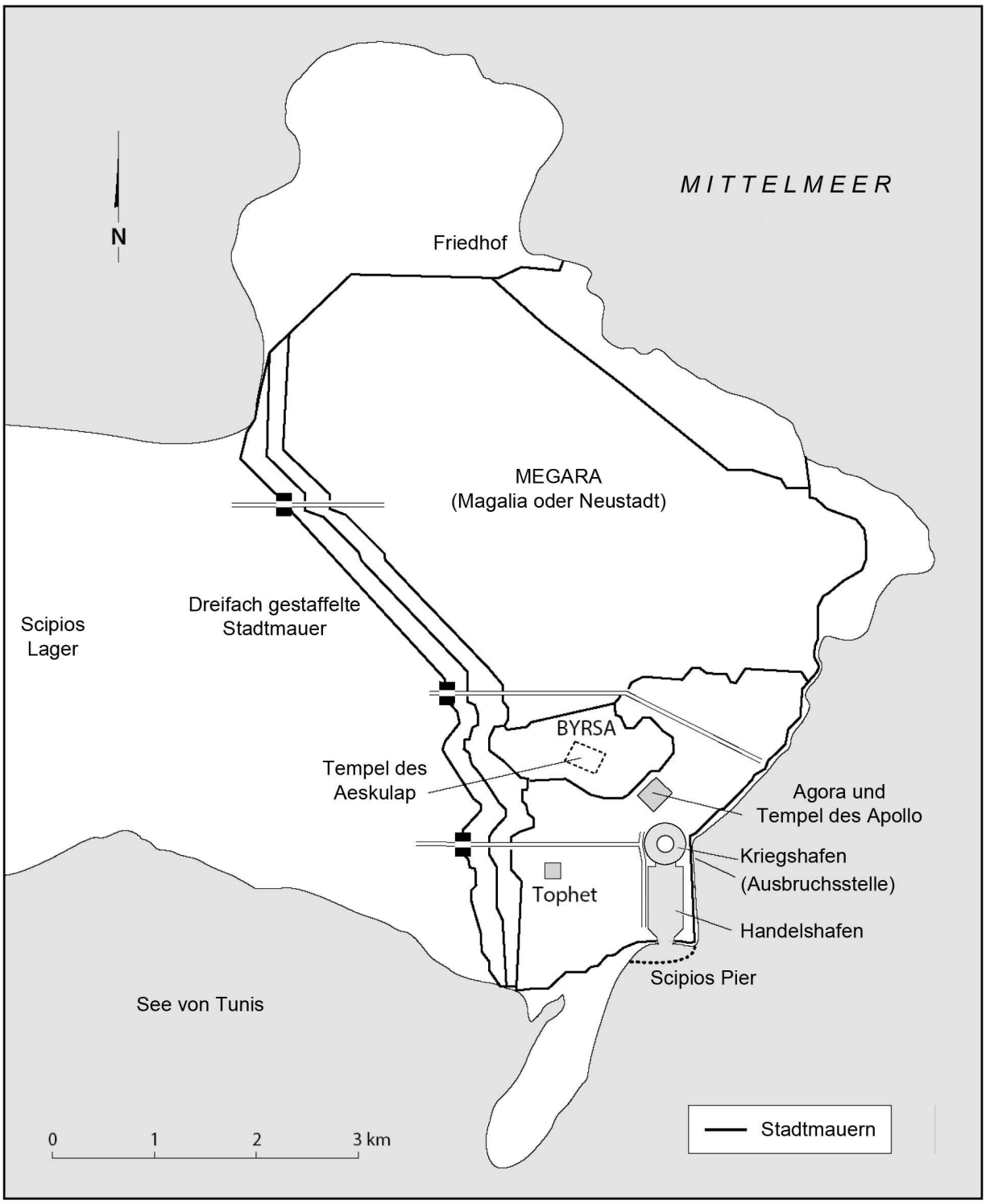
KAPITEL 2

DER LOHN DER RACHE

Die Zerstörung Karthagos und der punischen [phönizisch-semitischen] Zivilisation in Afrika (Der 3. Punische Krieg, 149–146 v. Chr.)

> Es liegt in der Natur des Menschen, diejenigen zu hassen, denen man Schaden zugefügt hat. (Proprium humani ingenii est odisse quem laeseris.) – Tacitus, Agricola

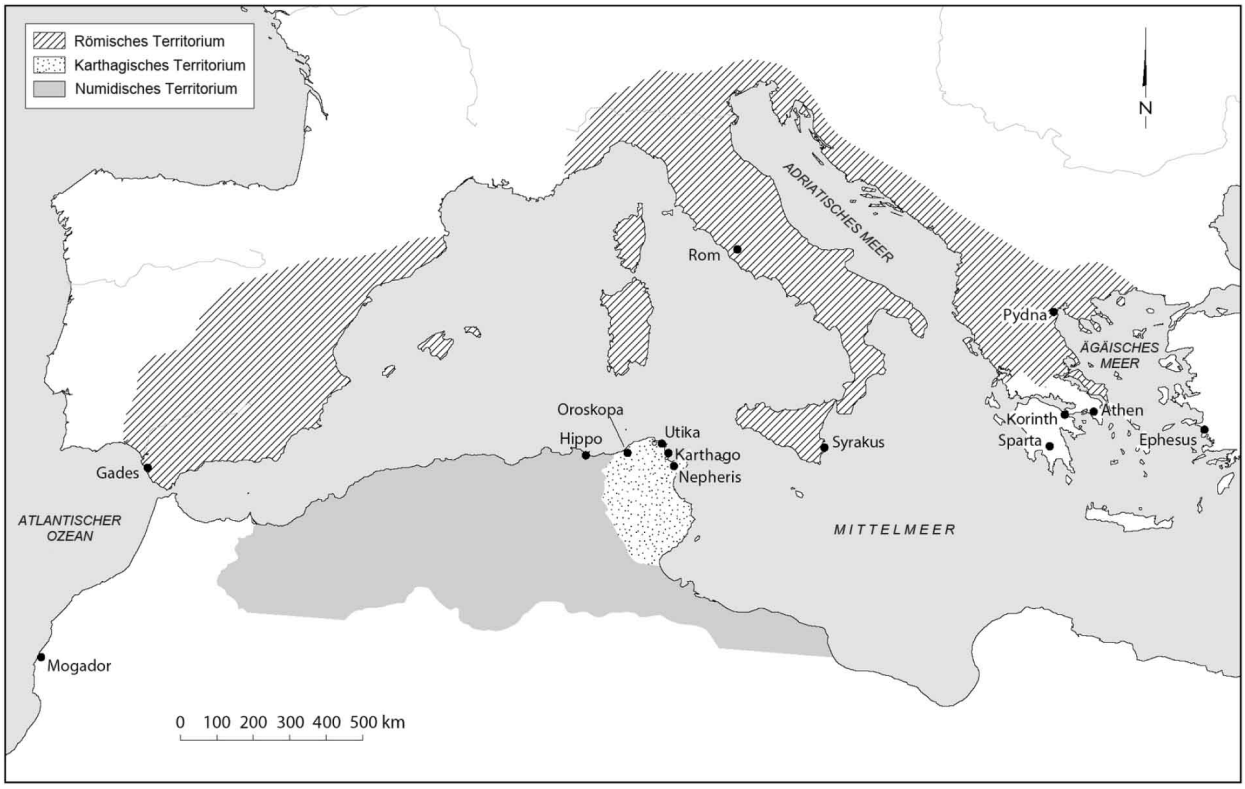
Keine große Zivilisation, so müssen die Karthager gedacht haben, hätte auf der primitiven Idee von wilder Rache und Völkermord zur Vorherrschaft gelangen können. Sicherlich wussten die Römer, dass ein zweimal besiegtes und geschwächtes Karthago, ein bloßer Überrest seiner früheren Majestät, all ihren Forderungen nachgekommen war. Die rationalen Römer müssen auch erkannt haben, dass selbst ein dynamischer Handelsrivale ein Segen für den zunehmend von den Römern kontrollierten Mittelmeerhandel sein konnte. Und hatte Rom nicht, als die Republik sich außerhalb Italiens ausbreitete, eroberte Völker einverleibt und von ihnen profitiert, anstatt sie auszurotten? Die Zerstörung einer riesigen, befestigten Stadt ergab in keiner Kosten-Nutzen-Analyse, die für die geldbesessenen Römer so typisch war, Sinn. Die Verbitterung, die in Italien noch immer nach zwei Jahrzehnten der Zerstörung durch Hannibal lauerte, musste nach einem halben Jahrhundert längst verflogen sein. Die selbstbewussten Karthager verwarfen also die Vorstellung einer endgültigen Rache der Römer, erfüllten alle Forderungen des nüchternen und vernünftigen römischen Senats – und fanden sich in ihrer Stadt gefangen und von einer rachsüchtigen Armee umzingelt, die ihre endgültige Vernichtung im Sinn hatte.



Karthago (siehe Fotos, The Grand Bible, Seite 7461)

146 v. Chr. drangen die Römer nach dreijähriger Belagerung der punischen Hauptstadt im heutigen Tunesien endlich in den Marktplatz

von Karthago ein. Ihr plötzlicher Angriff trieb die Überlebenden der riesigen Stadt in die Flucht zur Zitadelle, der legendären Byrsa. Hier, gegen Ende ihres letzten sechstägigen Amoklaufs durch die Stadt, begannen die Legionäre, ihren letzten Ring um die letzten Karthager zu schließen. Vielleicht waren noch einige Hunderttausend am Leben. Die meisten hatten sich in ihre schrumpfende Festung auf der Spitze der Stadt eingegraben. Alle waren in einem verzweifelten Zustand, die letzten zusammengewürfelten Überbleibsel der zerstörten Verteidigung der letzten drei Jahre.1



Das Römische und das Karthagische Reich im 2. Jahrhundert v. Chr.

Die Verteidiger verbarrikadierten sich bald in den Häusern, die noch standen. Einige waren sechs Stockwerke hoch und boten ideale Plattformen für Angriffe mit Wurfgeschossen auf die vorrückenden Römer weiter unten. Die Belagerten hatten die Straßen blockiert und zwangen die Römer so, damit zu beginnen, die Überreste Karthagos Block für Block zu zerstören. Es gab eine charakteristische Ordnung in

dem stetigen Vorrücken der Römer inmitten des wachsenden Chaos und der Trümmer der Zitadelle. Die vorrückenden Säuberungstrupps gingen methodisch voran, räumten die Straßen von Leichen und die Dächer von Kämpfern frei und bahnten sich zwischen den Leichen Wege, denen die Kavallerie folgen konnte. Der Historiker Appian beschrieb das Blutbad, das folgte, als die verbliebenen Stein- und Lehmziegelgebäude in Brand gesteckt wurden und schließlich mit Tausenden von Belagerten darin einstürzten:

> Dadurch wurden die krachenden Geräusche noch lauter, und viele Leichen fielen en masse zwischen die Steine. Doch es gab noch andere, die noch lebten, insbesondere die alten Männer, Frauen und kleinen Kinder, die sich in den innersten Winkeln der Häuser versteckt hatten. Einige von ihnen waren verwundet, andere erlitten schwere Verbrennungen und stießen herzzerreißende Schreie aus. Doch es gab noch andere, die hinausgestoßen worden waren und zusammen mit den Steinen, dem Holz und dem Feuer aus der Höhe gestürzt waren. Und sie schienen auf jede erdenkliche Weise entsetzlich zerfetzt, zerschmettert und verstümmelt.

Das Töten erforderte, dass die erschöpften Legionäre in Schichten arbeiteten. Angesichts derart großer Leichenmengen war die Arbeit, die Römer aus den engen Straßen zu räumen, eine große Belastung, die die endgültige Eroberung der Stadt verzögerte:

> Aber das war noch nicht einmal das Ende ihres Elends, denn die Straßenkehrer versuchten nun, das Chaos mit ihren Beilen, Spitzhacken und Mistgabeln zu beseitigen, um die Straßen befahrbar zu machen. Sie benutzten ihre Werkzeuge, um die Toten und die Lebenden gemeinsam in Erdlöcher zu werfen, schleiften sie hinter sich her, als wären sie Stöcke und Steine, und warfen sie mit ihren Eisenwerkzeugen um. Die Gräben waren voller Männer. Einige, die kopfüber hineingeworfen worden waren, mit den Beinen aus dem Boden ragend, strampelten lange herum. Andere

> fielen mit den Füßen zuerst zu Boden und ihre Köpfe ragten aus dem Boden. Pferde rannten nun einfach über sie hinweg und zerquetschten ihre Gesichter und Schädel, nicht absichtlich, sondern in ihrer halsbrecherischen Eile.2

Als der römische Konsul und General Scipio Aemilianus, der selbst in den vordersten Reihen des letzten Angriffs herumgestreunt war, seine Truppen schließlich zurückrief, fand er nur noch 50.000 überlebende Karthager vor, obwohl die ursprüngliche Bevölkerung drei Jahre zuvor noch bei fast 500.000 gelegen hatte. Neun von zehn Karthagern, die zu Beginn der Belagerung noch am Leben gewesen waren, waren vermutlich inzwischen tot. Aber Scipio verschonte die Überlebenden, nur um sie in die Sklaverei zu verkaufen.3

Es gab auch noch ein letztes, unheimliches Widerstandsnest. Etwa 900 römische Legionäre, die zuvor zu Verrätern geworden waren, hatten sich den Karthagern angeschlossen, die sich noch immer im Heiligtum des Gottes Asklepios verschanzt hatten. Unter diesen Karthagern war Hasdrubal Boetharch, der Kommandant der Stadt während der Belagerung. Seine Frau und ihre beiden Söhne waren neben ihm im Heiligtum gefangen und alle dem Verhungern nahe.

Die römischen Verräter und die letzten Karthager saßen nun auf dem Dach des Tempels. Zuvor hatte sich Hasdrubal heimlich mit Scipio getroffen und Immunität erlangt – nur für sich selbst. Als die abtrünnigen Römer und Hasdrubals Familie von diesem Verrat erfuhren, steckten sie den Tempel und sich selbst in Brand. Ironischerweise galt Hasdrubal zuvor als Karthagos größter Scharfmacher. Sein Hass auf Rom hatte eine halbe Million Karthager dazu gebracht, stehend zu sterben, anstatt auf Knien als Untergebene Roms zu leben. Jetzt ließ er seine Familie verbrennen, damit er unter seinen Eroberern leben konnte.

Als seine Frau in Flammen aufging, schrie sie ihren feigen Ehemann an: „Schänder! Verräter! Unmännlichster aller Männer! Dieses Feuer wird mich und meine Kinder begraben. Wirst du, der ‚Führer' des großen Karthago, einen römischen Triumph schmücken?" Tatsächlich würde Hasdrubal das tun, aber nicht auf die Art und Weise, die seine Frau erhofft hatte. Er hatte sich bereits einen langen und sicheren

Ruhestand in Italien ausgehandelt, nachdem er in Rom zur Schau gestellt worden war. Tatsächlich war Hasdrubal einer der wenigen besiegten nationalistischen Führer, die feierlich vor dem römischen Volk vorgeführt und dennoch nach dem öffentlichen Triumph nicht stillschweigend erdrosselt wurden. Er sollte nicht mit seiner Stadt sterben, wie Konstantin XI. in Konstantinopel oder Montezuma in Tenochtitlán.[4]

In den letzten Wochen des Überlebens der Stadt hatten die römischen Belagerer systematisch und ohne Unterschied Zehntausende Zivilisten sowie Soldaten und freigelassene Sklaven abgeschlachtet, die in die Armee rekrutiert worden waren, und damit ihr angekündigtes Ziel erreicht, jede menschliche Spur der Stadt auszulöschen. Es ist unmöglich, die genaue Bevölkerungszahl des antiken Karthago zu ermitteln, geschweige denn ihre aufgeblähte Größe, als die Landbevölkerung am Vorabend der Belagerung in die Stadt strömte. Aber wenn es im Jahr 149 noch 500.000 Einwohner gab, waren Ende 146 wahrscheinlich 90 Prozent von ihnen tot, was Historiker verständlicherweise manchmal als „ersten Genozid“ (Völkermord) bezeichnen.[5]

Nachdem Scipio die letzten Gruppen von Karthagern und römischen Überläufern getötet hatte, ließ er seine Männer los, um in der Stadt zu plündern, was sie wollten. Doch zuerst zerstörten die Legionen alle Waffen, die sie finden konnten. Als die Verwüstung abgeschlossen war, zerstörten sie die riesigen alten Mauern, stürzten alle verbleibenden Gebäude und steckten alles Brennbare in Brand – und beendeten damit etwa 700 Jahre punischer Zivilisation in Afrika.

In der antiken Welt war es keine leichte Aufgabe, monumentale Gebäude und Steinwälle mit Muskelkraft und Handwerkzeugen zu zerstören oder gar niederzubrennen. Doch Scipio und der römische Senat wollten unbedingt sicherstellen, dass kein Römer ein viertes Mal gegen die Karthager kämpfen musste, egal wie viel Zeit und Kosten es kostete. Als die Nachricht von seiner Zerstörung Karthagos Rom erreichte, waren die Menschen tatsächlich ungläubig – nur einen Moment lang, bis sie in Massenjubel ausbrachen, als sei eine chronische Angst vorüber. Die Instinkte der jubelnden römischen Massen waren vorausschauend. Die Zerstörung Karthagos markierte das Ende eines

Zeitalters und den Beginn einer neuen Epoche, in der sich Rom nicht mehr von einer rivalisierenden Mittelmeermacht bedroht fühlen würde, die den Krieg nach Italien bringen könnte.

_____

Wie bereits erwähnt, zog Alexander der Große nach der Zerstörung Thebens gen Osten, um Unsterblichkeit zu erlangen – er eroberte und zerstörte das Persische Reich, das Anatolien, Syrien, Ägypten, Mesopotamien, Persien selbst, Afghanistan und einen Großteil des heutigen Pakistan umfasste. Dann starb er plötzlich im Alter von 33 Jahren in Babylon; er bezeichnete sich selbst als Missionar des Hellenismus und Herrscher über alles, was er gesehen hatte. Alexander hinterließ kein Testament und keinen Plan für seine Nachfolge. Also teilten seine überlebenden Generäle, die sogenannten Diadochen („Nachfolger“) – Antipater, Perdikkas, Ptolemaios I., Seleukos I., Antigonos I. und Lysimachos – Alexanders Reich unter sich auf. Inmitten ununterbrochener Kriege gegen ausländische Feinde und gegeneinander gründeten sie bald neue griechische Städte in Asien und Nordafrika und verbreiteten sowohl die griechische Sprache als auch die hellenische Kultur im gesamten Osten. Als Makedonier begründeten sie die heutige hellenistische („griechisch anmutende“) Welt.

Nach jahrzehntelangen Machtkämpfen unter den Makedoniern um die Beute, dem Reich Alexanders, schlossen sich die kleineren Fürstentümer der Generäle im östlichen Mittelmeerraum und in Asien schließlich zu einigen mächtigen Königreichen zusammen. Alexanders Geburtsort in Makedonien wurde von der Antigoniden-Dynastie gesichert, die schließlich einen Großteil Griechenlands einverleibte. Pergamon in Westanatolien wurde zur Hauptstadt eines Rumpfstaates in Anatolien, der von den Attaliden regiert wurde. Syrien und Mesopotamien bildeten den Kern des riesigen Reiches der Seleukiden im Osten. Die reichste aller Provinzen, Ägypten, wurde von Ptolemäus als Zentrum des Hellenismus neu belebt. In den nächsten drei Jahrhunderten florierten die Ptolemäer in ihrer neuen kosmopolitischen Stadt Alexandria am

Mittelmeer als relativ stabile und reiche hybride makedonische Monarchie.

Doch die wahrscheinlichen zukünftigen Ambitionen Alexanders und seiner Nachfolger im westlichen Mittelmeerraum wurden nicht nur durch seinen Tod, sondern auch durch die Entstehung zweier dynamischer Staaten, Karthago und Rom, zunichte gemacht. Die Entstehung eines vereinten Italiens und seine Umwandlung in eine ausgedehnte Römische Republik führten zu endlosen Selbsterhaltungskriegen, die unweigerlich mit der römischen Annexion großer Teile des heutigen Frankreichs, der Beneluxstaaten, Spaniens, Siziliens und des Balkans endeten. Doch das drei Jahrhunderte andauernde Wachstum der Republik wurde oft durch ihren gewaltigen Rivalen im Mittelmeerraum, das punische Karthago, gebremst oder gehemmt. Dessen Landimperium an der nordafrikanischen Küste dehnte sich bald auf Sizilien und Südspanien aus. Darüber hinaus sorgte eine riesige karthagische Marine für maritime Vorherrschaft, enormen Handelsreichtum und eine Kontrolle der römischen Vergrößerung des Mittelmeerraums.

Wie schon bei der früheren Rivalität zwischen dem demokratischen, ionischen und kosmopolitischen Athen mit seiner Seemacht und dem oligarchischen, auf Infanterie basierenden, dorischen und traditionsverbundenen Sparta waren an der Konkurrenz zwischen Rom und Karthago gegensätzliche Zivilisationen beteiligt. Rom war eine Infanteriemacht. Nach 275 v. Chr. hatten die römischen Legionen den größten Teil Italiens südlich des Po unter sich vereint. Karthago beherrschte das westliche Mittelmeer vom Meer aus. Die karthagischen Verbündeten und Kolonien waren in ganz Sizilien, Sardinien, Nordafrika und entlang der spanischen Küste verstreut. Sie alle wurden als endgültige und unerträgliche Barriere gegen die römische Expansionspolitik betrachtet. Im kriegerischen Verlauf des 3. Jahrhunderts v. Chr. gerieten Rom und Karthago unvermeidlicherweise in zwei langen und brutalen Kriegen aneinander, die heute offiziell als Erster (264–241 v. Chr.) und Zweiter (218–201 v. Chr.) Punischer Krieg bezeichnet werden.

Der anfängliche Konflikt, der 23 Jahre andauerte, wurde hauptsächlich um Sizilien und zur See ausgetragen. Im Verlauf des Krieges baute Rom aus dem Nichts mehrere Galeerenflotten auf, obwohl es nur wenig über die Seekriegsführung im Mittelmeer wusste. Bei der historischen Seeschlacht am Kap Ecnomus vor Südsizilien (256) – der vielleicht größten Seeschlacht der Geschichte – gelang es Karthago irgendwie, eine Flotte zu entsenden, die sogar Roms neue gigantische Marine mit 140.000 Matrosen und Soldaten zahlenmäßig übertraf. An der darauf folgenden entscheidenden Begegnung waren insgesamt etwa 300.000 Kämpfer beteiligt. Während Rom die hart umkämpfte Schlacht selbst gewann, verlor es im folgenden Jahr an einem einzigen Tag fast seine gesamte einst siegreiche Flotte durch Stürme im Mittelmeer und erlitt möglicherweise 100.000 Todesopfer – wahrscheinlich die schlimmsten militärischen Verluste an einem Tag in der Seegeschichte.[6]

Dennoch ging Rom nach diesem heroischen Versuch, die Seekriegsführung zu meistern, siegreich aus dem Ersten Punischen Krieg hervor, in der für die Römer typischen Widerstandskraft, die alle drei Punischen Kriege kennzeichnen sollte. In jedem dieser Konflikte schien die Republik nach schweren, aber vorübergehenden Rückschlägen irgendwie stärker zu werden. Als Folge seiner ersten Niederlage im Jahr 241 v. Chr. hatte das gedemütigte Karthago keine andere Wahl, als seine Besitztümer in Sizilien und Sardinien aufzugeben. Beide wurden dann als erste römische Provinzen annektiert. Ein ermutigtes und habgieriges Rom war zuversichtlich, dass es nun weitere karthagische Kolonien ausmerzen könnte, die näher an Europa als an Afrika lagen; diese Strategie würde Karthago schließlich selbst weitaus anfälliger für ausländische Invasionen machen als Roms eigenes italienisches Hinterland. Doch in den zwei Jahrzehnten zwischen dem Ersten und Zweiten Krieg war Karthago seinerseits nicht untätig. Auch es baute sein Reich neu auf, hauptsächlich durch neue Erwerbungen in Spanien und Nordafrika. Tatsächlich hatte Karthago trotz der Niederlage im Ersten Punischen Krieg bei Ausbruch der zweiten Runde mit Rom den Höhepunkt seiner Stärke sowohl in Bezug auf die Truppenstärke als auch auf die Ressourcen erreicht.[7]

218 v. Chr. begann der Zweite Punische Krieg mit ganz anderen Zielen als der vorherige Konflikt. Fast unmittelbar danach marschierte der karthagische General Hannibal, eines der wahren militärischen Genies der Geschichte, mit seiner Armee aus Spanien ab. Er reiste über Land durch Gallien und überquerte dann unter großem Druck inmitten spätherbstlichen Schnees und Eises und mit erheblichen Verlusten die Alpen (bekannterweise zusammen mit seinen Kriegselefanten) und gelangte nach Italien, um den Römern endlich den Krieg nach Hause zu bringen. Dort angekommen vernichtete Hannibal in einer Reihe von vier aufeinanderfolgenden und brillanten Siegen am Ticinus, am Trebia, am Trasimenischen See und in Cannae jede konsularische Armee, die die Römer gegen ihn aufstellten, tötete fast hunderttausend Legionäre, nahm fast ebenso viele gefangen oder verwundete sie und machte die zerschlagene römische Armee nahezu kampfunfähig.

Erst nach fast zwei Jahrzehnten verlustreicher und zermürbender Schlachten gelang es Publius Cornelius Scipio (der später den Ehrentitel „Africanus“ erhielt), eine innovative Strategie zu entwickeln, um die Karthager nach Afrika zurückzudrängen. Zunächst neutralisierten die Römer die karthagischen Versorgungsbasen in Spanien und schnitten Hannibal in Italien von jeglicher Hilfe aus Afrika oder von abtrünnigen römischen Städten ab. Dann setzte ihn Scipio unter Druck, Italien ganz zu verlassen, um seine Heimat zu retten, indem er eine römische Armee nach Nordafrika schickte. Die letzte Schlacht bei Zama außerhalb Karthagos endete 202 v. Chr. mit einem monumentalen römischen Sieg. Scipio zwang Hannibal und den Karthagern eine demütigende Niederlage auf und besiegelte damit die Zukunft der ungebremsten römischen Machtausweitung im gesamten westlichen Mittelmeerraum.

Nach der Niederlage Hannibals im Jahr 202 v. Chr. wurde Karthago selbst seines Reiches beraubt und auf den Status eines Stadtstaates reduziert, der nur noch einige lokale Verbündete mit gemeinsamen phönizischen Kultur- und Sprachbeziehungen behielt. In der Zwischenzeit wurde Rom, nachdem sein jahrhundertealter westlicher Rivale scheinbar entmachtet war, durch eine scheinbar endlose Reihe von Konflikten zwischen den hellenistischen Königreichen in Makedonien, Griechenland und angrenzenden Teilen Kleinasiens immer

stärker in die Angelegenheiten des griechischen östlichen Mittelmeerraums hineingezogen.

Während der Senat das reglose Karthago ein halbes Jahrhundert lang in Ruhe ließ, kämpften die römischen Legionen weiter in vier großen Kriegen gegen Makedonien und einem gegen das seleukidische Syrien, normalerweise zur Unterstützung eines ihrer Quasi-Verbündeten, Pergamon und das ptolemäische Ägypten. Sogar während der Belagerung Karthagos im Dritten Punischen Krieg kämpften und besiegten die Römer auch den Achäischen Bund, einen Zusammenschluss griechischer Stadtstaaten, die sich zusammengeschlossen hatten, um den hellenistischen Supermächten entgegenzuwirken. Nach der Konsolidierung Griechenlands und Kleinasiens besiegten die Römer auf einer Vielzahl von Kriegsschauplätzen fast alle ihre Feinde im östlichen Mittelmeerraum und zwangen diese zerfallenden Königreiche und Staaten zu demütigenden Zugeständnissen. Im Zuge ihrer Expansion nach Osten und Westen ließen die Römer charakteristischerweise ihre Opferrolle fallen und ließen sich von aggressiven älteren Mächten nicht mehr in Verteidigungskriege drängen. Stattdessen begann die Republik, Präventivkriege als transformatives Mittel zu betrachten, um alle ihre Rivalen im Mittelmeerraum zu vernichten und dabei weitaus reicher und weltweit führend zu werden.

Schließlich, Mitte des zweiten Jahrhunderts, richtete Rom seine Aufmerksamkeit endlich auf seinen alten Feind und provozierte den Dritten Punischen Krieg mit Karthago, während es fast gleichzeitig im Vierten Makedonischen Krieg und einem weiteren Finale mit den Achäern die endgültige Abrechnung beglich. Ein sonst so scharfsinniges Karthago hatte nicht ganz verstanden, dass das Rom, gegen das seine Vorfahren 264 v. Chr. in den Krieg gezogen waren, nun wenig Ähnlichkeit mit der stärkeren, aggressiveren und letztlich rücksichtsloseren Macht hatte, die 149 v. Chr. seine Vernichtung fordern würde.

Das lateinische „punisch“ (Poenus/Punicus) wurde dem griechischen Begriff für Phönizier (Phoinix/Phoinikes) entlehnt. Das Adjektiv bezeichnete normalerweise die Kultur der westlichen Phönizier

Nordafrikas. Zur Zeit seines ersten Krieges mit Rom beherrschte Karthago bereits etwa 300 phönizische Kolonien und hatte sich weit über sein ursprüngliches Küstengebiet im heutigen Tunesien hinaus ausgedehnt. Die Stadt wurde angeblich im frühen 9. Jahrhundert von der legendären phönizischen Königin Dido gegründet, angeblich genau im Jahr 814 v. Chr. Den Gründungsmythen zufolge, die vor allem in Vergils Aeneis überliefert sind, führte die Königin die phönizischen Kolonisten von Tyrus [Tyros] fast 700 Jahre vor ihrer Zerstörung an den Ort der nordafrikanischen Stadt. Ironischerweise fiel die Gründung Karthagos ungefähr zeitgleich mit den mythischen Ursprüngen Roms selbst im Jahr 753 v. Chr., was das Paradoxon verschärft, dass die wahrscheinlich älteste phönizische Kolonie im Westen der ältesten lateinischsprachigen Stadt Italiens gegenüberstand.[8]

Rom und Karthago unterschieden sich in grundlegenden Bereichen der Kultur, Sprache, Geschichte und Wirtschaft. Und doch hatten sie in ihrem jeweiligen spektakulären Wachstum und Aufstieg einige Gemeinsamkeiten. Auf ihre eigene, einzigartige Weise stellten beide eine westliche, mediterrane Antithese zur allumfassenden, allmächtigen hellenistischen Welt im Osten dar. Rom bezog Stärke und Selbstvertrauen aus seiner größeren Umgebung in Latium, wo es die Verwendung der lateinischen Sprache ausweitete und römische Gottheiten kodifizierte. Die Römer wurden jedoch auch von ihren ganz anderen etruskischen Nachbarn jenseits des Tibers beeinflusst, von denen sie mehrere ihrer politischen Institutionen und religiösen Praktiken übernahmen, die einige der hellenischen kulturellen Einflüsse enthielten, sich aber auch von ihnen unterschieden.

Karthagos soziale Identität war auch nicht vollständig vom Einfluss des Hellenismus geprägt, sondern auch von seinem Mutterland Phönizien beeinflusst, insbesondere von dessen semitischer Sprache [einer hebräischen Mundart], seinem religiösen Pantheon und der Beibehaltung der Riten der Kinderopfer. Schließlich stützte sich Karthago, die alte phönizische Kolonie in Nordafrika, auf die einheimische Stammesgesellschaft der Berber, insbesondere angesichts der Tatsache, dass die einheimischen Stämme die früh ankommenden phönizischen Kolonisten zahlenmäßig weit übertrafen.

Neben ihrem fast gleichzeitigen Aufstieg galten Rom und Karthago auch als politisch einigermaßen ähnlich. Beide stützten sich auf griechische politische Vorläufer durch ihre gemeinsamen Kontakte mit verstreuten frühen griechischen Kolonisten in Sizilien, Nordafrika, Spanien und Südfrankreich. Daher argumentierten antike Beobachter, dass beide Städte die gleichen Vorteile einer hellenisch inspirierten „gemischten" Verfassung genossen hatten, die oft in Kurzform als „Gemeinwesen" (Politeia) bezeichnet wurde. In der Antike war dies ein formeller Begriff, der das sorgfältige republikanische Gleichgewicht zwischen der Exekutive, Legislative und Judikative innerhalb einer einzigen Regierung bezeichnete und sowohl von Platon als auch von Aristoteles verfochten wurde. In den Augen griechischer und römischer Beobachter sicherte diese gemeinsame Übernahme von Elementen der griechischen Verfassung den beiden jeweiligen Staaten ungewöhnlichen Wohlstand, Stabilität, Legitimität und Einheit – die Zutaten für eine dynamische Expansion.

Aristoteles beispielsweise hatte im vierten Jahrhundert das dreigliedrige Regierungssystem Karthagos gelobt. Er verglich sie logischerweise mit der früheren und ähnlich stabilen spartanischen Verfassung, die zwei oberste Exekutivgewalten (Könige), eine gesetzgebende Versammlung aller Bürger (die Spartiaten), ein oberstes gesetzgebendes Organ (die Gerusia) und eine Judikative (Ephoren, die als Magistrate fungierten) umfasste. Die spartanische Regierung hatte sich angeblich auch als Modell der gegenseitigen Kontrolle für den späteren römischen Staat mit Konsuln, Senat und Versammlungen sowie Prätoren erwiesen. Der Historiker Polybius stimmte dem zu und bemerkte das karthagische Verfassungssystem ebenfalls positiv. Er argumentierte gleichermaßen, dass Roms ähnliches verfassungsmäßiges Gleichgewicht zwischen Exekutive, Legislative und Judikative sicherstellte, dass die Aristokratie des römischen Senats nicht in oligarchische Dominanz abgleiten würde. Ebenso wenig würde die Stammesversammlung zu einer Volksmobokratie führen, noch würde die konsularische Macht in Despotie abgleiten.[9]

Die interne politische Stabilität und Effizienz von Rom und Karthago erklärt, wie sie ihre jeweiligen Stammes-, Monarchie- und

autokratischen Rivalen hinter sich lassen konnten und warum die beiden auf eine katastrophale Konfrontation zusteuerten, um die Kontrolle über den Westen und letztlich den gesamten Mittelmeerraum zu erlangen. Dass sowohl Karthago als auch Rom auf Konsens beruhten, verhinderte nicht Streit und Rivalität zwischen ihnen. In der Antike griffen Verfassungsstaaten oft andere ähnliche Regierungen an. Das moderne Schlagwort, dass Demokratien nicht gegen andere Demokratien Krieg führen, wäre in der Antike als seltsam empfunden worden – besonders am Anfang der geschriebenen Geschichte, als die beiden größten Demokratien der klassischen griechischen Welt, Syrakus und Athen, zwei Jahre lang einen erbitterten Kampf um das Schicksal Siziliens ausgetragen hatten (415–413).

———

Zur Zeit der Punischen Kriege (264–146 v. Chr.) hatte sich Karthagos Hegemonie von Leptis Magna an der zentralen libyschen Küste nach Westen bis nach Mogador jenseits der Straße von Gibraltar an der Atlantikküste im heutigen Marokko ausgedehnt. Im dritten Jahrhundert hatte Karthago ein maritimes Herrschaftsgebiet aus Kolonien und lose verbundenen punischsprachigen Hafenstädten geschaffen, ähnlich dem Reich der späteren Republik Venedig im 16. Jahrhundert, das sich entlang der Küste Dalmatiens erstreckte, Griechenland einschloss und sich im östlichen Mittelmeer bis nach Kreta und Zypern erstreckte. Tatsächlich war vor dem Zweiten Punischen Krieg der punische Stempel einer Palme ein ebenso allgegenwärtiges Markenzeichen und Münzprägezeichen im westlichen Mittelmeerraum wie das spätere Renaissance-Markenzeichen eines geflügelten Markuslöwen im östlichen Mittelmeerraum.[10]

Was das republikanische Rom im dritten Jahrhundert in Angst und Schrecken versetzt hatte, war eine nur allzu bekannte karthagische Kolonisierung über das Mittelmeer nach Europa. Der römische Senat kam schließlich zu dem Schluss, dass Karthago darauf abzielte, Spanien und Sardinien im Westen Italiens und Sizilien im Süden einzuverleiben. Der Senat fürchtete, dies sei Teil eines größeren Plans, Rom in Italien

einzuschließen und eine feindselige punische Kultur in Sizilien zu schaffen, das nur drei Kilometer von Italien entfernt war. Rom war in seiner chronischen Angst vor einem punischen Mittelmeerraum nicht unbedingt paranoid. Bei Ausbruch des Ersten Punischen Krieges hatte Karthagos Konföderation vielleicht fast die doppelte Bevölkerungszahl des römischen Italiens.

Nach fairen Maßstäben ließ Karthagos enormer Reichtum aus seiner Mittelmeerflotte Roms eigene zeitgenössische maritime Ambitionen im Vergleich dazu erbärmlich erscheinen. Sowohl Karthago als auch Rom konnten auf eine beträchtliche Bevölkerung zurückgreifen. Doch die Stadt Karthago selbst war fast doppelt so groß wie Rom. Und während des Zweiten Punischen Krieges konnte Karthago in den verschiedenen Kriegsschauplätzen zu jedem beliebigen Zeitpunkt etwa 50.000 Soldaten mehr ins Feld schicken als Rom.

Griechische Beobachter bemerkten auch große Unterschiede zwischen den Militärs der beiden Staaten. Insbesondere verließen sich die Karthager mehr auf Söldnerinfanterie, während Rom aus Bürgersoldaten austrat. Karthago dagegen versuchte normalerweise, Bürger nur für seine Marine zu rekrutieren. Der Historiker Polybius, der Scipio Aemilianus nach Karthago begleitete, bemühte sich, die unterschiedlichen Profile beider Militärs hervorzuheben.

> Für eine Seeexpedition sind die Karthager besser ausgebildet und vorbereitet – was bei einem Volk, dem es seit vielen Generationen angeboren ist, dieses Handwerk auszuüben und das Seemannshandwerk vor allen anderen Nationen der Welt zu betreiben, nur natürlich ist –, doch was den Militärdienst an Land betrifft, trainieren die Römer viel besser als die Karthager. Erstere widmen diesem Bereich ihre ganze Aufmerksamkeit, während die Karthager ihre Infanterie völlig vernachlässigen, obwohl sie sich ein wenig für die Kavallerie interessieren. Der Grund dafür ist, dass sie ausländische Söldner beschäftigten, die Römer jedoch rekrutierten Einheimische und all jene die durch ihren Verdienst römisches Bürgerrecht erwerben wollten.[11]

Eines der seltsamsten und abstoßendsten Merkmale der karthagischen Kultur, zumindest für die hellenistischen Griechen, aber auch für die Römer, war die punische Institution der Kinderopferung. Diese Praxis galt als vorzivilisatorisch und war anderswo in der klassischen Antike ungewöhnlich. Dennoch sind Kinderopfer für Karthago sowohl in der Archäologie als auch in antiken literarischen Quellen gut belegt. Archäologen haben festgestellt, dass die Verbreitung von Tophets, Heiligtümern für Kinderopfer, im vierten bis zweiten Jahrhundert v. Chr. zunahm. Sie spekulieren, dass genau diese Form der Opferung im zeitgenössischen Mittelmeerraum zu einem Kennzeichen einer eindeutig „karthagischen" Identität wurde, die sich von den meisten religiösen Praktiken der allgemein hellenistischen Welt unterschied.[12]

Griechen fanden die Vorstellung, Kinder zu töten, abstoßend. Der Historiker Kleitarchus aus dem vierten Jahrhundert beispielsweise wird in einem Fragment seiner verlorenen Geschichte mit der Betonung der grausamen Natur dieser Praxis zitiert:

> Und Kleitarchos sagt, dass die Phönizier und vor allem die Karthager, die Kronos verehrten, jedes Mal, wenn sie etwas Großes erreichen wollten, durch eines ihrer Kinder ein Gelübde ablegten. Wenn sie die gewünschten Dinge erhalten würden, würden sie sie dem Gott opfern. Ein bronzener Kronos, der von ihnen errichtet worden war, streckte die nach oben gerichteten Hände über einen bronzenen Ofen aus, um das Kind zu verbrennen. Die Flamme des brennenden Kindes erreichte seinen Körper, bis es, dessen Gliedmaßen verschrumpelt waren und dessen lächelnder Mund fast zu lachen schien, in den Ofen glitt. Daher wird das Grinsen „sardonisches Lachen" genannt, da sie lachend sterben.[13]

Trotz dieser existentiellen Unterschiede gab es nach den ersten beiden Punischen Kriegen in Rom keinen Aufruf, das besiegte Karthago dem Erdboden gleichzumachen. Stattdessen endete der Zweite Punische Krieg, wie die Abschlüsse fast aller früheren Kriege Roms, mit einem formellen Vertrag, nämlich dem Vergleich von 201 v. Chr. zwischen einem siegreichen Rom und dem besiegten, aber nicht mittellosen

Karthago. Diesmal waren die Karthager gezwungen, all ihre Besitztümer bis auf einige wenige in der Nähe von Karthago abzugeben, Rom eine enorme Entschädigung zu zahlen und Rom um Erlaubnis zu bitten, sich an einem Grenzkrieg in Afrika zu beteiligen. In den folgenden fünfzig Jahren zahlte Karthago die Entschädigung vorzeitig ab (abgeschlossen bis 151 v. Chr.) und florierte auch ohne sein Imperium kommerziell (man könnte es mit einem wiederauflebenden, nichtimperialen Japan nach dem Zweiten Weltkrieg vergleichen).

Der angebliche Grund für den Dritten Punischen Krieg war eine Meinungsverschiedenheit über die Bestimmungen des Vertrags bezüglich des Krieges in Afrika. Der Streitpunkt war Karthagos langjährige Rivalität mit seinem nahe gelegenen nordafrikanischen Nachbarn und ehemaligen Vasallen, dem Königreich Numidien, das in den letzten Jahren des Zweiten Punischen Krieges gegen Karthago rebelliert und sich dann mit Rom verbündet hatte. Der numidische König, der den Aufstand anführte, Masinissa, blieb 151 König (unglaublich, er war neunzig Jahre alt und führte immer noch seine Armeen an). Masinissa befahl wiederholt Angriffe auf die Verbündeten Karthagos und eroberte dessen Besitztümer in Nordafrika. Doch jedes Mal, wenn Karthago den römischen Senat bat, ihm einen Gegenschlag zu gestatten, lehnte Rom ab.

151 v. Chr., nach einem besonders verheerenden Überfall der Numider, stellte Karthago eine große Armee auf und schlug ohne Roms Erlaubnis zurück. Vielleicht hatte die Tatsache, dass die Karthager endlich ihre Entschädigungen an Rom zahlten, die Karthager ermutigt. Dennoch erwies sich dieser Gegenangriff als völliger taktischer Fehlschlag für Karthago, und nach seiner strategischen Niederlage in der Schlacht von Oroscopa ergab sich fast die gesamte karthagische Armee den Numidern. Der Feldzug, der ohne römische Erlaubnis durchgeführt wurde, wurde zum Auslöser des Dritten Punischen Krieges.

Nach dem Scheitern dieser Militärexpedition schickte Karthago eine Reihe diplomatischer Missionen nach Rom, um dem Senat zu erklären und zu rechtfertigen, warum es schließlich zu einer bewaffneten Antwort auf die wiederholte Aggression der Numider gegriffen hatte. Die verärgerten Gesandten verwiesen auf die anhaltenden numidischen

Angriffe, die nie beantwortet worden waren. Sie argumentierten, dass, egal was der Vertragstext besagte, nicht jeder Staat ein Recht auf Selbstverteidigung habe. Sie drängten energisch auf ihren Standpunkt, aber die Senatoren, die immer auf das geringste Anzeichen eines Wiederauflebens der Punier fixiert waren und mit der numidischen Aggression nicht unzufrieden waren, bestanden darauf, dass irgendeine Art von Bestrafung erforderlich sei. Die karthagischen Botschafter forderten dann zumindest eine klare Erklärung der Forderungen Roms. Doch die Römer wollten nicht sagen, was sie im Sinn hatten, und verschleierten ihre Absichten – ein unheimliches Omen dafür, dass dem Gegenschlag gegen die Numidier eine feste römische Agenda vorausging. Schließlich stimmten die Karthager einem Treffen mit römischen Gesandten in Afrika zu um eine endgültige Einigung zu erzielen.

Stattdessen trafen im Jahr 149 v. Chr. eine große römische Armee und Flotte unter dem Kommando beider Konsuln in diesem Jahr in der nahegelegenen nordafrikanischen Hafenstadt Utica ein, um die „Verhandlungen“ abzuschließen. Das erste und praktische Hindernis für jeglichen römischen Einsatz militärischer Gewalt gegen Karthago war die Suche nach einem Hafen in der Nähe von Karthago, wo Tausende von Angriffstruppen landen und marschieren konnten. Dieses Problem wurde lange vor der Ankunft der Römer gelöst, als Utica klugerweise zu Rom überlief, weil man ihm versprach, als römischer Klientel zu überleben.

Die einfallende römische Armee und Flotte, die sich zunächst auf Sizilien versammelt hatte und nun in Utica landete, war riesig. Eine Flotte von etwa 150 großen Galeeren, 4.000 Reitern und angeblich einem Kern von 80.000 Legionären war vielleicht die größte amphibische Streitmacht der Antike seit der Invasion Griechenlands durch Xerxes im Jahr 480 v. Chr. Die römische Streitmacht war wahrscheinlich größer als das amerikanische Kontingent, das am D-Day, dem 6. Juni 1944, in Frankreich landete.

Die beiden Konsuln teilten sich die Verantwortung für die Belagerung, wobei Manius Manilius das Kommando über die Armee übernahm und Lucius Censorinus als Admiral fungierte. Von Anfang an gingen die

scheinbar gelassenen Konsuln so vor, als sei die Kapitulation Karthagos eine vollendete Tatsache. Wenn der Historiker Appian mit seiner Einschätzung der Größe des Expeditionskorps richtig liegt, dann war die römische Streitmacht etwa doppelt so groß wie die Armee von Scipio Africanus, die 54 Jahre zuvor in Utica gelandet war und im darauffolgenden Jahr Hannibals Armee bei Zama vernichtend geschlagen hatte.14

Die Bedingungen der Ultimaten der Römer an Karthago bei ihrem Treffen in Utica wurden absichtlich immer weiter erhöht. Offenbar gingen die Konsuln davon aus, dass ihre eigenen überzogenen Forderungen entweder einen ersehnten Krieg garantieren würden oder so strafend waren, dass ein willfähriges und gedemütigtes Karthago leicht entmachtet werden könnte. Zunächst verlangten die Römer während der Verhandlungen dreihundert Geiseln. Sie forderten von den Karthagern, dass sie keine Elefanten mehr anschaffen und einsetzen sollten, die ironischerweise in der Antike ebenso gefürchtet waren wie sie auf dem Schlachtfeld oft unkontrollierbar waren.

Die Römer verlangten außerdem die Übergabe aller karthagischen Waffen – schließlich etwa zweihunderttausend Rüstungen, zweitausend Katapultbolzen und alle Angriffswaffen. Sie befahlen die Vernichtung fast der gesamten karthagischen Flotte. Doch die verängstigten Karthager stimmten allen genannten Bedingungen zu und führten sie dann umgehend buchstabengetreu aus.

Zu diesem Zeitpunkt, als die römischen Truppen in Utica gelandet waren, waren Rom und Karthago noch nicht aktiv in ihren dritten und letzten Krieg verwickelt. Natürlich sollten die schiere Größe der Expeditionsflotte und die Anwesenheit der beiden höchsten Beamten Roms die Karthager zunächst einschüchtern und zur sofortigen Unterwerfung zwingen. Aber seltsamerweise waren die tatsächlichen Einzelheiten der Umsetzung der Anweisungen des römischen Senats an die Flotte in Utica noch etwas unklar und unklar. Angeblich waren die beiden Kommandeure dort, um die bereits als endgültig angesehenen – und größtenteils akzeptierten – Bedingungen der karthagischen Kapitulation umzusetzen. Und tatsächlich waren diese Bedingungen nun alle erfüllt. Dennoch verwirrte die scheinbar unterwürfige Kapitulation

der Punier die Konsuln darüber, was sie als nächstes mit ihrer großen Invasionstruppe tun sollten.

In einem bewegenden Plädoyer für Mäßigung und einem Appell an die Gerechtigkeit – der an die verzweifelten Argumente im Bericht des Historikers Thukydides über die zum Untergang verurteilten Melier erinnerte – erinnerten die karthagischen Gesandten die Invasoren daran, dass sie nun alle römischen Forderungen erfüllt hätten. In einem für Verhandlungen mit so hohem Einsatz ungewöhnlichen Pathos wiesen sie auch darauf hin, dass die Karthager in den Kriegen der Vergangenheit schrecklich gelitten hatten. Und sie wollten nun einfach in Frieden leben:

> Wir wurden unserer Führung zu Land und zu Wasser beraubt; wir haben euch unsere Schiffe übergeben und keine anderen erhalten; wir haben uns davon abgehalten, Elefanten zu jagen oder zu besitzen. Wir haben euch, sowohl in der Vergangenheit als auch jetzt, unsere Edelsten als Geiseln übergeben und wir haben euch regelmäßig unseren Tribut gezollt, wir, die wir es immer gewohnt waren, ihn von anderen zu erhalten. Diese Dinge gefielen euren Vätern, mit denen wir kämpften. Sie schlossen Verträge mit uns, dass wir sowohl Freunde als auch Verbündete sein sollten, und derselbe Eid gilt für beide Parteien, diesen Pakt einzuhalten. Und sie, mit denen wir gekämpft hatten, blieben später ihrem Wort treu.

Die punischen Gesandten schienen verblüfft. Es war ihnen klar, dass keine weiteren Zugeständnisse von ihnen möglich oder ausreichend waren. Daher hatte die riesige römische Armee in Utica logischerweise keinen anderen Grund, nach Karthago zu marschieren, als im Rahmen eines seit langem geplanten Plans, die Stadt einfach dem Erdboden gleichzumachen. Doch die verzweifelten Karthager setzten ihre traurige Rezitation fort:

> Aber Ihr, obwohl wir nie gegen Euch gekämpft haben, sagt, gegen welchen Teil des Vertrags wir verstoßen haben, sodass Ihr so plötzlich beschlossen habt, in den Krieg zu ziehen und gegen uns

> auszurücken ohne auch nur eine einzige formelle Erklärung abzugeben? Haben wir Euch nicht den Tribut gezahlt? Besitzen wir Schiffe oder verabscheute Elefanten? Waren wir Ihnen nicht von damals bis heute treu? Verdienen wir nicht Mitleid für den jüngsten Verlust von 50.000 Männern durch Hunger?15

Doch nachdem die Karthager durch Trickserei zur Entwaffnung gebracht worden waren, schienen sie in den Augen der Römer jede echte Chance auf Widerstand verspielt zu haben. Die getäuschten Herolde erfuhren zu ihrem Entsetzen endlich vollständig von der anscheinend im Voraus geplanten, zusätzlichen und letzten Forderung des Senators des Konsuls Censorinus: einem surrealen Befehl, der fast eine halbe Million Karthager dazu aufforderte, ihre alte Hafenstadt, die siebenhundert Jahre alt war, zu räumen und zu zerstören. Um das Ganze noch schlimmer zu machen, bemerkte Censorinus munter, dass die Seefahrer aus Karthago sicherlich überall eine neue Hauptstadt gründen könnten, wo sie wollten – wenn der neue Standort mindestens zehn Meilen vom Meer entfernt wäre. War Rom selbst nicht zwölf Meilen von der italienischen Küste entfernt? Der Historiker Appian gibt uns eine Vorstellung von der selbstgefälligen Arroganz der römischen Konsuln:

> Wir loben sowohl euren Gehorsam als auch eure bisherige Haltung, Karthager, in dieser Frage der Geiseln und Waffen. Aber in Angelegenheiten der Notwendigkeit ist es wichtig, unverblümt zu sprechen: Erfüllt die verbleibende Forderung des Senats edelmütig. Überlasst uns Karthago. Nehmt euren Wohnsitz, wo immer ihr es auf eurem eigenen Territorium wünscht – zumindest in einer Entfernung von mindestens zehn Meilen vom Meer, denn wir haben beschlossen, eure Stadt dem Erdboden gleichzumachen.16

Die Forderung wurde als „kollektiver Selbstmord“ beschrieben, eine Auslöschung der punischen Zivilisation in Nordafrika durch die Zerstörung ihres traditionellen Zentrums in Karthago. In Wahrheit wollte Rom inzwischen nur noch Krieg und reagierte auf die Bitten um Milde, indem es die naiven Gesandten mit einer Vielzahl von

Halbwahrheiten, erfundenen Anschuldigungen und Beschwerden römischer Sonderinteressen bombardierte. Wochenlang hatte Rom lediglich versucht, seinen Feind zu schwächen und den richtigen Casus Belli zu finden, um mit der Belagerung – und der erwarteten leichten Zerstörung – der Stadt zu beginnen. Unausgesprochen blieb ein unsterblicher Hass auf Karthago und ein unersättlicher Rachewunsch der Römer, um es dem nun verwundbaren alten Feind für mehr als ein Jahrhundert heißer und kalter Kriege heimzuzahlen.

Sowohl Roms vorletzte Forderungen als auch Karthagos anfängliche unterwürfige Akzeptanz dieser Forderungen ähnelten unheimlich Hitlers verschiedenen Ultimaten zwischen 1936 und 1939 und seinen darauf folgenden, von langer Hand geplanten und erfolgreichen Invasionen der westeuropäischen Demokratien, sowie den beschwichtigenden Reaktionen der alliierten Demokratien, die so verzweifelt alles tun wollten, nur nicht erneut gegen Deutschland kämpfen. Die Ergebnisse waren, zumindest anfänglich, ebenfalls identisch: Die vorherige karthagische Beschwichtigungspolitik hatte garantiert, dass der unvermeidliche Krieg von einem voll mobilisierten Staat gegen leichtgläubige und fassungslose Gegner geführt werden würde, die nun die vorherige Beinahe-Entwaffnung bereuten.[17]

Die schockierten und verängstigten karthagischen Abgesandten machten sich von Utica aus auf den kurzen Heimweg. Die Gesandten hatten Angst vor dem, was sie innerhalb der Mauern erwartete. Aber sie schämten sich auch dafür, dass sie wochenlang auf falsche Versprechungen des Senats in Rom und der intriganten Konsulargeneräle hereingefallen waren, die in der Nähe in Utica Stellung bezogen.

Indem sie der römischen Forderung nach der Übergabe aller Waffen nachkamen, hatten die Karthager gerade dafür gesorgt, dass sie nahezu schutzlos waren. Schlimmer noch, sie hatten die Römer auch durch die schiere Menge an hochentwickelten Waffen, die sie tatsächlich abgaben, schockiert und erschreckt. Die leichte Beute hatte den seltsamen Effekt, die oft schrillen Warnungen des hochrangigen römischen Senators Cato an den Senat zu bestätigen, dass ein hartnäckiges, einfallsreiches und widerstandsfähiges Karthago immer eine militärische Bedrohung

darstellen würde. Die Karthager begriffen erst in letzter Minute die Ironie ihrer selbstzerstörerischen Politik der Vergangenheit. Ihre gescheiterte Reaktion auf die numidische Aggression hatte Rom paradoxerweise erzürnt und ermutigt, angesichts der Verletzung des Vertrags durch die Stadt und des unerwarteten kläglichen Scheiterns des punischen Angriffs. Auch die Übergabe des riesigen Arsenals der Karthager gefiel den Konsuln, befeuerte aber auch den römischen Wunsch, einen so widerstandsfähigen und bis dahin gut vorbereiteten Feind auszulöschen.

Dennoch berichteten die verlegen heimkehrenden karthagischen Botschafter einer riesigen Menschenmenge, die sich zur Ratssitzung drängte, von den neuesten und scheinbar verrückten Forderungen Roms. Es folgte das vorhersehbare Chaos. Einige der Gesandten wurden gefangen und durch die Straßen geschleift. Andere wurden gesteinigt. Sowohl Falken als auch Tauben, die zuvor dafür gelobt worden waren, dass sie sich widerwillig für die Akzeptanz der anfänglich harten römischen Bedingungen ausgesprochen hatten – zweifellos als Warnung vor dem, was die Römer unter ähnlichen Bedingungen getan hatten, als sie 63 Jahre zuvor das rebellische sizilianische Syrakus plünderten und beinahe zerstörten – wurden gejagt. Die Menschenmengen verfolgten außerdem jeden italienischen Händler, den sie in der Stadt entdecken konnten, und töteten so viele, wie sie finden konnten.

Mütter weinten um das Schicksal der dreihundert Geiseln, zumeist Kinder, die zuvor den Römern als Garanten des Friedens übergeben worden waren und nun als für immer verloren galten. Einige riefen sogar die Namen ihrer geliebten Elefanten, die sie dummerweise in Utica an die Römer ausgeliefert hatten. Kurz gesagt waren die Verteidiger am Vorabend der Belagerung so gespalten, wie die Belagerer in ihrem Ziel, die Stadt einzunehmen, vereint waren.[18]

Als der Krieg drohte, wurden die einst gemiedenen punischen Scharfmacher, die zuvor als zu aufrührerisch für ihre entschiedene Ablehnung der eskalierenden römischen Ultimaten galten, nun als vorausschauend heiliggesprochen. Als die unruhigen Massen von diesen letzten und unerwarteten Forderungen der römischen Invasoren erfuhren, verlangten sie – verständlicherweise plötzlich genauso kriegerisch wie

zuvor nachgiebig – die Freilassung oder Rückberufung aller Kriegstreiber aus dem Gefängnis.

Unter ihnen war der impulsive, aber ansonsten unauffällige General Hasdrubal Boetharch. Nach seiner Rückkehr aus dem Exil und nachdem er von einem früheren Todesurteil begnadigt worden war, versuchte er fast sofort, mindestens dreißigtausend Soldaten zu versammeln. Er forderte auch einige der benachbarten numidischen Stämme, historische Feinde Karthagos und seiner punischen Städte, auf, ihre Loyalität zu ändern und stattdessen ihre Blutsbande mit seiner Frau zu ehren, indem sie Hilfe schickten. Darüber hinaus würden die meisten punischen Verbündeten der karthagischen Konföderation, abgesehen von vier oder fünf großen Städten, zumindest in den ersten beiden Jahren der Belagerung trotz ihrer größeren Anfälligkeit für feindliche Angriffe fest zu Karthago halten oder zumindest neutral bleiben. Die anfängliche Loyalität ihrer Verbündeten, insbesondere der punischen Städte Libyens, würde sicherstellen, dass die halbe Million Menschen in der Stadt selbst nicht aufgrund der anfänglichen Belagerung und Blockade verhungerten.[19]

Alle Sklaven in Karthago wurden freigelassen, wenn sie versprachen, gegen die Römer zu den Waffen zu greifen. Bergleute brachten Erze aus dem noch offenen Land in die Stadt, und in den Schmieden der Stadt wurden fieberhaft neue Waffen hergestellt – alles, um jene zu ersetzen, die man nur Tage zuvor törichterweise den Römern übergeben hatte. Frauen sammelten all ihren Goldschmuck ein und schnitten ihre Locken zu Seilen ab, mit denen sie neu konstruierte Torsionskatapulte beliefern konnten. In den Werkstätten wurden Berichten zufolge täglich hundert Schilde, fünfhundert Handgeschosse und tausend Katapultgeschosse hergestellt – und bald war das Waffenarsenal fast so groß wie das, das man zuvor verloren hatte. Als die verzweifelte Lage vollständig erkannt war, hörten die gefangenen Karthager auf, die Boten anzugreifen. Sie kanalisierten ihre Wut in die Wiederbewaffnung und bereiteten sich auf einen existentiellen Krieg gegen Rom vor, den klaren Angreifer.[20]

Die römischen Konsuln waren offenbar etwas überrascht von diesen unerwarteten Akten punischen Widerstands. Angesichts der einschüchternden Größe ihrer Streitkräfte und der bisherigen Fügsamkeit

und Unterwürfigkeit der verängstigten karthagischen Gesandten hatten sie erneut eine automatische Kapitulation angenommen. In den Augen der Römer waren die speichelleckerischen punischen Botschafter weit entfernt von den gruseligen Volksmärchen ihrer Großeltern über wilde Karthager, die 50 Jahre zuvor ihren punischen Krieg zu den Römern gebracht hatten und fast zwei Jahrzehnte lang unter Hannibal in Italien ihr Unwesen trieben.

Doch die getäuschten Karthager begriffen nun endlich, dass ein rachsüchtiges Rom den karthagischen Widerstand gegen lokale numidische Angriffe als Möglichkeit begrüßt hatte, die völlige Zerstörung der punischen Zivilisation im westlichen Mittelmeerraum zu genehmigen, während es einen Verteidigungskrieg gegen „Vertragsbrecher“ vorgab. Oder war es noch schlimmer – dass Rom an Karthago im gesamten Mittelmeerraum ein Exempel statuieren wollte, indem es eine Politik des blanken Terrors entfesselte, um jeder anderen neutralen oder feindlichen Macht die schrecklichen Folgen des Widerstands gegen den römischen Imperialismus zu lehren? Als die Härte und die bösartige Absicht der wiederholten römischen Ultimaten schließlich begriffen wurde, erreichten die Römer zunächst das Gegenteil von dem, was sie beabsichtigt hatten. Den Karthagern wurde klar, dass eine Unterwerfung wahrhaftig das Ende Karthagos bedeute, und deshalb Widerstand zumindest für eine Weile eine Fortsetzung ihrer Freiheit bedeuteten könne, schlossen sich sowohl die karthagischen Führer des oligarchischen Stadtrats der 104 als auch die Massen Khartagos zusammen und stimmten dem Kampf zu.

———

Als die Belagerung von 149 v. Chr. begann, wussten die Angreifer, dass in den 115 Jahren zuvor immer wieder aufflammender Kriege noch nie eine römische Streitmacht die gewaltigen Mauern Karthagos durchbrochen hatte. Andererseits hatte weder im Ersten noch im Zweiten Punischen Krieg ein römisches Expeditionskorps auch nur einen Versuch unternommen. Für eine Stadt, die sich bei der präventiven Verteidigung auf ihre Marine verließ, war ihr Umkreis dennoch riesig

und erstreckte sich über etwa 47 Kilometer. An manchen Stellen waren die Mauern neun Meter dick. Sie waren über zwölf Meter hoch und mit noch höheren Zinnen und Türmen verstärkt. Die karthagischen Wälle waren wahrscheinlich die größten Befestigungsanlagen der antiken Welt bis zur Gründung Konstantinopels ein halbes Jahrtausend später mit seinen uneinnehmbaren theodosianischen Mauern. Aber im Vergleich zur letzten und zum Scheitern verurteilten Verteidigung der ost-römischen Wälle im Jahr 1453 hatte Karthago zehnmal mehr Einwohner, um seine Mauern zu verteidigen.

Karthago genoss also selbst in Extremsituationen durchaus einige Vorteile. Die unbezwingbare Natur seiner Befestigungen könnte sogar römische Belagerungsingenieure vor ein Problem stellen. Und Karthago verfügte noch immer über einige offene Versorgungslinien zu Land und zu Wasser, während die römischen Belagerer entweder das punische Umland für sich gewinnen oder sich zuverlässige logistische Unterstützung aus Sizilien sichern mussten. Warum also setzten die karthagischen Gesandten und tatsächlich ein Großteil der Stadt die römischen Ultimaten zunächst mit ihrer eigenen wahrscheinlichen Zerstörung gleich? Warum dieser Pessimismus?

Höchstwahrscheinlich hatte die Stadt anfangs geglaubt, sie könne nicht all die Mengen an Waffen und Kriegsmaterial ersetzen, die sie gerade in der vergeblichen Hoffnung, einen Krieg zu vermeiden, den Konsuln übergeben hatte. Zudem beruhte die Stärke Karthagos in den beiden vorangegangenen Kriegen auf vier Gegebenheiten: Die karthagische Marine war der römischen Flotte traditionell ebenbürtig oder ihr überlegen; die karthagische und die verbündete Kavallerie waren traditionell weitaus geschickter als die römischen Reiter; Söldnerinfanterierekruten, meist aus verbündeten punischen Städten in Afrika, hatten die Legionen oft bis zum Stillstand in Schach gehalten; und karthagische Elefanten galten noch immer als beeindruckende Kriegswaffen.

Die Herausforderung im Jahr 149 bestand jedoch nicht nur darin, dass diese Vorteile im letzten halben Jahrhundert seit Hannibals endgültiger Niederlage nachgelassen hatten oder dass Karthago sein Arsenal törichterweise den römischen Konsuln in Utica überlassen hatte. Das

Problem bestand darin, dass der Dritte Punische Krieg von der Belagerung einer großen imperialen Stadt ohne Imperium abhängen würde. Karthago konnte nicht genügend neue Schiffe bauen und bemannen, um die Blockade zu durchbrechen und römische Schiffe im Mittelmeer zu bekämpfen. Seine Reiter konnten sich außerhalb der Mauern nicht leicht an entscheidenden offenen Schlachten beteiligen und waren wahrscheinlich der riesigen römischen Kavallerie mit etwa viertausend Pferden zahlenmäßig unterlegen. Die Verbündeten selbst wurden entweder von Rom bedroht, waren bereits zum Feind übergelaufen oder von der Stadt abgeschnitten und konnten daher nicht mehr genügend bezahlte Infanteristen oder stetigen Nachschub liefern. Selbst wenn Karthago seine Elefanten nicht wie gefordert abgegeben hätte, spielten derartige Tiere bei einer Belagerung ohnehin kaum eine Rolle.[21]

Doch die römischen Belagerer hatten ihre eigenen Probleme, da Karthago bei seiner Gründung ideal auf einer gut zu verteidigenden Halbinsel gelegen war. Die Stadt war durch eine geschützte, fünf Kilometer breite Landenge mit dem afrikanischen Festland verbunden. Karthagos Verteidigungskonzept hatte sich auch auf redundante Logistik konzentriert: Nachschub aus dem Mittelmeer über seine gut geschützten Häfen und über Land über seine befestigte Landenge ins afrikanische Hinterland.[22]

Was folgte, zumindest für die nächsten dreißig Monate, bestätigte das anfängliche Vertrauen der Karthager, die Torheit und mangelnde Intelligenz der Römer und die angeborenen Schwierigkeiten eines Expeditionskorps, das weit von der Heimat entfernt versuchte, eine Stadt zu stürmen, deren Bevölkerung auf über das Fünffache der angreifenden Streitmacht angewachsen war – und die weitaus besser geschützt war als die römischen Möchtegern-Eroberer auf dem Schlachtfeld. Darüber hinaus glaubten die Karthager, sie hätten die moralische Überlegenheit, da sie in der Defensive für ihre Heimat und an der Seite ihrer eigenen Familien kämpften und den vorherigen Vertrag mit dem römischen Senat buchstabengetreu befolgt hatten. Die Römer dagegen entschieden sich für einen optionalen und präventiven imperialistischen

Angriffskrieg, weit weg von Italien und hauptsächlich um Beute zu machen.

Die konsularischen Mittelmäßigkeiten Manlius und Censorinus gingen davon aus, dass die Belagerung nur von kurzer Dauer sein würde. Die entscheidenden Erfolgsbarometer – das Abschneiden aller karthagischen Versorgungslinien sowohl über das Meer als auch aus dem numidischen Landesinneren – waren angeblich bereits gesichert, mit der Selbstzerstörung der punischen Flotte, der Kontrolle des wichtigen Hafens Utica und der Vorherrschaft ihres wankelmütigen, aber vorerst vermeintlichen numidischen Verbündeten Masinissa im nordafrikanischen Landesinneren.

Doch in den ersten Monaten erlitten die Römer einen Misserfolg. Ihre aufeinanderfolgenden Niederlagen waren größtenteils der Arroganz der beiden römischen Konsulargeneräle zuzuschreiben. Wieder betrachteten beide die Belagerung als kurzes Zwischenspiel vor der Kapitulation. Unterdessen verstärkte Karthago seine Vorstöße aus der Stadt, wodurch den Römern der Zugang zu dem für den Bau ihrer Belagerungsmaschinen benötigten Holz verwehrt blieb. Versuche, mit Leitern über die Mauern zu klettern, die auf dem Festland und an der Küste befestigt waren, endeten ebenfalls mit einem vorhersehbaren Misserfolg.

Außerdem stieg die Moral der neu bewaffneten Bürger mit jeder Abwehr. Die schockierten Römer wurden noch mehr entmutigt durch ihre eigenen Hunderte von Toten und Verwundeten aus diesen aufeinanderfolgenden Scharmützeln außerhalb der Mauern. Wie in jedem Fall, wenn der schwächere Kriegführende einen Sieg und einen taktischen Erfolg über den dominanten Angreifer erringt und daher glaubt, dass die unerwartete Leistung den endgültigen strategischen Erfolg ankündigt, begannen auch die Karthager zu glauben, dass ihnen zwar eine Flotte oder Armee fehlte, die groß genug war, um die Römer in einer offenen Schlacht zu besiegen, die Invasoren jedoch ihrerseits die Fähigkeit verloren hatten, ihre majestätische Stadtfestung einzunehmen. Historisch gesehen mussten sich die Belagerer umso mehr Sorgen um ihre eigenen Vorräte, Unterschlupf im Winter, Krankheiten und eine zunehmend feindliche Umgebung außerhalb der Mauern machen, je

länger eine Belagerung ohne Fortschritte andauerte. Regionale Neutrale beobachteten immer den Puls der Schlacht, um zu berechnen, welche Seite wahrscheinlich gewinnen würde und somit sicherer zu unterstützen oder anzugreifen war.

Ein ermutigter, wenn auch einst verachteter Hasdrubal, der nun als General nahezu absolute Macht genoss, streifte mit seiner Armee noch weiter von der Stadt ins Landesinnere und entlang der Küste. Er hoffte, die lagernden Römer einzukreisen und sie zwischen seiner Armee, dem Meer und den Stadtmauern einzuzwängen. Gemeinsam mit ihm überfiel sein untergeordneter und brillanterer Kavalleriekommandeur Himilco Phameas die römischen Lager direkt mit Blitzeinschlägen zu Pferd. Hasdrubal war vielleicht kein Hannibal, aber die beiden römischen Konsuln erwiesen sich im Vergleich zum legendären Scipio Africanus, dem Helden des Zweiten Punischen Krieges, als noch mangelhafter.

Da die Römer in diesen ersten Monaten der Belagerung weder die großen Landmauern erklimmen noch Maschinen bauen konnten, um sie niederzureißen, und da Ausfälle der Karthager fast ungehindert um die Lager der Römer herumzogen, begannen die verärgerten Invasoren ihren Kurs zu ändern. Sie versuchten nun unklugerweise, die Sache mit brutalen Frontalangriffen durchzusetzen. Die Römer hofften, dass ihre beiden riesigen Rammböcke, die jeweils mit etwa 6.000 Legionären bemannt waren, die Stadttore oder jede vermeintliche Schwachstelle in der Mauer sprengen könnten. Doch keine der beiden Maschinen konnte einen Spalt erzeugen, der groß genug für einen vollständigen Einbruch war. Kleine römische Kontingente brachen eine Zeit lang durch ein paar kleine Breschen, wurden aber schnell isoliert und zurückgeschlagen. Unterdessen versuchten die Karthager im Inneren, jeden ersten Einbruch der Römer abzuriegeln, und schickten dann Vorstöße, um die Rammböcke zu vereiteln.[23]

So kämpften Römer und Karthager hin und her um Spalten und improvisierte Gegenmauern, während die Verteidiger ständig Vorstöße unternahmen, um Belagerungsmaschinen zu demontieren. Einige Monate nach der Invasion war die Belagerung ins Stocken geraten, weil die Römer weder den Ein- noch den Auszug der Karthager und ihrer Verbündeten verhindern konnten. Im Spätsommer und Frühherbst des

ersten Jahres 149 führten die schlechte Moral und die abnehmende Einsatzbereitschaft der Legionäre, die mittelmäßige Führung der Konsuln, der unzuverlässige Nachschub aus Sizilien sowie die ungesunde Umgebung und die schlechte Verteidigung von Censorinus' Lager am Tunesischen See, etwa zwölf Meilen von der Stadt entfernt, dazu, dass die römischen Bemühungen zum Erliegen kamen. Die Soldaten waren zunehmend hungrig, krank und lustlos. Sie waren so entmutigt, dass sie, selbst als sie einen Zugang in die massiven Mauern der Stadt schlugen, die Öffnung nicht nutzen konnten und mit erheblichen Verlusten zurückgedrängt wurden.

Sowohl antike Historiker als auch moderne Gelehrte haben oft Thukydides' „Melischen Dialog" zitiert, um das tragische Dilemma der Karthager zu parallelisieren. Und tatsächlich drohte ihnen als echten Meliern nun die Ausrottung durch römische Realisten, die die Rolle rücksichtsloser athenischer Imperialisten spielten. Doch nach fast einem Jahr des Scheiterns wäre der bessere Vergleich vielleicht die katastrophale und letztlich gescheiterte Belagerung des fernen Syrakus durch Athen im Jahr 415–413 gewesen, etwa zwei Jahrhunderte bevor die Römer die sizilianische Stadt im Zweiten Punischen Krieg vernichteten.

Die Inkompetenz des römischen Kommandos und die darauf folgende ins Stocken geratene Belagerung vor Karthago begannen genau diesem ikonischen athenischen Missgeschick zu ähneln. Die gescheiterte Belagerung von Syrakus hatte zur fast völligen Vernichtung der Invasoren und einer anschließenden Revolution in der Heimat Athen geführt – und machte es unwahrscheinlich, dass Athen seinen langen Krieg mit Sparta noch gewinnen konnte. Thukydides beschrieb die sizilianische Katastrophe auf tragische Weise:

> Von allen griechischen Ereignissen, die sich im Krieg ereigneten, oder, wie mir scheint, von allen griechischen Ereignissen, die wir kennen, war diese Aktion die größte: sowohl die ruhmreichste für die Sieger als auch die katastrophalste für die Verlierer. Denn sie wurden vollständig und in jeder Hinsicht besiegt, und ihr Elend erwies sich als völlig unvorstellbar. Sowohl ihre Schiffe als auch

> ihre Infanterie verschwanden vollständig vom Erdboden; und es gab nichts, was nicht zerstört war. Von den vielen, die hinausgegangen waren, kamen nur wenige nach Hause. So endete die sizilianische Expedition.[24]

Als das erste Belagerungsjahr zu Ende ging, wurde ein nun handlungsunfähiger Censorinus nach Rom zurückgerufen. Eine zerfallende Armee, die ausschließlich unter dem Kommando des noch weniger talentierten und lahmen Manilius stand, war gezwungen, weiter draußen im Land nach Nahrung zu suchen, während sie vergeblich versuchte, neue Nahrungsmittelzüge davon abzuhalten, in die Stadt zu gelangen und sie zu versorgen. Den Römern gelang beides nicht.

Im Gegensatz dazu erwiesen sich die eingeschlossenen Karthager als immer einfallsreicher und fassten wieder Mut. Sie zündeten weiterhin alle neuen oder reparierten römischen Belagerungsmaschinen an. Sie schickten windunterstützte Brandboote aus ihrem Hafen in die vor Anker liegende römische Flotte und verbrannten sie beinahe. Sie füllten die Gräben auf und stürzten die Palisaden der römischen Belagererlager und ließen die furchterregende Kavallerie des Phameas los, um römische Plünderer zu erlegen. Zumindest für einen Moment glaubten die Karthager, sie könnten gewinnen – ebenso wie die früheren Thebaner, die die Makedonier zunächst aus ihrer Stadt vertrieben, ebenso wie die Ost-Römer von Konstantinopel, die die Osmanen wochenlang zurückschlugen, und ebenso wie die Azteken nach La Noche Triste, die glaubten, sie könnten die spanischen Belagerer weiterhin dezimieren.

Tatsächlich wandten sich die Verteidigungskämpfe eine Zeit lang sogar von der Stadt ab und wurden zu ständigen offensiven punischen Gefechten in den Ebenen. Unglücklicherweise für die Römer offenbarte das erste Jahr auch die anhaltende Inkompetenz des Konsuls Manilius. Er wurde wiederholt von umherziehenden karthagischen Kavalleristen unter Phameas sowie von den risikofreudigen Hauptstreitkräften unter Hasdrubal geködert, überfallen und abgeschnitten. Bis zum Jahresende hatten die römischen Angreifer Tausende von Verwundeten und Toten verloren. Und sie waren dem Sturm auf die ummauerte und weitläufige Stadt eindeutig keinen Schritt näher gekommen.[25]

Im Gegensatz dazu blieb Karthago im ersten Jahr der Belagerung gut ernährt, neu bewaffnet und aus dem Hinterland versorgt. Am wichtigsten war, dass die einheimische numidische Kavallerie, die historisch mit Karthago im Streit lag und mit Rom verbündet war, oft neutral blieb und abwartete, wie die Belagerung fortschritt. Bald hatten beide gedemütigten römischen Konsuln ihre Amtszeiten beendet und waren wieder in Rom. Keiner von beiden würde zurückkehren. Ironischerweise endete ihre verheerende Mission unglücklich für die Karthager, die bis dahin das gesamte mittelmäßige römische Konsularkommando gedemütigt hatten.

_____

Inmitten dieses Vakuums römischer Führung hatte nur ein hochrangiger Offizier, der Legat Scipio Aemilianus, Führungsqualitäten bewiesen. Als der griesgrämige, betagte Cato im römischen Senat im ersten Jahr der Belagerung nach Scipio gefragt wurde, paraphrasierte er Homer in seinem Lob: „Nur er denkt noch, die anderen huschen als Schatten umher.“ Durch eine Reihe von Rettungsaktionen nach den verpatzten römischen Frontalangriffen seiner Vorgesetzten war es Scipio gelungen, die Belagerung aufrechtzuerhalten, zumindest bis Verstärkung eintraf und es zu einem Wechsel im Oberkommando kam.

Scipio selbst war der vierte Sohn des berühmten siegreichen römischen Generals Lucius Aemilius Paulus, der den makedonischen König Perseus in der Schlacht von Pydna (168) brillant besiegt hatte. Und nach diesem Sieg wurde Aemilius berüchtigt für das Massenmord an den eroberten Epiroten Nordgriechenlands sowie für die beispiellose Versklavung von 150.000 Zivilisten, die die völlige Zerstörung von siebzig Städten Epirus überlebt hatten. Aber vielleicht noch wichtiger ist, dass Scipio Aemilianus auch der adoptierte Enkel von Hannibals eigenem Bezwinger Scipio Africanus war. Wenn nichts anderes, so jagte allein der Name Scipio den Karthagern Angst ein und den Legionen Hoffnung.

Darüber hinaus war der jüngere Scipio ein kluger Diplomat und Stratege. In Ermangelung kompetenter Oberbefehlshaber reiste er nun

freiberuflich durch das Hinterland rund um die Stadt und inspizierte die Versorgungswege dorthin. Als sein Gefolge die verbündeten Städte und Dörfer Karthagos betrat, die ihrer Hauptstadt noch immer treu ergeben waren, zeigte Scipio Großmut und untergrub gleichzeitig deren Unterstützung für die gefangenen Karthager. Es sprach sich herum, dass jeder afrikanische Verbündete Karthagos, der sich jetzt Scipios Männern ergab, streng nach den Bedingungen behandelt würde, unter denen er sich ergeben hatte – ein Akt, der als bemerkenswerte Nachsicht ausgelegt wurde. Am wichtigsten war, dass Scipio nur diejenigen als Feinde betrachtete, die gegen Rom zu den Waffen griffen; dies ließ opportunistischen oder verängstigten Neutralen die Chance offen, sich später der Seite anzuschließen, die er als bald siegreiches römisches Heer mit entsprechend zugeteilter Beute hoffte.26

Als die Belagerung in ihr zweites Jahr ging, wurde der jüngere Untergebene Scipio – er war im Jahr 148 v. Chr. erst 37 Jahre alt – zunehmend als eine Art römischer Feuerwehrmann angesehen, der eilig die Feuer löschte, die seine inkompetenten Vorgesetzten entfacht hatten. Angesichts der Alternativen war er sicherlich der einzige Römer mit genügend Prestige, politischem Einfluss und nachgewiesenem militärischem Scharfsinn, um das Missgeschick zu retten. Scipios Erfolg bei der Lösung des Schlamassels wurde den römischen Senatsinspektoren, die zur Autopsie der katastrophal ins Stocken geratenen Belagerung geschickt wurden, sofort klar. Nach ihrer Rückkehr nach Rom sorgten sie dafür, dass dem römischen Senat und der breiten Öffentlichkeit das volle Ausmaß des traurigen Debakels bekannt wurde.

Rom brauchte ein Stimulans, da weitere Nachrichten nun sogar die Kriegspartei des Senats deprimierten. Der ältere Cato, der Scipios militärische Ernennungen sowohl vor als auch während seiner ersten Entsendung nach Karthago unterstützt hatte – und dessen jährliche monotone Forderungen nach der Zerstörung Karthagos dazu beigetragen hatten, diesen anscheinend unüberlegten Dritten Punischen Krieg auszulösen – war schließlich im Jahr 149 im Alter von 85 Jahren gestorben. Unterdessen war Roms treuester Freund und Verbündeter in Afrika, der neunzigjährige numidische König Masinissa, ebenfalls nicht

viel später im Januar 148 verstorben. Das römische Vertrauen in die Belagerung erreichte einen neuen Tiefpunkt.

Konsularische Inkompetenz, der Tod von Cato und Masinissa und der anhaltende Stillstand der Belagerung machten den Krieg zu einem offenen römischen Wundmal ohne unmittelbare Hoffnung auf eine Lösung. Scipio hatte keine konsularische Macht, die römische Taktik oder Strategie zu ändern. Die Karthager wuchsen unter der aggressiven, integrierten Führung von Hasdrubal und Phameas noch mehr Erfolgszuversicht. Die beiden gingen jetzt bei ihren Plünderungs- und Raubzügen außerhalb der Stadtmauern noch mutiger vor als zuvor. Als Reaktion darauf wurden die Römer trotz Scipios wohlwollender Missionen, die karthagische Städte durchkämmten, immer orientierungsloser. Der neue Konsularvertreter Calpurnius Piso war ebenso durchschnittlich wie seine Vorgänger. Sein Admiral, der Legat Lucius Mancinus, erwies sich als noch zweitklassiger. Sowohl Karthager als auch Römer begannen langsam zu akzeptieren, dass der Krieg de facto nur durch das Schicksal Scipios entschieden werden würde. Kurz gesagt: Wenn Scipio nach zwei Jahren Belagerung als Konsul und Retter mit Oberbefehlsgewalt zurückkehrte, waren die Tage der Stadt wahrscheinlich gezählt. Wenn nicht, würde Rom bald einer antiken Version von Dünkirchen oder Gallipoli gegenüberstehen.

Scipio war ursprünglich 148 nach Rom zurückgekehrt, angeblich in der Hoffnung, zum Ädil gewählt zu werden, einem wichtigen Amt, das für die Instandhaltung öffentlicher Gebäude und die Kontrolle staatlicher Funktionen zuständig war. Aber er brachte den brillanten karthagischen Kavalleriekommandeur Phameas mit; dieser war übergelaufen und hatte sich mit seinen 2200 Kavalleristen den Römern angeschlossen, hauptsächlich aufgrund der Bewunderung der Karthager für Scipios Geschick und Führung sowie seiner großzügigen Bestechungsgelder. Dennoch waren die römischen Massen verärgert über die schrecklichen Nachrichten über die ins Stocken geratene Belagerung, die über das Mittelmeer gedrungen waren. Das Volk forderte, Scipio solle die Ädilität vergessen und stattdessen zum Konsul gewählt werden, um das Debakel in Karthago zu retten, wobei dem jungen Legaten Ausnahmen gewährt wurden, da er das erforderliche konsularische Alter von 42

Jahren noch nicht erreicht hatte. Während Scipios Abwesenheit in Rom hatte es der Konsul Piso in Karthago, der die Fehler der beiden vorherigen Konsuln beheben sollte, wiederholt nicht geschafft, die Stadt von den Untertanen im Landesinneren abzuschneiden – was immer der Schlüssel zum Sieg bei der Belagerung war. Tatsächlich waren vor kurzem fast 800 numidische Kavalleristen von Piso übergelaufen und hatten sich Hasdrubal angeschlossen. Es entging den Römern nicht, dass der derzeitige Konsul verbündete Reiter durch Überläufer an die Karthager verloren hatte, während sein ehemaliger Untergebener Scipio zuvor weitaus mehr karthagische Kavallerie unter Phameas für Rom gewonnen hatte.27

Angesichts seiner bemerkenswerten Erfolge hatte Hasdrubal die Zivilregierung Karthagos praktisch abgeschafft und befehligte die Stadt zunehmend als absoluter Herrscher. In Karthago gab es sogar Hoffnungen, dass Rom gezwungen sein könnte, Belagerungstruppen abzuziehen, um den Aufstand an einer entfernten Kriegsfront mit dem Möchtegern-Makedonier-Befreier und Thronprätendent Andriskos zu stoppen. Der Emporkömmling hatte bereits eine römische Besatzungslegion vernichtet und einen vierten makedonischen Unabhängigkeitskrieg gegen Rom entfacht. Das Ziel jedes Feindes Roms, so zumindest dachte Karthago nun, war es, an einer entfernten römischen Front einen Verbündeten zu finden und die Legionen zu zwingen, an mehreren Kriegsschauplätzen zu kämpfen, ohne sich voll auf einen konzentrieren zu können.28

Doch nachdem er Anfang 147 zum Konsul ernannt worden war und im Frühjahr dieses Jahres nach Nordafrika zurückkehrte, begann Scipio, den Kurs der stagnierenden Belagerung zu ändern. Er stach schnell in See und machte in Sizilien Halt, um Verstärkung zu sammeln. Dort nahm er Tausende neuer Rekruten auf, um die in den ersten beiden Jahren verlorene Armee zu ersetzen. Dann machte er sich in Begleitung von Phameas direkt auf den Weg nach Utica, um Piso und Mancinus zu helfen, bevor die Sache ganz verloren war. Der Historiker Appian stellte fest, dass die Karthager während Scipios Abwesenheit und angesichts der Unfähigkeit Pisos routinemäßig durch die Landschaft zogen und problemlos Vorräte fanden. Gleichzeitig versuchten sie, unentschlossene

und abtrünnige punische Städte wieder in die Herde zurückzuholen, während ihre Gesandten weiterhin „beleidigende Tiraden gegen die Römer in den Stadtversammlungen“ hielten. Offenbar hatten die Römer jegliche Fähigkeit verloren, den Verkehr in und aus der ummauerten Stadt zu kontrollieren.[29]

Hasdrubals Strategie war oft offensiv: Er hielt die Römer von den Mauern fern, isolierte sie von ihren eigenen Vorräten im Landesinneren, schloss sowohl numidische als auch karthagische Städte dem Widerstand gegen Rom an und hoffte, dass unvorhergesehene Entwicklungen wie der Tod antikarthagischer Eiferer wie Masinissa und Cato der Ältere zu einer Art Waffenstillstand führen könnten. Mit anderen Worten, der Dritte Punische Krieg war immer ein Zermürbungskampf – die Karthager versuchten den Römern immer noch zu beweisen, dass die Entscheidung, ihre Stadt zu zerstören, ein korrigierbarer Fehler war, der ihnen weitaus mehr schaden würde, als wenn sie Karthago einfach unabhängig und neutral gelassen hätten.

Als Scipio mit Verstärkung eintraf, eilte er fast sofort zur Rettung des gefangenen Mancinus. Der Konsul, der glaubte, eine Lücke in der karthagischen Verteidigung gefunden zu haben, war der erste Römer, der die Stadt betrat. Doch er wurde schnell abgeschnitten und in den weiten Räumen innerhalb der Mauern umzingelt und stand ohne Scipios Hilfsmaßnahmen vor der Vernichtung. Kein Wunder, dass innerhalb weniger Wochen der Oberbefehl über die Belagerung allein in Scipios Händen lag. Piso und Mancinus kehrten wie ihre gescheiterten Vorgänger Manilius und Censorinus gedemütigt nach Rom zurück. Die erstarrte Belagerung war eine weitere Erinnerung daran, dass gewählte römische Konsuln selten militärische Genies waren. Die Karrieren konsularischer Oberbefehlshaber vom Kaliber eines Fabius Maximus, der Scipios, Flamininus, Aemilius Paulus, Pompeius und Julius Caesar waren immer Ausnahmen.

Der Kommandowechsel gab dem jungen Konsul Scipio eine seltene Gelegenheit, die undisziplinierte und erodierende römische Armee neu zu starten. Er versprach den Legionen reiche Belohnungen – aber erst, nachdem die Stadt eingenommen war. (Man beachte, dass Beute selbst für gut ausgebildete Legionen immer ein notwendiger Anreiz war.)

Diese Umstrukturierung der Armee war ohne weitaus größere Disziplin und ständiges Drill sowie zahlreiche Vertreibungen aus dem Lager eine unmögliche Leistung. Oder wie der neue Konsul seine Armee mit Zuckerbrot und Peitsche vor demoralisierten, gierigen und zerlumpten Belagerern warnte:

> Ihr seid mehr Diebe als Kämpfer. Ihr seid Deserteure statt Verteidiger unseres Lagers. Ihr seid mehr Bankettsänger als erfolgreiche Belagerer. Ihr wollt Luxus, selbst während ihr kämpft, anstatt zu warten, bis ihr gewonnen habt. Aus genau diesem Grund ist ein Feind, der keine Hoffnung hatte und schwach war, als ich ihn verließ, zu großer Macht aufgestiegen. Und so ist eure Aufgabe jetzt aufgrund eurer schieren Faulheit viel schwieriger geworden. Wenn ich der Meinung wäre, dass ihr für diese Nachlässigkeit verantwortlich seid, dann würde ich euch jetzt bestrafen. Aber da ich die Schuld auf jemand anderen schiebe, bin ich bereit, alles zu übersehen, was bisher geschehen ist.

Scipio erinnerte die Legionäre dann daran, dass er kein Räuber war – zumindest noch nicht –, sondern zuerst ein Eroberer:

> Ich für meinen Teil bin nicht hierhergekommen, um zu rauben, sondern um zu erobern und nicht, um mir vor dem Sieg Gedanken über Geld zu machen, sondern zuerst, um den Feind niederzuschlagen. Nun, alle von euch, die keine Soldaten sind, müssen heute unser Lager verlassen – außer denen, die meine vorherige Erlaubnis zum Bleiben haben … Aber für euch, Soldaten, habe ich ein Vorbild gesetzt, das in allen Situationen gelten soll: meine eigenen Gewohnheiten und meine eigene Fleißigkeit. Wenn ihr dieses eine Gebot befolgen könnt, werdet ihr weder eure Pflicht vernachlässigen, noch werdet ihr an Belohnung fehlen. Tatsächlich ist es jetzt notwendig, hart zu arbeiten, während wir noch in Gefahr sind. Plünderung und das bequeme Leben müssen wir auf ihre richtige Zeit verschieben. Das ist, was ich und was das Gesetz gebietet. Und für diejenigen, die gehorchen, wird es große

> Belohnungen bringen; aber für diejenigen, die nicht gehorchen, nur bitteres Bedauern.30

Als Moral und Ordnung im Frühjahr 147 allmählich wiederhergestellt und die Armee von Gesindel gesäubert war, fühlte sich Scipio sicher genug, um Megara anzugreifen, einen ausgedehnten karthagischen Vorort mit kultivierten Feldern innerhalb der Stadtmauern. Von dort aus begannen Hunderte von Römern im Schutz der Dunkelheit, ihre Positionen zu festigen und hofften, sich in den Außenbezirken der weitläufigen Stadt selbst auszubreiten. Als die verwirrten Römer jedoch feststellten, dass die Vororte von Obstgärten, Brombeersträuchern, Gräben und Hecken durchzogen waren, zogen sie sich aus der Stadt zurück. Aber zumindest hatten sie gezeigt, dass ein Großteil Karthagos außerhalb der inneren Zitadelle nun porös war.

Scipios Ausfall erzürnte das karthagische Kommando und beunruhigte die Stadt. Und so kam es zu einem Wendepunkt im gesamten Krieg, als ein wütender Hasdrubal plötzlich alle römischen Gefangenen in seiner Gewalt, die nicht auf die karthagische Seite übergelaufen waren, auf den Mauern verstümmelte und abschlachtete. Seine schiere Barbarei, so dachte er zumindest, würde die Römer so aufstacheln, dass sein eigenes verzweifeltes Volk schließlich akzeptieren würde, dass die nun wütenden Legionen keine Gnade mehr gewähren konnten – und somit keine Überlebenschance, außer mit zunehmender Verzweiflung weiterzukämpfen. Appian berichtet die blutigen Einzelheiten:

> Als die Sonne aufging, sammelte Hasdrubal, verzweifelt und mutlos durch den Angriff auf Megara, alle römischen Gefangenen in seiner Gewalt und brachte sie auf die Mauern. Vor den Augen ihrer römischen Kameraden ließ er ihnen mit Eisenhaken Augen, Zungen, Sehnen und Geschlechtsteile herausreißen. Einigen schnitt er die Fußsohlen heraus. Anderen hackte er die Finger ab. Und wieder anderen zog er bei lebendigem Leib die Haut ab. Alle, die nach diesen Folterungen noch atmeten, warf er von der Mauerkrone.

Was auch immer Hasdrubals eigentliche Motive waren, die Römer wollten – wie später die wütenden Konquistadoren von Cortés, die sahen, wie aztekische Priester auf der großen Pyramide von Tenochtitlán ihren gefangenen Kameraden die Herzen herausrissen – noch mehr kämpfen und töten, während sein eigenes angewidertes karthagisches Volk vielleicht etwas weniger Widerstand leisten wollte:

> Das Ergebnis erwies sich als das genaue Gegenteil seiner Absicht. Stattdessen wurden die Karthager angesichts dieser unheiligen Verbrechen eher verängstigt als trotzig. Und sie verachteten Hasdrubal nun, weil er ihnen jede Hoffnung auf römische Gnade genommen hatte. Ihr eigener Senat verurteilte ihn für diese wilden und unnatürlichen Grausamkeiten inmitten so vieler anderer Katastrophen im Inland. Trotzdem trieb Hasdrubal einige der freimütigen Senatoren zusammen und ließ sie hinrichten. Später machte er in jeder Hinsicht klar, dass er eher ein Tyrann als ein General war und sich daher nur sicher fühlte, wenn er für sie ein Objekt schierer Angst war. Und auf diese Weise würde er immun gegen Gefahren werden.[31]

Wie Appian es beschrieb, schädigte das blutige Schauspiel die Moral der Karthager und machte Hasdrubal in den Augen seines verzweifelten Volkes zu kaum mehr als einem Verbrecher. Doch die Reaktion der Römer war jetzt und in Zukunft grausam paradox, da der wilde Hasdrubal sich als der einzige karthagische Anführer erweisen würde, der von den Römern freies Geleit in einen ruhigen Ruhestand in Italien aushandeln konnte. Andererseits sollte sein eigenes Volk, das über die Grausamkeit seines Anführers empört war, von den Römern fast bis auf den letzten Mann abgeschlachtet oder versklavt werden.

In einer radikalen Wende des Schicksals waren es nun die Verteidiger, die unter einer schrecklichen Führung und kollektiver Depression zu leiden begannen. Im Gegensatz dazu hatten die Römer zu Beginn des dritten Jahres der Belagerung ihre bedauernswerten Kommandeure entlassen und den Angriff einem der wahren taktischen Genies seiner

Zeit überlassen, während der einst dynamische Hasdrubal in größenwahnsinnige Wildheit und beinahe in den Wahnsinn abrutschte.

Als Reaktion auf das Grauen entsandte Scipio weitere Truppen ins ganze Land, die während der gesamten Belagerung im Einsatz waren, um die belagerte Stadt mit Nachschub zu versorgen. Die Römer begannen systematisch, alle Ein- und Ausgänge der Stadt zu Land und zu Wasser abzuschneiden – eine alte Mission, die schließlich durchführbar wurde, da die umliegenden Städte und Bauernhöfe erfahren hatten, dass die siegreichen Römer in die Vororte der riesigen Stadt vorgedrungen waren. Noch effektiver war Scipio, der sich darauf konzentrierte, Karthago vollständig von seinen ländlichen Gebieten zu isolieren, indem er befestigte Gräben quer über die Landenge zur Stadt grub. Er konnte nun sicherstellen, dass Nachschub aus keiner Richtung aus dem afrikanischen Hinterland in die Stadt gelangte, noch konnte er über das Meer umgeleitet und nachts in den Stadthafen gebracht werden. Das Ergebnis war ein wachsender Hunger in der immer noch überfüllten Stadt.[32]

Scipio hatte, anders als seine Vorgänger, nie die Tapferkeit, Widerstandskraft und Einfallsreichtum seiner halben Million gefangener Feinde unterschätzt. Tatsächlich hatten die Karthager während des Hin und Hers auf den Mauern und trotz ihrer Wut auf Hasdrubal bisher keinen Gedanken daran gehegt, aufzugeben, keinen Wunsch, Bedingungen auszuhandeln. Stattdessen hatten sie es irgendwie geschafft, im Geheimen eine kleine Flotte aufzubauen und waren entschlossen, die Römer vom Meer aus anzugreifen und die Versorgungswege über das Wasser wieder zu öffnen.

Appian beschreibt die fast fanatischen Bemühungen der Karthager, den Druck auf die Stadt zu verringern und Scipios Ingenieure davon abzuhalten, ihnen den Zugang zu ihrem Hafen und seiner Lebensader zur Stadt zu versperren. Er stellt fest, dass die Karthager dank der Arbeit der Nichtkombattanten der Stadt irgendwie einen weiteren Eingang am anderen Ende des Hafens gruben. Und gleichzeitig bauten die Karthager im Geheimen eine kleine Flotte aus Triremen und Quinqueremen, indem sie altes Holz sammelten und wiederverwendeten. Trotz des Baulärms waren sich der sonst so kluge Scipio und sein Kommando anscheinend

dieser ad hoc ersetzten karthagischen Marine im befestigten Hafen überhaupt nicht bewusst – bis zu dem Moment, als die Schiffe auftauchten: „Schließlich, als nun alle Arbeiten abgeschlossen waren, öffneten die Karthager gegen Morgengrauen ihre neue Einfahrt zum Hafen und segelten mit fünfzig Triremen, aber auch mit weniger eindrucksvollen Kriegsschiffen, Booten und sogar noch kleineren Booten hinaus – alle so ausgerüstet, dass sie Furcht einflößten.“[33]

Ein solches Unternehmen hätte den Verlauf der Belagerung durchaus umkehren können, wenn die Karthager nur gut geführt worden wären. Doch der in Ungnade gefallene Hasdrubal und seine Offiziere nutzten diesen Moment der völligen Überraschung für die römischen Belagerer nie aus, die kurz vor dem Sieg standen und Zeugen wurden, wie eine geheimnisvolle Flotte aus einer vermeintlich umzingelten und dem Untergang geweihten Stadt auftauchte.

Doch wieder einmal bewies Hasdrubal der Boetharch, dass er kein Hannibal war, und so war der Mut der Verdammten größtenteils vergeblich:

> Sowohl das plötzliche Auftauchen dieses Eingangs als auch eine ganze Flotte, die von dort aus in See stach, schockierten die Römer so sehr, dass die Karthager sofort ihre Schiffe angriffen – und dann hätten sie in der Unordnung durch die anhaltenden Kämpfe um die Mauern und der Tatsache, dass weder Matrosen noch Ruderer im Einsatz waren, die gesamte römische Flotte besiegen können. Aber da es das Schicksal war, dass Karthago zerstört werden sollte, segelte die neue Flotte nur zu einer Demonstration hinaus, und nachdem sie den Feind auf so eklatante Weise in Verlegenheit gebracht hatte, kehrte sie einfach in den Hafen zurück.

Eine weitere Ironie der Belagerung war, dass diejenigen, die am meisten gefährdet waren, sich als gelassener erwiesen als Scipios Männer, die ihnen solche Gefahr gebracht hatten:

> Am dritten Tag nach dieser Show segelten sie schließlich wieder hinaus, um eine Seeschlacht zu bestreiten. Die Römer bereiteten

> ihre Schiffe und ihre gesamte Ausrüstung vor und rückten gegen sie vor. Auf beiden Seiten erklang lautes Geschrei, begleitet von Jubelrufen der Ruderer, Lotsen und Marinesoldaten. Die Karthager setzten ihre letzte Hoffnung auf Rettung in diese letzte Schlacht, während die Römer hofften, den Kampf in ihren endgültigen Sieg zu verwandeln.

Nach stundenlangem Kampf kehrten die erschöpften Karthager zu ihrem neuen Hafeneingang zurück. Doch gerade seine Ungewohntheit führte zu Chaos. Es gab nicht genug Platz für die gesamte Flotte, um sicher in den Hafen einzulaufen, und viele Schiffe blieben einfach im Wasser vertäut und waren dem römischen Gegenangriff des nächsten Tages schutzlos ausgeliefert. In einem kurzen Moment der Ruhe stellten die Karthager fest, dass die größeren römischen Triremen zu weit in den engen Kanal vorgedrungen waren, ins Stocken gerieten und sich dann als leichte statische Ziele für die plötzlichen Gegenangriffe der karthagischen Flotte erwiesen.[34]

Schließlich kehrten die Römer und ihre verbündeten Schiffe aus Kleinasien zurück und schafften ihren eigenen Gegenangriff, wodurch sie den Vormarsch der Karthager blockierten. Die Verteidiger hatten bereits eine Flotte verloren, die sie 146 den Konsuln übergeben hatten. Nun war ihr Ersatz so gut wie gesunken. Sie konnten keine dritte bauen. Der Winter nahte, was Seekämpfe problematisch machte. Darüber hinaus hatte Scipio endlich Nepheris eingenommen, die letzte und wichtigste Stadt der karthagischen Verbündeten außerhalb der Mauern, die lange Zeit ein wichtiges Versorgungsdepot und Lager für karthagische Vorstöße gegen die Belagerer gewesen war. Die Römer planten nun, diesen Schwung zu nutzen und den inneren Hafen zu stürmen. Diese gemeinsame Anstrengung könnte dafür sorgen, dass die eingeschlossenen Karthager überhaupt keine Nahrungsquelle mehr hätten.

Im frühen Winter, Ende des Jahres 147, wurden die Römer durch einen weiteren tapferen und unvorhergesehenen verzweifelten Schachzug der Verteidiger überrumpelt. Appian berichtet, wie die Angegriffenen zum letzten Mal zu Angreifern wurden:

> Obwohl die Karthager von Hunger und Leiden aller Art geplagt waren, stürmten sie nachts los, um die römischen Belagerungsmaschinen anzugreifen. Doch sie rückten nicht über Land vor, da es keinen Weg hinaus gab. Auch konnten sie nicht mit Schiffen hinausfahren, da das Meer zu seicht war. Stattdessen sprangen sie nackt und noch nicht mit brennenden Fackeln ins Meer, damit man sie aus der Ferne nicht sehen konnte. An einer Stelle, die niemand erwartet hätte, betraten sie das Wasser und überquerten es. Einige wateten bis zur Brust im Wasser, andere schwammen. Als sie die römischen Maschinen erreichten, zündeten sie nun ihre Fackeln an und wurden sichtbar. Und da sie nackt waren, litten sie schrecklich unter ihren Wunden. Dennoch schlugen sie zurück. Obwohl sie ständig von Pfeilen mit Widerhaken getroffen wurden und Speerspitzen ihre Brust und ihr Gesicht durchbohrten, ließen sie nicht locker. Stattdessen marschierten sie trotz ihrer Verletzungen wie wilde Tiere weiter – bis sie die Belagerungsmaschinen in Brand gesteckt und die Römer in Unordnung in die Flucht getrieben hatten..... Scipio, schockiert über diesen Rückschlag, stürmte mit einigen Reitern hinaus und befahl seinen Ordonnanzen, alle Römer zu töten, die nicht aufhörten zu fliehen. Tatsächlich tötete er einige von ihnen selbst..... Aber nachdem der Feind die Maschinen angezündet hatte, schwammen sie nach Hause zurück.[35]

———

Nach dem Ende dieses letzten mutigen karthagischen Vorstoßes blieb den Römern nichts anderes übrig, als in die Vororte zurückzukehren, in die innere Zitadelle der Stadt zu marschieren und Tausende der überlebenden Verteidiger zu töten. Trotz anhaltenden Widerstands stürmten sie bald die Mauern und marschierten in Richtung der Byrsa-Schanze, wobei sie die Altstadt systematisch zerstörten und die Einwohner töteten. Wenn Scipio mit Karthago fertig war, würde wenig oder gar nichts übrig bleiben. Fast alle punisch sprechenden Einwohner, frei und ehemals unterwürfig, die möglicherweise in die Stadt geströmt

waren und zu Beginn der Feindseligkeiten im Jahr 149 etwa 500.000 zählten, waren entweder an Krankheiten oder Hunger gestorben, hatten Selbstmord begangen oder waren im Kampf getötet worden – mit Ausnahme der letzten 50.000, die nun gefangen genommen und versklavt wurden.

Die meisten Mauern und Gebäude der Stadt wurden dem Erdboden gleichgemacht. Das Stadtgebiet wurde aufgegeben. Satellitenstädte und -dörfer der Punier wurden gestürmt. Nur wenige erhielten Ausnahmen, weil sie zuvor Rom Treue geschworen hatten. Während spätere Geschichten von Römern, die den Boden Karthagos salzten, um ihn für immer unbewohnbar zu machen, moderne Volksmärchen sind, die auf antiken Mythen aufbauen, könnte der Ort rituell umgepflügt und verflucht worden sein. In jedem Fall wurde der Ort weitgehend als verunreinigt aufgegeben oder nur willkürlich wiederbesiedelt, bis die neue römische Stadt Karthago auf oder in der Nähe des alten punischen Ortes gegründet wurde. Appian beschreibt die letzten Szenen, als Scipio seine Truppen losließ, um alles zu plündern, was sie in den Ruinen finden konnten, während er alle Waffen der Toten offiziell verbrannte:

> Scipio teilte den Soldaten eine bestimmte Anzahl von Tagen zu, um alles zu plündern, was sie konnten, außer Gold, Silber und Tempelopfern. Danach verlieh er allen, die sich als tapfer erwiesen hatten, zahlreiche Preise – mit Ausnahme derjenigen, die das Gelände Apollons entweiht hatten. Dann schickte er ein schnelles Schiff, voll beladen mit Beute, nach Rom, um seinen Sieg zu verkünden. Scipio ließ auch Sizilien mitteilen, dass sie nun alle Tempelgüter zurückholen könnten, die ihnen von den Karthagern in früheren Kriegen gestohlen worden waren. Auf diese Weise machte er sich beim Volk beliebt, als jemand, der Großzügigkeit mit Autorität verband. Dann verkaufte er die verbleibende Beute und verbrannte die Waffen, Maschinen und nutzlosen Schiffe auf Opferart als Opfergaben für Ares und Athene, ganz nach römischem Brauch.[36]

Wann genau die Entscheidung getroffen wurde, ganz Karthago nach der Kapitulation der letzten Widerstandsenklave in der Byrsa zu zerstören, bleibt etwas unklar. Während der dreijährigen Belagerung und nach Scipios letzter Aktion, bei der alle letzten Verteidiger ausgelöscht und der Rest versklavt wurde, wurde ein Großteil der Stadt physisch zerstört – aber anscheinend nicht vollständig. Zurück in Rom entbrannte also schnell eine letzte Debatte darüber, was Scipio mit dem tun sollte, was von Karthago übrig war, und vermutlich mit allen Überlebenden, die er gefangen genommen oder innerhalb oder außerhalb der Mauern vermisst hatte. Als Reaktion darauf stimmten die Senatoren schnell dafür, Gesandte mit dem strikten Befehl zu entsenden, Karthago sowohl abstrakt als auch konkret ein Ende zu bereiten. Diese schnelle Reaktion auf Scipios gute Nachricht lässt darauf schließen, dass die Entscheidung, Karthago auszulöschen und nicht nur zu besiegen, nur pro forma war. Sie war offenbar bereits drei Jahre zuvor implizit enthalten gewesen, als Rom die Karthager gewarnt hatte, ihre Stadt entweder ins Landesinnere zu verlegen oder ihre Vernichtung in Kauf zu nehmen. So schloss der Historiker Dio Cassius aus Scipios strikter Einhaltung des senatorischen Kommuniqués über die Zukunft des Ortes: „Die gesamte Stadt wurde somit vollständig ausgelöscht, und es wurde weiter verfügt, dass jede Ansiedlung auf dem alten Standort als verflucht gelten sollte.“[37]

Historiker der Antike und der Neuzeit haben oft viele der Kriege der Römischen Republik verteidigt, nicht nur ihre früheren Verteidigungsbemühungen, sondern auch einige ihrer späteren präventiven und imperialen Aggressionen in der Ferne. Aber fast kein antiker Beobachter – zeitgenössische römische Schriftsteller eingeschlossen – und nur wenige moderne Historiker haben Roms Dritten Punischen Krieg gerechtfertigt. Die meisten haben den Senat dafür verurteilt, einen unnötigen Angriffskonflikt gegen einen geschwächten Feind angezettelt zu haben, der offensichtlich bereit war, alle Forderungen Roms zu erfüllen, um einen weiteren Konflikt zu vermeiden und einen dauerhaft unterlegenen, ja machtlosen Status zu akzeptieren.

So kam etwa der Historiker Polybios, obwohl er mit Scipio befreundet war, zu dem Schluss, dass alle „Gründe“, die die Römer für den Krieg anführten, bloße Vorwände gewesen seien:

> Nachdem sie sich in diesen Angelegenheiten schon vor langer Zeit entschlossen hatten, so zu handeln, suchten sie nach der passenden Gelegenheit und einem brauchbaren Vorwand für externe Beobachter. Die Römer zeigten sich nämlich besonders besorgt um diese Angelegenheit und das zu Recht, denn wie Demetrius sagt, wenn die Rechtfertigung für einen Krieg gerecht erscheint, macht dies den Sieg größer und das Unglück weniger gefährlich, während, wenn er andererseits als unehrenhaft und trügerisch angesehen wird, genau das Gegenteil der Fall ist. Angesichts ihrer Streitigkeiten untereinander über die Wirkung auf die externe Meinung hätten sie sich bei dieser Gelegenheit beinahe von einem Kriegseintritt zurückgezogen.[38]

Karthago hatte, wie gesagt, nach seiner demütigenden Niederlage im Zweiten Punischen Krieg ein halbes Jahrhundert zuvor alle alten Bedingungen erfüllt. Im Jahr 149 besaß es keine wirkliche Fähigkeit, Rom oder seinen Interessen im Ausland zu schaden. Stattdessen hatte Karthago jahrzehntelang Römer in die Stadt aufgenommen, um Handel zu treiben und zu gedeihen. Darüber hinaus war Rom noch immer eine einvernehmliche Republik, kein formelles Reich, geschweige denn eine Diktatur. Seine Außenpolitik war nicht die alleinige Entscheidung eines größenwahnsinnigen Machthabers. Der Konsens wurde normalerweise von einem aristokratischen Senat ausgearbeitet, der traditionell sensibel auf das Image Roms im Ausland und die Kosten-Nutzen-Analysen von Expeditionsbemühungen reagierte. Was kann dann Roms unabänderliche Entscheidung erklären, erneut gegen Karthago zu kämpfen, es ein drittes Mal zu besiegen und schließlich alle Spuren seiner Zivilisation auszulöschen? Die Beantwortung dieser Frage bedeutet zu verstehen, wie merkwürdig der Dritte Punische Krieg geworden war.[39]

Die Belagerung Karthagos zwischen 149 und 146 war kaum ein Krieg, zumindest im Vergleich zu den vielfältigen Schauplätzen des Ersten (dreiundzwanzig Jahre) und Zweiten Punischen Krieges (siebzehn Jahre) – und das aus verschiedenen Gründen. Anders als in den beiden vorherigen Kriegen gab es außer Scharmützeln und Überfällen keine größeren Kämpfe, weder in offenen Infanterieschlachten noch zur See im Mittelmeer, in Europa oder auf und um Sizilien. Karthago war nicht mehr in der Lage, seine Macht über sein Hinterland hinaus auszudehnen. Es war nicht in der Lage, eine Armee zu organisieren, auszubilden und aufzustellen, die den Römern in einem dramatischen Showdown außerhalb der Mauern gegenübertreten und das Schicksal der Stadt entscheiden konnte, zumindest nicht so wie bei dem gescheiterten Versuch ein halbes Jahrhundert zuvor im nahegelegenen Zama. Abgesehen von den Versuchen, Karthago von seinem Landesinneren und seinen Häfen abzuschneiden, und einigen maritimen Gefechten in Küstennähe war der Krieg gleichbedeutend mit einer Belagerung der Stadt selbst.

Im Gegensatz zu den beiden früheren Konflikten waren die Seiten in Bezug auf Macht und Reichtum nicht einmal annähernd gleich stark. In Anlehnung an das stark verkleinerte ost-römische Konstantinopel des 15. Jahrhunderts bestand das ehemals große Punische Reich seit einem halben Jahrhundert nur noch aus Karthago selbst und einigen numidischen und punischen Städten, die die Hauptstadt nur lose unterstützten. Im Gegensatz dazu entwickelte sich Rom zu einem wahrhaft mediterranen Reich, das sich von Spanien bis Makedonien und von den Alpen bis nach Sizilien erstreckte.

Es gab keine größeren territorialen Streitigkeiten der Art, die die letzten beiden Kriege ausgelöst hatten. Der Erste Punische Krieg wurde hauptsächlich in einem Umkreis um Sizilien geführt. Der Zweite drehte sich um karthagische Kolonien in Spanien, wieder in Sizilien und in Sardinien – und um die Zukunft Italiens selbst. Aber im Jahr 149 hatte Karthago kein Gebiet beansprucht, das Rom entweder als sein Eigentum oder als zu seiner Einflusssphäre gehörend beansprucht hatte. Tatsächlich gab Rom in den Jahren vor der letzten Belagerung freimütig zu, dass sein opportunistischer Verbündeter, der schlaue und betagte

Numidier Masinissa, systematisch Teile der inneren Gebiete Karthagos abtrennte, geleitet von seiner richtigen Überzeugung, dass seine römischen Gönner immer jeden ernsthaften punischen Widerstand verhindern würden.[40]

Es gab auch keine basisdemokratische, populäre karthagische Forderung nach einem Krieg mit Rom; niemand wie Hannibal Barkas, der seit seiner Kindheit schwor, eine frühere Niederlage zu rächen. Angesichts der beiden früheren katastrophalen Niederlagen Karthagos hatte sich die Bevölkerung mit ihrem unterlegenen Status gegenüber Rom abgefunden und fürchtete sich vor einem weiteren Krieg mit den Legionen. Selbst in den letzten Tagen vor der Belagerung hatten die Karthager alle bis auf ein oder zwei der demütigenden Ultimaten akzeptiert und waren überzeugt, dass es für Rom keinen Grund zum Angriff gab. Ein halbes Jahrhundert vor dem Ende der Stadt hatte es keine ernsthaften Forderungen gegeben, den Vertrag, der den Zweiten Punischen Krieg beendet hatte, aufzuheben und einen dritten Konflikt anzuzetteln. Zusammenfassend war die Kriegslust ganz auf Roms Seite und wurde sogar von prominenten römischen Staatsmännern anerkannt, die sich nicht für den ungehemmten Einsatz von Terror zur Bestrafung der Besiegten und zur Abschreckung anderer entschuldigten, was der Historiker Polybius als „römische Sitte“ (Ethos) des Krieges bezeichnete.[41]

Obwohl sich die semitisch-punische Kultur und Religion deutlich von ihren römischen Gegenstücken unterschied, gab es zwischen den beiden Staaten keine existentiellen strukturellen oder kulturellen Unterschiede, die einen Krieg unvermeidlich gemacht hätten. Abgesehen von der umstrittenen Frage der Kinderopfer, die als vorzivilisatorischer Gräuel der klassischen Kultur angesehen wurde, stützte sich Karthago wie Rom auf eine Reihe gemeinsamer griechischer Präzedenzfälle.

Ein Jahrhundert nach der Zerstörung Karthagos konnte Vergil das gesamte vierte Buch seines monumentalen Epos, der Aeneis, der mythischen leidenschaftlichen Liebesaffäre zwischen den beiden jeweiligen Gründern Roms und des punischen Karthagos, Äneas und Dido, widmen. Wenn überhaupt, waren Karthago und Rom nach dem Zweiten Punischen Krieg stärker integriert als jemals zuvor vor dem

Ersten Punischen Krieg. Im im zweiten Jahrhundert besiegten Karthago gab es zahlreiche italienische Händler, und Karthager reisten häufig nach Italien. So könnte der römische Komödiendichter Terenz (ca. 195–159 v. Chr.) in oder in der Nähe von Karthago geboren worden sein, als Sklave eines römischen Adligen nach Rom gekommen und dann freigelassen worden sein. Dieser Assimilationstrend beschleunigte sich in der späten Republik und im späten Kaiserreich mit prominenten nordafrikanischen Schriftstellern wie Fronto und Apuleius. Anders als in den beiden früheren Kriegen stellte die römische Strategie jedoch von Anfang an das endgültige Ergebnis sicher: Jede Niederlage Karthagos würde gleichbedeutend mit dem Ende der punischen Zivilisation in Nordafrika werden. In den beiden früheren Konflikten hatten sowohl Rom als auch Karthago, die nahezu ebenbürtig waren, kein anderes Ziel als den Sieg. Die Bedingungen für einen späteren Frieden waren fließend und hingen vollständig vom Auf und Ab der mehrjährigen Kriege ab.

Warum also beschloss Rom im Jahr 149 überhaupt, Karthago anzugreifen? Antike und moderne Militärhistoriker sind oft den zeitlosen Lehren des Historikers Thukydides über Konflikte aus seiner Analyse der Ursprünge des Peloponnesischen Krieges gefolgt. Dementsprechend trennten sie oft den „wahren“ Grund (aitia) des Dritten Punischen Krieges vom angeblichen Grund oder dem angegebenen Vorwand (prophasis) für den Krieg. Eine solche Doppelzüngigkeit scheint besonders häufig bei Verfassungssystemen und Demokratien vorzukommen, wie Appian es von Rom andeutete. Solche Regierungen scheinen ihre Aggressionen eher mit moralischen Rechtfertigungen zu beginnen, die rechtliche Ansprüche, Regierungskonsens und öffentliche Unterstützung widerspiegeln. Im Falle der Römischen Republik wurde der Vorwand normalerweise als „gerechter“ Grund definiert, um die Anstiftung zu einem „notwendigen“ Machtkrieg zu entschuldigen, der wiederum normalerweise als präventive Reaktion auf eine drohende feindliche „Aggression“ ausgegeben wurde.[42]

Was die tatsächlichen Ursachen des Dritten Punischen Krieges betrifft, so sind sie sowohl in langfristigen als auch in kurzfristigen

Zusammenhängen zu finden. Antike Historiker betonten oft die Fixierung des Achtzigjährigen Marcus Porcius Cato („Cato der Ältere“) auf Karthago in den letzten etwa fünf Jahren vor Ausbruch des Krieges, angesichts seines angeblichen und mittlerweile berühmten pro forma Epilogs zu Reden im Senat: „Carthago delenda est!“ („Karthago muss zerstört werden!“).43

Cato fügte auch gelegentlich melodramatische Erinnerungen an die angebliche existenzielle Bedrohung durch Karthago hinzu. So zeigte er beispielsweise einmal seinen Senatskollegen noch frische Feigen in den Falten seiner Toga und behauptete, sie seien erst drei Tage zuvor in Karthago gepflückt worden. Catos Sketch erinnerte den Senat damit – wie man hört, erfolgreich – an die gefährliche Nähe der punischen Stadt zu einem verwundbaren Rom (auf den meisten See- und Landwegen zusammen waren es ca. 370 Meilen bis Rom).44

Bei Cato und seiner älteren Generation, die sich noch aus erster Hand an den Zweiten Punischen Krieg erinnerten – Hannibal war der erste ausländische Feind gewesen, der das italienische Land verwüstete –, wuchs die Enttäuschung darüber, dass das sich erholende Karthago nach der Niederlage gegen Rom im Jahr 202 nicht zerstört worden war. In den bloßen zwei Jahren von 218 bis 216 hatten die Römer über hunderttausend Legionäre in einer Reihe von vier verheerenden Niederlagen in Italien verloren (Ticinus, Trebia, Trasimene und Cannae, wobei allein die letztgenannte Schlacht fast die Hälfte dieser Todesopfer forderte). Im weiteren Verlauf des Krieges verlor Rom in den darauffolgenden Schlachten weitere zweihunderttausend Menschen. Infolgedessen waren die Truppenreserven fast aufgebraucht. Für die alten Überlebenden dieser Katastrophen, darunter Cato, war kein Italiener sicher, bis Karthago selbst dem Erdboden gleichgemacht war. „Hannibal ad portas!“ – „Hannibal vor den Toren!“ – wurde in den folgenden Jahrhunderten zu einer traditionellen Warnung der Eltern, um römische Kinder in Angst und Schrecken zu versetzen und sie gehorchen zu lassen.45

Generationen von Römern waren, ob zu Recht oder zu Unrecht, davon überzeugt, dass die Ressourcen ihres karthagischen Feindes zeitlos und endlos waren. Es konnte also kein ausreichend geschwächtes und

ruhiges Karthago geben. Trotz allem angeblichen guten Willen der Karthager vermuteten Cato und die meisten seiner Gefolgsleute, dass in der gesamten karthagischen Bevölkerung ein ererbter punischer Hass auf Rom brodelte, der sofort entbrennen würde, wenn ein weiterer Hannibal auftauchte. Diese Paranoia bestand sogar unter der Nachkriegsgeneration der Römer, die nichts aus erster Hand über Hannibal wusste, während der Erholung und des Aufstiegs der Republik aufwuchs und keine Ahnung von der wahren Macht hatte, die ein stark geschwächtes Karthago einst besessen hatte, oder wie nahe Rom einer Niederlage gekommen war. Aber trotz dieser Unwissenheit erbten sie einen elementaren Hass auf Karthago und einen fast institutionalisierten Rachedurst. Der adoptierte Urgroßvater von Scipio Aemilianus, Lucius Cornelius Scipio, hatte im Ersten Punischen Krieg ein wichtiges Kommando innegehabt. Im Zweiten Punischen Krieg hatte Scipio Aemilianus' berühmter Adoptivgroßvater, der Eroberer Scipio Africanus, fast zwei Jahrzehnte lang gegen die punischen Invasoren gekämpft. Und Scipio Aemilianus' richtiger Großvater, Lucius Aemilius Paulus, war zuvor bei dem berüchtigten Massaker von Cannae (216) getötet worden, als er sowohl als Konsul als auch als General gedient hatte.

Diese jahrhundertelange Geschichte der Gewalt und des Misstrauens erreichte ihren Höhepunkt, nachdem Cato und andere Gesandte im Jahr 153 am Vorabend des Dritten Punischen Krieges von einem Versuch zurückgekehrt waren, einen Waffenstillstand zwischen Karthago und Roms Verbündetem Numidien auszuhandeln. Obwohl die Reise ein diplomatischer Misserfolg war, hatten Cato und seine Senatorenkollegen Gelegenheit, die Landschaft um Karthago und die Stadt selbst zu besichtigen.

Angesichts der Tatsache, dass die meisten nordafrikanischen Küstenböden noch fruchtbarer waren als die Italiens, schien die allgemeine Üppigkeit den Inspektoren ganz sicher nicht als Zeichen eines durch zwei lange und erfolglose Kriege mit Rom verarmten Staates zu gelten. Innerhalb der Mauern war Catos Senatorendelegation noch wütender über den städtischen Wohlstand, den Reichtum – und das Selbstvertrauen – eines angeblich besiegten Volkes. Diesen römischen Gesandten erschien die Stadt so wohlhabend wie Rom. Insgeheim

fragten sie sich, was aus Karthago werden würde, wenn es einmal von den vertraglichen Zwängen des letzten halben Jahrhunderts befreit wäre, während Rom in schmutzigen Kriegen in Spanien und Griechenland feststeckte. Und paradoxerweise sahen einige im Senat umso mehr große Profite in seiner Zerstörung, je mehr die römischen Granden davon überzeugt waren, dass ein wiederauferstandenes Karthago sagenhaft reich wäre. Keiner der römischen Gesandten stellte die Verbindung her, dass der Verlust des Punischen Reichs und eine Neuausrichtung auf kommerzielle maritime Investitionen in Friedenszeiten den Wohlstand eines pazifistischen Karthagos erklärt haben könnten, das nun seiner Marinekosten, imperialen Ambitionen und Belastungen sowie kolonialen Ausgaben im Ausland beraubt war.

Appian fängt dieses Erstaunen und die Nervosität ein, die unter den römischen Botschaftern aufkamen, als sie eine üppige karthagische Landschaft besuchten:

> Sie musterten die Landschaft sorgfältig und bemerkten, wie intensiv sie bebaut war und welche beeindruckende, gewaltige Infrastruktur sie besaß. Dann betraten sie die Stadt und besichtigten sie, insbesondere, wie großartig sie ihre Macht und ihre Bevölkerung seit ihrer Verwüstung durch Scipio [Africanus] kurz zuvor gesteigert hatte. Als die Botschafter nach Rom zurückkehrten, verkündeten sie, dass Karthago ihnen eher Furcht als Neid verdiene, da die Stadt so böswillig, ihnen so nahe und so schnell expandierend sei. Insbesondere Cato erklärte, dass selbst die Freiheit Roms niemals sichergestellt werden könne, solange Rom Karthago nicht vernichte.[46]

Es gab noch weitere Gründe, warum Rom 149 eine riesige Armee in Utica landete. Der Slogan „mare nostrum“ („unser Meer“) wurde von den Römern selbst wohl kaum formell verwendet. Aber 149 führte Rom einen Krieg im westlichen Mittelmeer gegen Karthago und einen im östlichen Mittelmeer gegen Makedonien und den griechischen Achäischen Bund. Rom war natürlich zu der Überzeugung gelangt, dass das gesamte Mittelmeer eigentlich „unser Meer“ sei, da es den Willen

und zunehmend auch die Fähigkeit hatte, das Meer und die Küsten seiner Feinde zu erobern.

Noch wichtiger war, dass selbst kleine Verfehlungen, wie Hasdrubals Reaktion auf die numidischen Angriffe, für eine Möchtegern-Weltmacht nicht länger als tolerabel galten. Rom hatte offenbar entschieden, dass jedes kleine Zugeständnis in seinem wachsenden Herrschaftsbereich kaum als Wohlwollen angesehen werden würde, das der Täter erwidern müsste, sondern als Verwundbarkeit, die es weiter auszubauen galt. Der Anschein von Fragilität wurde zu einem fatalen Zustand für eine aufstrebende imperiale Hegemonie wie Rom, deren Währung eindeutige Abschreckung und automatische, unverhältnismäßige Vergeltung selbst bei der Andeutung von Ungehorsam waren. Wie Voltaire berühmt beschrieb, hängten die Briten „von Zeit zu Zeit einen Admiral“, um „die anderen zu ermutigen“ – das heißt, um jeden Marineoffizier davon abzuhalten, zu glauben, dass ein Versagen keine tödlichen Konsequenzen hätte.[47]

In der modernen Nachkriegszeit lehnten die Alliierten die „karthagische“ Lösung für ein ständig aggressives Deutschland ab, die der amerikanische Finanzminister Henry Morgenthau vorgeschlagen hatte. Vergeblich hatte er versucht, die Deutschen in das zersplitterte, ländlich geprägte und deindustrialisierte Volk vergangener Jahrhunderte zu verwandeln. Dennoch beendeten die siegreichen Alliierten – die Sowjets, Franzosen, Briten und Amerikaner – die Idee eines imperialistischen Vorkriegsdeutschlands, wie man es seit 1871 kannte, indem sie ehemalige deutsche Gebiete an Polen im Osten und Frankreich im Westen abtraten. Die Westmächte ihrerseits konsolidierten ihre drei Besatzungszonen und installierten eine konstitutionelle Demokratie. Mehr als 75 Jahre nach dem Ende des Zweiten Weltkriegs ist das wiedervereinigte Deutschland – immer noch 24 Prozent kleiner als 1938 – immer noch der wirtschaftliche Motor für den Wohlstand der Europäischen Union, und doch ist es nicht mehr der ewige militärische Tyrann, der einst so oft in die Grenzen seiner Nachbarn eindrang. Die Lehre, die man daraus ziehen kann, ist vielleicht, dass Kriegsschuldvorwürfe und harte Reparationszahlungen, begleitet von schwachen Durchsetzungsmaßnahmen, wie am Ende des Ersten

Weltkriegs, einen weiteren Krieg mit einem beleidigten, aber wiedererstarkten Feind herbeiführen können. Im Gegensatz dazu kann stille Großzügigkeit, unterstützt durch unnachgiebige Gewalt und das Vertrauen in die Durchsetzung einer harten Nachkriegsregelung, wie nach dem Zweiten Weltkrieg, dauerhaften Frieden garantieren. Im Falle Roms war es nach seinem Sieg im Ersten Punischen Krieg hart vorgegangen. Doch diese Strenge ging nicht immer mit unnachgiebiger römischer Gewalt einher, wie ein schlauer und opportunistischer Hannibal bald feststellen musste. Als Reaktion auf dieses darauf folgende blutige zweite Kapitel des hundertjährigen Römisch-Punischen Konflikts war Rom entschlossen, unnachgiebig und strafend zu sein. Als Teil seiner Abschreckungspolitik gewährte Rom den Karthagern keine Ausnahme für einen verständlichen Vergeltungskrieg mit Numidien, der jedoch als ein Konflikt angesehen wurde, der die Bedingungen ihres langjährigen Vertrags mit Rom verletzte. Rückblickend betrachtet hatten die Römer ihre früheren Friedensabkommen von 241 und 201 als zu versöhnlich angesehen, ohne dass sie den Römern Anerkennung als großmütige Sieger eingebracht hätten. Daher könnte die provokative römische Kriegslust, die nicht durch tatsächliche Abschreckung unterstützt wurde, für ein Wiederaufleben Karthagos in der Folgezeit der Kriege verantwortlich gewesen sein. Sowohl vor als auch nach dem Dritten Punischen Krieg waren die Römer entschlossen, um jeden Preis keinen vierten Punischen Krieg zu erleben.[48]

Doch Roms dritter erfolgreicher Krieg gegen Karthago musste nicht unbedingt gleichbedeutend mit der Zerstörung der punischen Zivilisation sein. Schließlich machte ein triumphierendes Rom am Ende des Ersten Punischen Krieges Karthago im Jahr 241 nicht dem Erdboden gleich. Auch löschte es die Stadt nach seinem zweiten Sieg im Jahr 201 nicht aus, obwohl die Karthager den Konflikt wohl ausgelöst hatten. Warum also sahen die Römer ihren eigenen Dritten Punischen Krieg der nackten Aggression, entweder zu Beginn oder während der drei Jahre dauernden Belagerung, als Versuch, die Hauptstadt und alles Karthagische zu vernichten?

„Vernichten“ ist das richtige Verb, um die wahre Mission der Landung des römischen Expeditionskorps in Utica zu beschreiben. Die

Forderungen, dass die Karthager ihre Waffen ablegen – ihre Kriegsmaschinen, ihre Flotte und ihre eigenen Waffen zerstören – und dann ihre eigene Stadt zerstören und sie zehn Meilen vom Meer weg verlegen sollten, wurden entweder als vollständiges Ende des alten Karthagos oder als Schaffung von Bedingungen verstanden, unter denen seine Bevölkerung Widerstand leisten und dann leicht und gerechtfertigt vernichtet werden konnte. Antiken Beschreibungen der Nachwirkungen des Krieges zufolge führte Scipio Aemilianus diese Befehle aufs Wort aus, mit zusätzlichen Aufforderungen des römischen Senats. Dass er große Teile der Stadt bereits niedergebrannt und verwüstet hatte, lange bevor er nach der Nachricht seines Sieges den entsprechenden Befehl vom Senat erhielt, lässt darauf schließen, dass die Zerstörung Karthagos von Beginn der Belagerung an feststand.

Warum also Karthago dem Erdboden gleichmachen? Rom ließ sich wahrscheinlich von mehreren Überlegungen leiten.

Viele Römer wollten Karthago nach dem Sieg im Zweiten Punischen Krieg zerstören, aber dem erschöpften Rom fehlten die Ressourcen, um dies tatsächlich zu tun, ebenso wie es nach dem Ersten Punischen Krieg nicht die Mittel hatte, die große Stadt zu vernichten. Nach dem Zweiten Krieg befürchtete Rom zu Recht einen ernsthaften Krieg mit dem makedonischen König Philipp V., der tatsächlich im Jahr nach der Kapitulation der Karthager ausbrach. Rom war im Jahr 202 ebenso wenig in der Lage, eine mehrjährige Belagerung Karthagos durchzuhalten wie im Jahr 241.

Anders als am Ende dieser beiden vorherigen erschöpfenden Kriege war das römische Militär im Jahr 146 während der letzten Tage der Belagerung gewaltiger als zu irgendeinem Zeitpunkt im vorherigen Jahrhundert. Trotz früherer Rückschläge hatte Scipio das Gefühl, dass er endlich über das Geld, die Truppenstärke und die Führungsqualitäten verfügte, um Karthago zu vernichten, anstatt es zu besiegen und zu besetzen. Und so tat Rom, was es Karthago jetzt antun konnte.

Darüber hinaus war Rom der bloßen Vorstellung von Karthago überdrüssig geworden, was einige Historiker gelegentlich als „historische Ungeduld“ bezeichnet haben. Nach 117 Jahren ununterbrochener Rivalität mit Karthago hatte man das Gefühl, dass die

punischen Städte und das punische Reich – und ihre Pläne – so gegensätzlich zu den römischen Traditionen, Bräuchen und Richtlinien waren, dass ein endloser Krieg unvermeidlich war. Wir könnten den existentiellen Hass der Römer als „psychologische“ Ursache des Krieges bezeichnen.

Der Metus Punicus, die „Angst vor den Karthagern“, hatte im römischen Volk seit langem einen Hass auf die Stadt und schließlich eine Paranoia darüber eingeflößt, was selbst ein stark geschwächtes Karthago Rom wieder antun könnte. Die Zerstörung und der Tod, die Hannibal fast fünfzehn Jahre lang (218–203) in Italien angerichtet hatte, wurden nie vergessen. Abgesehen von Hannibals ersten vier Siegen bei Ticinus, Trebia, Trasimene und Cannae hatten die Karthager in Italien weiterhin eine Reihe römischer Konsularstreitkräfte bei Silarus (212), Herdonia (212) und Petelia (208) vernichtet. Zwischen seinen Siegen verfolgte Hannibal systematisch eine Strategie der verbrannten Erde, um die italienische Landschaft von Ernten, Infrastruktur und Menschen zu befreien. Es war nicht nur der Senat, sondern auch das römische Volk, das Rache an den Karthagern wollte.[49]

Gelegentlich hören wir in der antiken Welt von zwei Kriegen zwischen unbezwingbaren Rivalen, aber selten von drei. Ein anfänglich ausgehandelter Waffenstillstand verhindert eine dauerhafte Lösung des Konflikts. Schließlich führt eine solche Ad-hoc-Pause zu einem zweiten umfassenden Krieg, in dem eine Seite eindeutig besiegt und gedemütigt wird und aufhört, kriegführend zu sein. So folgte beispielsweise auf die gescheiterte erste persische Invasion Griechenlands durch Darius die völlige Niederlage und Demütigung seines Sohnes Xerxes – und somit keine dritte persische Invasion. Es gab den Ersten und Zweiten Peloponnesischen Krieg zwischen Sparta und Athen, aber im Jahr 403 war das kapitulierte Athen nicht mehr in der Lage, einen dritten Krieg zu führen. Normalerweise beendete der weitaus gewalttätigere Rückkampf die Rivalität und verhinderte damit einen dritten. Dasselbe Muster galt für den Ersten und Zweiten Weltkrieg; der Zweite war existentiell, was selbst der mörderische Erste nicht war, und so brach kein dritter aus.

Überdies führte Rom zwischen 149 und 146 in der Ausnahme, die die Regel bestätigt, auch einen vierten Makedonischen Krieg (150–148),

weil es nicht gelungen war, den dritten (171–168) zum letzten zu machen. Die neue Lektion für den römischen Expansionismus schien also zu sein: „Sorgen Sie dafür, dass der aktuelle Krieg der letzte ist.“ Außerdem wurde dieser letzte Schlag gegen Karthago ein halbes Jahrhundert nach dem Zweiten Punischen Krieg als angemessenes Korrektiv für den Vertrag von 201 angesehen, der zunehmend als zu nachsichtig empfunden wurde. Die Entschädigungen und Beschränkungen des Zweiten Krieges schienen nun nicht mehr ausreichend, um sicherzustellen, dass Karthago nie wieder gegen Rom Krieg führen konnte.

Es gibt natürlich auch andere Theorien, warum Karthago vernichtet und nicht nur besiegt wurde. Einige haben argumentiert, Rom fürchtete einen aufkommenden Panafrikanismus, der Massinissas expandierendes Königreich Numidien mit dem punischen Nordafrika vereinen und so einen Superstaat mit einer größeren Bevölkerung und einem größeren Territorium als das romanisierte Italien schaffen könnte. Doch eine Konstante in Roms langer Unterwerfung des heutigen Marokko, Algerien und Libyen war seine Fähigkeit, über drei Jahrhunderte hinweg lokale Stämme gegeneinander auszuspielen und sicherzustellen, dass Numidien und Karthago kein antirömisches pankontinentales Bündnis schmiedeten. Während des Dritten Punischen Krieges wurde diese Strategie der Teilung afrikanischer Stämme und Staaten durch geschickte römische Diplomatie fortgeführt.[50]

Andere, vielleicht weniger überzeugende, haben argumentiert, dass Karthago im radikalen Sinne des Wortes zunehmend demokratisch wurde. In der antiken Welt bedeutete „Demokratie“ normalerweise, dass die sprichwörtliche vox populi der Versammlung der Massen die Oberhand über den älteren und kleineren Rat gewann, der hauptsächlich aus Oligarchen und Aristokraten bestand, sowie über starke Generäle. Der aristokratische römische Senat wollte dieser Ansicht nach ausländische Aufständische im Keim ersticken, bevor sie die Küsten des Mittelmeers mit ihren radikalen demokratischen und umverteilenden Agenden verseuchten.[51]

Natürlich war Profit während des allmählichen Übergangs von der Republik zum Imperium immer ein römisches Motiv. Karthago war ein

Schatzhaus des Reichtums. Selbst in ihrem dezimierten Zustand hatten die Karthager ihre Entschädigungen bezahlt und sich dennoch genug erholt, um ihre frühere Position als eine der erfolgreichsten und reichsten Handelsstädte an der Mittelmeerküste wieder einzunehmen. Die Aneignung des gesamten Reichtums der Stadt und die Versklavung von Zehntausenden ihrer Bürger wurde als weiterer Anreiz gesehen. Plutarch berichtet von einer berühmten Anekdote über den angeblich aufrichtigen und knausrigen Scipio Africanus, die veranschaulichen könnte, wie der Erwerb ausländischer Beute sowohl den Senat als auch die römischen Eliten dazu veranlasste, eine endgültige Lösung zu fordern:

> Nachdem er zum Zensor ernannt worden war, konfiszierte er [Scipio Aemilianus] das Pferd eines jungen Kavalleristen, als sie den Krieg gegen Karthago führten. Der junge Mann hatte ein üppiges Abendessen veranstaltet und für den Anlass einen Honigkuchen in der Form der Stadt backen lassen. Und er nannte die Wüste „Karthago“ und servierte sie den Gästen, damit sie sie „plünderten“. Als der junge Mann fragte, warum ihm sein Pferd weggenommen worden sei, antwortete Scipio: „Weil du Karthago vor mir geplündert hast!“

Solche Anekdoten lassen auf ein Profitmotiv des Imperialismus schließen, wo das Geldverdienen mit römischen Kriegen zu einem so alltäglichen Ziel wurde, dass es unumstritten wurde. Der römische Komödiendichter Plautus (254–184 v. Chr.), ein rauer Zeitgenosse des Zweiten Punischen Krieges, lässt eine seiner Figuren sachlich, wenn auch sarkastisch erklären: „Ich werde jetzt eine Versammlung meines geistigen Senats einberufen, um über finanzielle Fragen zu beraten, wem man am besten den Krieg erklären sollte und wo man etwas Geld stehlen könnte.“[52]

Der radikale Agrarreformer und Tribun Gaius Gracchus (154–121 v. Chr.) versuchte ein Vierteljahrhundert nach der Zerstörung der Stadt 122 v. Chr., auf dem verlassenen Gelände von Karthago eine lebensfähige römische Stadt zu gründen – und scheiterte. Die Tatsache, dass Julius Cäsar dies schließlich im Jahr 46, ein Jahrhundert nach der Zerstörung

der Stadt, gelang, zeigt, dass der punische nordafrikanische Korridor schon immer als reif für eine römische Kolonisierung angesehen wurde. Das Gelände von Karthago war der dem römischen Sizilien am nächsten gelegene Punkt in Afrika. Eine neue Stadt dort läge viel näher an Rom als die römischen Häfen Piräus oder Korinth und würde der wachsenden Republik somit einen leichteren Zugang zu den Reichtümern des nordafrikanischen Inlands und des Mittelmeers westlich bis Gibraltar verschaffen.

Befürworter solcher wirtschaftlicher Motive für den Dritten Punischen Krieg verweisen auf die nicht enden wollenden Ambitionen der Senatoren, durch Eroberungen Reichtum, Macht und Einfluss zu erlangen; auf die Ambitionen des Landadels, Sklaven zu erwerben; auf den Wunsch der römischen Handelsklasse, die Konkurrenz der karthagischen Händler auszuschalten; auf den Wunsch des römischen Volkes nach Brot-und-Spiele-Verteilungen aus dem großen Reichtum der besiegten Stadt; und auf die langfristigen Pläne der Republik, den nordafrikanischen Korridor zu kolonisieren und dessen fruchtbares Ackerland an römische Bürger und Veteranen umzuverteilen. Doch waren dies immer allgemeine Gründe für den römischen Imperialismus an sich, die nicht zwangsläufig bestimmte optionale Kriege garantierten, geschweige denn die Auslöschung fremder Zivilisationen.[53]

Rom hatte Vasallenkönigreiche in ganz Kleinasien und eine Zeit lang auch in Numidien überleben und ihre eigene Innenpolitik bestimmen lassen. Es war ein Paradigma, das es einst im Kosten-Nutzen-Sinne für profitabler hielt, als einen Feind einfach vom Erdboden zu tilgen. Doch mit dem Ausbruch des Dritten Punischen Krieges im Jahr 149 hatte sich die Stimmung im römischen Senat möglicherweise geändert. Anders als rivalisierende Binnenkönigreiche in Asien oder Spanien war die punische Zivilisation zu nah an Süditalien, zu belastet durch über ein Jahrhundert der Feindschaft mit Rom, um jemals ein berechenbarer Satellit zu werden, geschweige denn ein zuverlässiger Vasall, und immer zu anfällig dafür, erneut zu einer gewaltigen Seemacht zu werden.

Die Zerstörung Karthagos war einer der ersten Schritte in der sich entwickelnden, weitreichenden Idee einer neuen römischen Provinz „Afrika“, die eines Tages den heutigen Nordosten Algeriens, Tunesien

und Westlibyen entlang des Golfs von Sirte umfassen sollte. Das gesamte römische Nordafrika, das sich vom Roten Meer bis zum Atlantik erstreckte, einschließlich der zusätzlichen Provinzen Ägypten und „Mauretanien“ (Westalgerien und Ostmarokko), sicherte den Römern die Kontrolle über einige der fruchtbarsten Ackerflächen der Antike und eine Reihe geostrategischer Häfen.

_____

Die Karthager waren durchaus bereit, wie gefordert abzurüsten, selbst nachdem sie ihre früheren Kriegsentschädigungen bezahlt hatten. Aber sie wollten ihre alte Stadt nicht räumen und ins Landesinnere ziehen, und deshalb hatten sie keine andere Wahl, als einer Belagerung zu widerstehen. Diese Entscheidung entsprang nicht unbedingt dem Vertrauen in die Waffen, da sie bereits zwei Punische Kriege verloren und kürzlich eine ganze Armee an die Numidier verloren hatten. Was dachten sie sich also?

Zumindest einige der Führer Karthagos waren sicherlich über die wahren Absichten Roms informiert, da sie von den senatorischen Tiraden des älteren Cato und seiner antikarthagischen Anhänger in den letzten vier Jahren wussten. Sie waren sich sicherlich bewusst, dass ein gefürchteter neuer Scipio am Horizont auftauchte, wenn auch zunächst ohne konsularischen Befehl, und dass er ein Vertrauter ihres Erzfeindes Cato des Älteren und seiner Kriegspartei war. Scipio Aemilianus würde wahrscheinlich das Erbe seines Adoptivgroßvaters antreten wollen, indem er vollendete, was die Familie in Karthago offenbar unvollendet gelassen hatte. Und die Karthager kannten auch den legendären Terror, den Scipios richtiger Vater, Aemilius Paulus, über die eroberten Epiroten gebracht hatte – ein Feldzug, an dem Scipio selbst teilgenommen und die Zerstörung aus erster Hand miterlebt hatte.

Karthagos Naivität könnte aus der Hoffnung entstanden sein, in Rom Freunde zu haben. Es gab eine große römische Fraktion, die keinen Krieg wollte, geschweige denn die Zerstörung Karthagos. Sie wurde von dem berühmten Publius Cornelius Scipio Nasica Corculum angeführt, einem der angesehensten Männer der Republik. Scipio Nasica, ebenfalls

ein Spross der aristokratischen Scipionischen Familie, Held in der Schlacht von Pydna (168) und zweimaliger Konsul, war genauso einflussreich wie Cato und ein Rivale des alten Senators und seines eigenen Cousins Scipio Aemilianus.

Nasicas Einfluss im Senat und sein Ansehen in der Öffentlichkeit (er war der Schwiegersohn des berühmten Scipio Africanus) erklären vielleicht, warum die Karthager offenbar so viel Vertrauen in Nasicas Einfluss hatten, dass sie glaubten, sie könnten einen Vergeltungskrieg gegen die Numidier riskieren, ohne die Bedingungen des Vertrags von 201 zu gefährden, der Karthagos Fortbestand garantiert hatte.

Auf jede Säbelrasselnde Rede Catos antwortete Scipio Nasica der Kriegspartei im Senat mit mehreren Gegenargumenten. In all seinen Antworten widersetzte sich Nasica Cato nicht aus humanitären Gründen oder der Schande, dass Rom einen freiwilligen, unmoralischen und größtenteils unnötigen Krieg begonnen hatte. Stattdessen appellierte er an Roms kollektives Eigeninteresse auf eine Weise, die dem modernen Denken seltsam erscheinen mag: Die Idee eines Elementarfeindes wie Karthago, selbst in einem geschwächten Zustand, war für ein aufstrebendes Italien wichtig. Seine potenzielle Bedrohung war für die Römer eine ständige Warnung, bewaffnet zu bleiben, und insbesondere für die römische Jugend, sich auf den Militärdienst vorzubereiten. Im Gegensatz dazu hätte der Untergang Karthagos das Verschwinden jeglichen Bedarfs an Abschreckung bedeutet und würde durch den entnervenden Genuss der Reichtümer der Besiegten ersetzt.

Nasicas Sorge über die schädliche Ruhe des Friedens sollte nicht unterschätzt werden. Dies war keine ungewöhnliche römische Idee. Die Vorstellung, dass anhaltende Ruhe, die sich aus einem gesicherten Frieden ergibt, entnervend sei, erinnert an das Geständnis des späteren Dichters Catull (84–54 v. Chr.), dass „Müßiggang schon früher Könige und gesegnete Städte zerstört hat“ (otium et reges prius et beatas perdidit urbes). Tatsächlich waren römische Befürchtungen über die schwächende Wirkung des Fehlens eines existentiellen Feindes während langer Friedenszeiten weit verbreitet, besonders während der späteren Kaiserzeit. Oder wie es der Satiriker Juvenal am Ende des 1. Jahrhunderts n. Chr. ausdrückte: „Jetzt leiden wir unter den Übeln eines

langen Friedens; ein Luxus, grausamer als Kriege, schwebt über uns und rächt sich an einer eroberten Welt“ (Nunc patimur longae pacis mala, saevior armis/ luxuria incubuit victumque ulciscitur orbem).[54]

Tatsächlich soll Scipio Nasica seine Reden mit seiner eigenen Erwiderung auf Catos unvermeidlichen Gesang beendet haben, indem er eine ähnliche Gerundivphrase verwendete: „Carthago servanda est!“ („Karthago muss gerettet werden!“). Etwa 145 Jahre später glaubte der verstorbene republikanische Historiker Sallust, vielleicht basierend auf Überlieferungen von Nasicas Befürchtungen, dass die Zerstörung Karthagos den Höhepunkt der Republik markierte. So leitete das Ende des Dritten Punischen Krieges angeblich einen raschen Abstieg in die Dekadenz ein, angesichts der Abwesenheit von Roms altem und existentiellem Feind Karthago und der daraus resultierenden Beute:

> Tatsächlich führten der Senat und das römische Volk bis zur Zerstörung Karthagos die Angelegenheiten der Republik mit geteilter Ruhe und Zurückhaltung. Es gab unter den Bürgern keine Rivalitäten um Ruhm oder Vorherrschaft. Stattdessen hielt die Angst vor dem Feind den Staat in Ordnung. Aber als diese Angst aus ihren Überlegungen verschwand, begannen Dekadenz und Arroganz – die natürlichen Dividenden des Wohlstands – zu dominieren. Folglich erwies sich die Ruhe, die sie einst in Zeiten der Not so eifrig gesucht hatten, später, als sie sie erlangt hatten, als weitaus schädlicher und gefährlicher als das Unglück selbst.[55]

———

Unglücklicherweise für Karthago schwächte eine Reihe von Ereignissen den Einfluss der nichtinterventionistischen Politik von Scipio Nasica. Im Jahr nach Catos Besuch in Karthago, 152, wurde Nasica ausgesandt, um die wachsenden Spannungen zwischen Karthago und Numidien zu schlichten. Doch nach einigen kurzen Erfolgen konnte er seine karthagischen Klienten nicht davon abhalten, sich an Masinissa zu rächen und damit den Vertrag mit Rom technisch zu verletzen. Dieser Rückschlag untergrub vielleicht Nasicas eigenen senatorischen Einfluss.

Sein kriegsfeindlicher Verbündeter Marcus Aemilius Lepidus war ein weiterer der angesehensten und charismatischsten römischen Aristokraten seiner Zeit. Sowohl als Pontifex Maximus („oberster Pontifex“) als auch als Princeps Senatus („Führer des Senats“) war Lepidus dementsprechend oberster Priester in Rom und erster Mann des römischen Senats. Unglücklicherweise für den nichtinterventionistischen Block starb Lepidus im Jahr 152. Sein Abgang ließ Scipio Nasica ohne starken Verbündeten zurück, und das genau zu der Zeit, als Karthago sich verständlicherweise, aber unklugerweise auf den Krieg vorbereitete, den es mit seinen numidischen Nachbarn verlieren würde. Noch schlimmer für Karthago war, dass Scipio Nasica am Vorabend des Vierten Makedonischen Krieges (149–148) in Griechenland den Befehl erhielt, den Emporkömmling Andriskos, den makedonischen Abtrünnigen und Möchtegern-König von Makedonien, zu stürzen. Dieser Auftrag brachte ihn praktischerweise weit weg von der Senatsdebatte über Karthago. Zweifellos wurde sein Einsatz im Ausland von Cato und den Konsuln vorangetrieben, um einen der letzten großen senatorischen Verteidiger der karthagischen Autonomie auszuschalten.

Kurz gesagt war Karthago im Jahr 149 Ziel einer harten Behandlung und wahrscheinlich dem Untergang geweiht, auch wenn die Stadt das anders glaubte und einige Römer noch keine klare Vorstellung davon hatten, wie sie eine so riesige Metropole in Schutt und Asche legen sollten. Doch ein darauffolgender perfekter Sturm unglücklicher Ereignisse ließ der Stadt nur wenige Möglichkeiten, ihrem Rendezvous mit der Vernichtung zu entgehen. Karthago hatte de jure den Frieden gebrochen, indem es eine Armee aufstellte, um die endlose Aggression von Massinissa zu stoppen – nur um zu sehen, wie bei diesem gescheiterten Versuch etwa dreißigtausend seiner wichtigsten Verteidiger getötet wurden. Die Kriegspartei in Rom hatte nun die senatorische Politik gegenüber Afrika fest im Griff. Karthagos zwei Fürsprecher, Lepidus und Scipio Nasica, wurden entmachtet: ersterer tot, letzterer weit weg in Griechenland. Darüber hinaus war Scipio Aemilianus mit Catos Kriegspartei befreundet und würde in jedem Krieg wahrscheinlich einen wichtigen Posten ergattern, der seiner Abstammung und seinem militärischen Genie entsprach.

Im Allgemeinen ist es für einen Kriegsparteien meist tollkühn, zu Beginn der Feindseligkeiten zu glauben, sein Gegner könnte einen Krieg wegen einer „Friedenspartei“ abblasen, die entweder mit dem Feind sympathisiert oder nicht davon überzeugt ist, dass ein andauernder Krieg im nationalen Interesse seines Landes liegt. Wenn ein Krieg beginnt und sich verschärft, entscheidet normalerweise der Puls des Schlachtfelds darüber, ob eine Friedenspartei existiert und wächst, und nicht etwa eine angeborene Sympathie für den Feind oder eine vorherrschende Antikriegsideologie. Karthagos tapferer Widerstand in den ersten achtzehn Monaten erschütterte den römischen Senat offensichtlich. Doch seine Reaktion bestand nicht darin, Zugeständnisse zu machen, sondern vielmehr darin, Scipio zu rufen und ihm einen regelrechten Blankoscheck auszustellen, den Krieg zu beenden und Rom für immer von Karthago zu befreien.

Zur Zeit des Zweiten Punischen Krieges hatten die römischen Armeen begonnen, belagerte Städte und Widerstandspunkte nicht nur zurückzuerobern, sondern zu zerstören. Im Jahr 212 beispielsweise stürmten die Römer nicht nur Siziliens heiligste Stadt, Syrakus – sie zerstörten sie. Die Legionen metzelten Tausende der Widerstandskämpfer nieder und versklavten die Überlebenden. Epirus wurde 167 von Aemilius Paulus nicht unterworfen, sondern entvölkert.

Die Zerstörung Karthagos und die fast gleichzeitige Vernichtung Korinths durch den Konsul Gaius Mummius gegen Ende des Vierten Makedonischen Krieges 148 v. Chr. und des Achäischen Krieges 146 v. Chr. können im Rückblick auch das Ende des hellenistischen Zeitalters markieren. Karthago, ein unabhängiges Makedonien und der Achäische Bund hatten aufgehört zu existieren; an ihre Stelle sollten die römischen Provinzen Africa, Makedonien und Achaia treten. Das seleukidische Syrien und das ptolemäische Ägypten erodierten, während Rom sich darauf vorbereitete, dass sie ihm in den Schoß fallen würden.

Das Ende der hellenistischen Welt wird üblicherweise mit der Niederlage Kleopatras und ihrer ägyptischen Streitkräfte in der Schlacht von Actium im Jahr 31 v. Chr. definiert. Tatsächlich leitete die Zerstörung Karthagos vermutlich bald auch den anschließenden Zusammenbruch der älteren, griechisch dominierten Welt des östlichen

Mittelmeerraums ein. Nachdem die Republik in Rom Karthago und somit jede weitere Herausforderung seiner Vorherrschaft im westlichen Mittelmeerraum zerstört hatte, war sie nun frei, die gesamte antike Mittelmeerwelt im Osten und Westen zu konsolidieren. Es war nicht nur so, dass die älteren hellenistischen Königreiche keine Antwort auf die dynamischere Verfassung und Politik, die Kriegsführung, die Wirtschaftspraktiken, die Kultur und das neue Konzept des totalen Krieges der Republik hatten, die oft zur Vernichtung statt zur Niederlage des Feindes führten. Rom hatte sich nach der Vernichtung Karthagos von einer Macht gewandelt, die sich in der Defensive sah; Es war jetzt ein unverhohlen aggressives, reueloses imperiales Moloch, das darauf aus war, den gesamten Mittelmeerraum und den Osten unter seine Herrschaft zu bringen, und zwar auf eine Art, die selbst für die autokratischen und brutalen hellenistischen Königreiche untypisch war. Dieser unverfrorene Imperialismus des römischen Senats wurde nicht nur durch die Gewinne und die Macht gerechtfertigt, die er erzielte, sondern auch durch den vermeintlichen Nutzen seiner Zivilisation für die vermeintlich weniger zivilisierten Länder, die er eroberte. Und ein wesentlicher Bestandteil dieses neuen Selbstbewusstseins war die wachsende Erkenntnis, dass der vom Senat verordnete Terror – die Fähigkeit und Bereitschaft, jeden Staat zu vernichten, der sich der imperialen Agenda widersetzte – ein akzeptabler und effektiver Weg war, ein Reich aufzubauen.

Bis Roms Ende der Punischen Kriege war nicht klar, ob die Griechischsprachigen im Osten weiterhin ihren kulturellen Einfluss und ihre militärische Macht nutzen würden, um anzunehmen, dass sie allein die westliche Zivilisation definieren würden, oder ob Karthago seinen rivalisierenden italienischen Emporkömmling behindern oder gar vernichten würde. Nach 146 hat Rom nie zurückgeblickt und seine Rivalen und Feinde – seien es Königreiche im Osten oder Stammesvölker in Nord- und Westeuropa – nur als Bremsschwellen auf dem Weg zur Weltherrschaft betrachtet. Die rücksichtslose Vernichtung Karthagos überzeugte Rom davon, dass es nicht nur die Macht und die Formel hatte, ganze heilige Zivilisationen auszulöschen, sondern auch

das moralische Recht hatte, zu tun, was es wollte. Und genau das tat es von da an.

Hatte Rom einmal den untergeordneten Status eines Staates durch militärische Gewalt oder Diplomatie etabliert, galt diese Beziehung als geheiligt und unabänderlich. Ungehorsam wurde nicht geduldet. In der antiken Welt herrschte allgemeine Meinung, dass Rom zwar bei seinem Streben nach Macht im gesamten Mittelmeerraum großmütig gegenüber den Besiegten gewesen war, sich aber als rücksichtslos erwies, nachdem es die Überlegenheit über fast alle seine Rivalen erlangt hatte. Die Erhaltung eines Imperiums ist oft aufwändiger und blutiger als sein Erwerb. [Man kann vermuten, dass dem germanischen Helden Arminius, durch seine Schulungen in Rom, diese Tatsachen bekannt waren und darum mit ein Grund waren alle römischen Legionen in Germanien im Jahre 9 n. Chr. total zu vernichten.] 56

Mehr als zwei Jahrhunderte nach dem Ende des punischen Karthago übte der schottische Rebell Calgacus, wie er in Tacitus' Agricola berühmt zitiert wird, eine lange Kritik an der Gewalt und dem Terror, die Rom innewohnten. Er beendete seine Breitseite gegen die institutionalisierte römische Art, den Verlierer zu vernichten, mit einem mittlerweile ikonischen Fazit: „Sie machen eine Wüste und nennen es Frieden" (Ubi solitudinem faciunt pacem appellant).57

Im selben Jahr, in dem Karthago ausgelöscht wurde, beendete der Konsul Gaius Mummius den Achäischen Krieg und den letzten Widerstand der griechischen Stadtstaaten, indem er die historische Stadt Korinth dem Erdboden gleichmachte. Die Legionen töteten fast alle aktiven griechischen Verteidiger. Sie versklavten die Frauen und Kinder, zerstörten viele der schönsten Monumente der antiken Welt und plünderten den Rest, dann machten sie große Teile der Stadt dem Erdboden gleich. Ähnlich dem Schicksal Karthagos blieb Korinth über ein Jahrhundert lang weitgehend verlassen, bis Julius Cäsar die Stadt im Jahr 44 neu gründete, nur zwei Jahre nachdem er selbst das römische Karthago gegründet hatte. Wir setzen den Diktator Cäsar selten mit der Wiederherstellung von Städten gleich, die seine republikanischen Vorgänger zerstört hatten.

Aufgrund seiner strategischen Lage wurde das neue römische Korinth schnell zu einer der wichtigsten Kaiserstädte Griechenlands. Doch anders als das besiegte punische Karthago wurde das Ende des griechischen Korinths nicht gleichbedeutend mit dem Verschwinden der hellenischen Zivilisation, obwohl Griechenland von Rom erobert und besetzt wurde. Korinth, sowohl alt als auch neu, griechisch und römisch, blieb nur eine von vielen größeren griechischsprachigen Städten. Griechenland wurde eineinhalb Jahrtausende lang weiterhin von Rom und dann von Konstantinopel regiert, auch wenn die griechische Kultur Rom weiterhin beherrschte. Beachten Sie auch, dass die punische Kultur an sich nicht der Auslöser für die römische Rache war, obwohl die Römer gelegentlich ihren Schock über die Kinderopfer der Karthager äußerten. Rom vernichtete auch griechische Städte, deren Kultur es nachahmte.[58]

Was das Ende des Dritten Punischen Krieges jedoch von fast allen früheren Zerstörungen Roms unterschied, war, dass eine einst große Zivilisation im Jahr 146 auf kaum mehr als ihre prächtige Hauptstadt und ihre Umgebung geschrumpft war. Folglich könnte die Zerstörung der Stadt gleichbedeutend mit dem Ende von allem Karthagischen werden – in modernen Begriffen war Karthago zu einem „Ein-Bomben-Staat“ degradiert worden. Ein Thema des Völkermords in Kriegszeiten ist die Diskrepanz zwischen einem Ziel im Niedergang der Zivilisation und seinem Angreifer im Aufstieg.

Es war auch charakteristisch für die siegreichen römischen Generäle, die Legionen zum Morden, Plündern und Zerstören loszulassen, sobald die Mauern durchbrochen waren, und später ihr Bedauern über das folgende Blutbad und das Ende einer einst majestätischen Stadt oder Zivilisation auszudrücken. Diese Art vorübergehender Pseudo-Reue wurde auch von Alexander dem Großen über das zerstörte Theben, von Mehmet nach der Plünderung Konstantinopels und von Cortés nach der Zerstörung Tenochtitláns zum Ausdruck gebracht. Die Krokodilstränen, die der Mörder Scipio Aemilianus über seine Taten vergoss, bildeten keine Ausnahme. Sie verbargen nicht seine Bereitschaft, ganze Völker auszurotten, um Roms Kriege zu beenden. Man erinnere sich, dass Scipio vor seiner Vernichtung Karthagos als Teenager unter seinem

Vater in der Schlacht von Pydna gedient hatte, als die Legionen große Teile der Bevölkerung von Epirus auslöschten (167). In Spanien (151–150) war Scipio mit dem korrupten und rücksichtslosen Lucullus verbündet, der im sogenannten Numantinischen Krieg aus Prinzip keltiberische Städte dem Erdboden gleichmachte und die Einwohner ermordete. Nach der Zerstörung Karthagos kehrte Scipio zurück, um den zwanzig Jahre andauernden Numantinischen Krieg zu beenden, indem er die Stadt Numantia aushungerte, viele Einwohner in den Selbstmord trieb und dann alle überlebenden Einwohner versklavte (133). Wir müssen also die legendäre Kultiviertheit und Philhellenismus Scipios in den größeren Kontext seines oft brutalen Dienstes zur Förderung des römischen Imperialismus stellen. Dennoch bietet Appian, der sich erneut auf die verlorene Erzählung des Polybius stützt, eine melodramatische Szene, die Scipio beinahe bedauert:

> Scipio blickte auf diese Stadt, die seit ihrer Gründung 700 Jahre lang floriert hatte und über so viele Länder, so viele Inseln und Meere geherrscht hatte und so reich an Waffen und Schiffen, Elefanten und Geld war, den größten antiken Reichen ebenbürtig, sie aber an Kühnheit und Geist bei weitem übertraf. Und tatsächlich hatte sie, ihrer Schiffe und aller Waffen beraubt und inmitten einer Hungersnot, drei Jahre lang einen ununterbrochenen Krieg durchgehalten – und nun war sie durch Zerstörung zu Ende gegangen. Es heißt, Scipio, als er all dies begriff, weinte offen und trauerte über das Schicksal seiner Feinde. Und nachdem er lange nachgedacht und über den Aufstieg und Fall von Städten, Nationen und Reichen sowie von Menschen nachgedacht hatte und über all die Dinge, die Ilium [Troja] erlitten hatte, diese einst gesegnete Stadt, und auch über die Leiden der Assyrer, der Meder und der Perser, des größten Reichs von allen, und dann, in jüngerer Zeit, des glorreichen Makedonischen Reichs, entschlüpften dem Dichter entweder gewollt oder vielleicht wie von selbst die Worte:

> „Es wird ein Tag kommen, an dem das heilige Ilium untergehen wird, und Priamos und das Volk des Priamos mit dem starken Eschenspeer."
>
> Und als Polybius ihn beiläufig fragte – und Polybius war sein Lehrer gewesen –, worauf sich sein Geschwafel genau bezog, antwortete Scipio, dass er nicht zögerte, sein eigenes Land ausdrücklich zu nennen, denn in seinem Namen fürchtete er, wann immer er über die Veränderlichkeit aller menschlichen Dinge nachdachte.[59]

Scipio war vorausschauend. Die Vandalen unter Geiserich plünderten, zerstörten und besetzten im Jahr 439 n. Chr. das römische Karthago. Anschließend bauten sie eine Flotte auf und plünderten Rom selbst im Jahr 455 n. Chr., rund 601 Jahre nach Scipios Vorhersage.

———

Natürlich hat Rom nicht alle karthagischen Überreste in den letzten Tagen des Dritten Punischen Krieges im Jahr 146 ausgelöscht. In einigen klassischen Texten werden gelegentlich Überlebende aus den letzten Tagen Karthagos erwähnt. Der in Karthago geborene Philosoph und Leiter der Platonischen Akademie in Athen, Hasdrubal Kleitomachos, schrieb angeblich ein späteres (heute verlorenes) Buch, in dem er seinen ehemaligen karthagischen Landsleuten, die kürzlich von den Römern gefangen genommen worden waren, Trost spendete. Darin schlug er vor, dass die Philosophie einen gewissen Trost für den Verlust ihrer Stadt bieten könnte. Wir wissen nicht, ob Kleitomachos, ein ethnischer Grieche, der in Karthago geboren wurde und in großer Entfernung von der gefallenen Stadt schrieb, nichts von der Endgültigkeit von Scipios Blutbad wusste oder ob er Informationen darüber hatte, dass es in der Gefangenschaft griechisch gebildete Karthager gab, die überlebt hatten. Dennoch bestätigte der römische Staatsmann und Autor Cicero, der etwa ein Jahrhundert nach dem Ende Karthagos schrieb, dass Kleitomachos' verlorenes Werk von einer

gewissen Anzahl überlebender Karthager ausging: „Ich habe ein Buch von Kleitomachos gelesen, das er nach der Zerstörung Karthagos sandte, um seine gefangenen Mitbürger zu trösten.“[60]

Was andere punische Städte betrifft, so wurden nach der Zerstörung Karthagos im Jahr 146 die karthagischen Satellitengemeinden in Nordafrika jenseits der Trümmer der Hauptstadt untätig. Die meisten wurden entweder zerstört oder, häufiger, Rom unterworfen. Tatsächlich hatten viele punische Städte bereits zuvor Abkommen mit den Römern geschlossen, da sie richtig eingeschätzt hatten, dass Karthago fallen würde. Diese wenigen Gemeinden blieben als rechtlich freie Städte in der neuen römischen Provinz Afrika in Ruhe und wurden während der Kaiserzeit schrittweise romanisiert. In jedem Fall setzte das römische Volk das Ende Karthagos mit dem Ende seines punischen Erzfeindes in Nordafrika gleich, unabhängig davon, ob es im Westen Nordafrikas halbautonome punische Kleinstädte und isolierte, weitgehend in Ruhe gelassene Siedlungen gab.

Zurück in Rom beschreibt Appian die Reaktion der römischen Bevölkerung auf das von Scipio gesandte Schiff mit der ersten Ankündigung, dass er Karthago endgültig besiegt und dann zerstört hatte – was sowohl wilden Jubel als auch Fassungslosigkeit darüber auslöste, dass ihr jahrhundertealter und am meisten gefürchteter Feind nun wirklich ausgelöscht war:

> Als die Menschen Roms am frühen Abend das Schiff sahen und von dem Sieg erfuhren, stürmten sie auf die Straßen und verbrachten die ganze Nacht miteinander, feierten und umarmten sich, wie diejenigen, die gerade von ihren Ängsten befreit worden waren – da ihnen nun ihre globale Vorherrschaft gesichert war und sie überzeugt waren, dass ihre eigene Stadt endlich sicher war und einen Sieg errungen hatte, wie ihn noch kein anderer zuvor errungen hatte. In der Vergangenheit hatten sie sich über die vielen brillanten Errungenschaften ihrer eigenen Generation und sogar vieler weiterer ihrer Vorfahren gefreut, sowohl in Makedonien und Iberien als auch kürzlich gegen Antiochus den Großen und in Italien selbst. Doch noch nie hatte sie ein anderer Krieg vor ihrer

> eigenen Haustür so viel Angst eingejagt wie die Punischen Kriege, und zwar aufgrund des Mutes, der Voraussicht und der Kühnheit ihres Feindes – sowie seiner gefährlichen Doppelzüngigkeit.

Als die Nachricht von der Zerstörung Karthagos schnell das noch immer paranoide Rom erreichte, entsandte der Senat in seiner üblichen Kontrollfunktion zehn Rechnungsprüfer, um zu garantieren, dass Scipio tatsächlich alle Städte zerstört hatte, die Karthago treu geblieben waren, da dieses darauf bestand, ein totes Pferd zu schlagen. Scipio sollte seinen Aufsehern auch bestätigen, dass der Standort der Hauptstadt selbst vollständig dem Erdboden gleichgemacht war, und sicherstellen, dass sie unbewohnbar blieb. Er sollte die Einheimischen außerdem warnen, dass jeder, der die Erlasse des Senats ignorierte, mit der Höchststrafe belegt würde. Doch was diese treuen Verbündeten Roms anging, so sollten die Gesandten sicherstellen, dass auch sie die versprochene Kriegsbeute erhielten:

> Allen, die den Römern geholfen hatten, gaben die Auditoren jeweils etwas von den Ländern, die sie erobert hatten. Den Utikanern vor allem vermachten sie das Gebiet von Karthago selbst, bis hin nach Hippo. Aber was alle anderen anging, erhoben die Römer einen Tribut, sowohl eine Grundsteuer als auch eine persönliche Steuer, und zwar von ihren Männern und Frauen gleichermaßen. Und sie verfügten, dass jährlich ein General aus Rom geschickt werden sollte, um sie zu beaufsichtigen. Nachdem sie diese Vereinbarungen getroffen hatten, segelten sie zurück nach Rom. In der Zwischenzeit erfüllte Scipio alle ihre Mandate und veranstaltete Opfer und Ehrenspiele für den Sieg. Als all diese Angelegenheiten erledigt waren, segelte auch Scipio nach Hause. Ihm wurde der prächtigste Triumphzug aller Zeiten zuteil – ein Triumphzug, der mit Gold übersät und mit Statuen und Votivgaben überladen war, die die Karthager seit jeher aus allen Teilen der Welt zusammengetragen und als Frucht ihrer zahllosen Siege nach Afrika gebracht hatten.[61]

Das nahe gelegene Utica, das klugerweise auf die römische Seite übergelaufen war und mit seinem wichtigen Hafen die Invasion des Jahres 149 erleichtert hatte, ersetzte nun die zerstörte Hauptstadt als Knotenpunkt des transmediterranen Handels. Nach dem Krieg scheiterten die römischen Bemühungen, an diesem strategisch günstig gelegenen Ort eine Kolonie pensionierter römischer Legionäre wieder aufzubauen. Dies gilt vor allem für einen Versuch des radikalen Reformers Gaius Gracchus, der nur 24 Jahre später stattfand.

Gracchus hatte sich ein neues römisches Karthago (Colonia Junonia) naiv als idealen zweiten Start für etwa 6.000 verarmte römische Bauern und Veteranen vorgestellt, die durch die wachsenden, von Sklaven bewirtschafteten riesigen Ländereien (Latifundien) verdrängt worden waren, die Italien bald von einer Agrarrepublik in das Zentrum eines Unternehmensimperiums verwandeln würden. Der aristokratische Senat wollte jedoch nicht, dass ein derartiges Agrarprojekt der Gracchus seine besiegten karthagischen Rivalen ersetzte. Wenn der Senat einst ein demokratisch geführtes, radikales Karthago befürchtet hatte, so würde er doch sicher nicht ein ausländisches revolutionäres Regime durch eine von seinen eigenen römischen Umverteilungsreformern gegründete Stadt ersetzen, noch dazu an einem so unheilvollen Ort. Also zog der Senat den Großteil seiner römischen Subventionen und Unterstützung für die Colonia Junonia zurück, und die Kolonie verkümmerte nach nur dreißig Jahren.[62]

Es gab nie irgendwelche punischen Versuche, den Ort wieder zu besetzen, nicht nur, weil es von Rom verboten war, sondern auch, weil zu wenige verstreute Karthager am Leben waren, um eine größere Stadt zu gründen. Stattdessen pumpte Julius Cäsar, wie bereits erwähnt, zwischen 49 und 44, einige hundert Jahre nach Ausbruch des Dritten Punischen Krieges, Geld und Arbeitskräfte in den verlassenen Ort. In einem reicheren, ausgedehnteren Römischen Reich gründete der Diktator ein neues Karthago, das aus dem Nichts spektakulär wuchs. Es wurde bald die zweitgrößte römische Stadt im Westen, da es seine Nähe zu Italien und das ewige natürliche Klima, den Boden, das Wasser und die Mineralien zu seinen Gunsten nutzte, die einst geholfen hatten, das punische Wunder zu erklären. Schließlich wurde dieses römische

Karthago vielleicht die viert- oder fünftwichtigste Stadt des gesamten Reiches, zusammen mit Rom, Alexandria, Ephesus und Antiochia. Um 100 n. Chr. war das römische Karthago mindestens so groß wie sein punischer Vorgänger. Daher wurden die Ersatzstädte der Eroberer gelegentlich reicher und größer als die besiegten Originalstädte – so geschehen in Konstantinopel das man durch Kostantiniye [later Istanbul genannt] ersetzte, und Tenochtitlán das man durch Mexiko-Stadt ersetzte.

Die punische [phönizisch-hebräische] Sprache wurde in den ländlichen Gebieten des heutigen Libyen, Tunesien und Algerien weiterhin gesprochen. Mit dem stetigen Wachstum der römischen Präsenz in Nordafrika entstand ein latinisiertes punisches [phönizisches] Alphabet. Tatsächlich stammen Hunderte punischer Inschriften aus der Zeit der Zerstörung Karthagos bis weit in die spätrömische Zeit, was nahelegt, dass für einige eine Zeit lang Punisch und nicht Latein oder einheimisches Berberisch ihre Muttersprache blieb.

Doch Verweise in der lateinischen Literatur nach dem Dritten Punischen Krieg auf „Punisch“ bedeuten nicht unbedingt, dass viele die Auflösung des karthagischen Reiches überlebten. „Punisch“ wurde zu einer vagen lateinischen Verallgemeinerung, die oft abwertend für fast jeden nichtitalienischen Stammbaum verwendet wurde, der in der Römerzeit in Nordafrika lebte. Im Allgemeinen identifizierten sich in der Antike spätere Bewohner der Umgebung einer besiegten Stadt oft mit dem berühmten Namen der Verschwundenen, ohne dass es Hinweise auf eine kulturelle Kontinuität gab.[63]

Als romanisierter Berber verwies der frühchristliche Theologe und Kirchenvater Augustinus von Hippo (354–430 n. Chr.) auf ausschließlich punisch sprechende Einheimische, punische Eigennamen und den Bedarf an lateinischen Übersetzern für nichtlateinische lokale Sprachen. Das Überleben dieser verstreut lebenden Sprecher des Punischen über Jahrhunderte ist vergleichbar mit der Kontinuität der [aztekischen] Nahuatl-Sprache in ländlichen Gegenden Mexikos für etwa 500 Jahre nach der Zerstörung Tenochtitláns – einer Sprache, die seit langem größtenteils von der besiegten Kultur ihrer Geburtsstätte verlassen war.[64]

Während die römische Herrschaft später die punische Sprache und lokale punische politische Institutionen wie das Amt des Suffeten („Magistrats“) akzeptierte, gab es offiziell keine Toleranz für karthagische Kinderopfer. Dennoch wurde der Brauch in Nordafrika über Generationen hinweg halb geheim fortgeführt. Tatsächlich sind Tophets oder Heiligtümer für Kinderopfer in der gesamten punischen Geschichte bis weit in die spätrömische Zeit archäologisch belegt. Der öffentliche und private Brauch, kleine Kinder zu töten, um Götter zu besänftigen, endete also auf dem Land nicht vollständig mit der Zerstörung der Stadt im Jahr 146, sondern wurde trotz römischer und christlicher* Verbote jahrhundertelang in weitaus kleinerem Umfang fortgeführt. [* Zur Erinnerung: Nordafrika, der Balkan, Kleinasien und der Nahe Osten waren Christlich innerhalb des Ostromischen Reiches.]

Was die Phasen der Besiedlung des Ortes selbst betrifft, so wurde die Zerstörung einer Reihe von Städten namens „Karthago“ über ein Jahrtausend hinweg gleichbedeutend mit dem Ende einer Reihe von Zivilisationen in Nordafrika: das römische Karthago (zerstört 439 n. Chr.), das vandalische Karthago (zerstört 534 n. Chr.) und das ost-römische Karthago (zerstört 695 n. Chr.). In all diesen Fällen gelang es den aufeinanderfolgenden Eroberern und Besatzern des nordafrikanischen Nachbarreichs Karthago nie, die Mehrheit der einheimischen Numidier und Berber vollständig zu assimilieren.[65]

Sowohl Romanitas („Römisches Wesen“) als auch das Christentum waren zwar nicht so unerbittlich wirksam wie ein späterer Islam, aber dennoch Glaubensrichtungen, die Völker ansprechen konnten, die sich deutlich von den jüdischen Ursprüngen der Religion im Nahen Osten oder der Geburt Roms in Italien unterschieden. Im mittleren und späten Römischen Reich (100 bis 400 n. Chr.) gehörten das heutige Libyen, Tunesien und Algerien zu den dynamischsten Zentren westlich geprägter Kultur im Reich.

Die religiöse Bedeutung der Südküste des Mittelmeers nahm weiter zu, wie der enorm einflussreiche Augustinus zeigt, der in der Berberstadt Thagaste im heutigen Algerien geboren wurde, aber Bischof der alten römischen Kolonie Hippo Regius wurde, 300 Kilometer westlich von Karthago. Augustinus starb im Alter von 75 Jahren, gefangen in Hippo

durch die belagernden Vandalenarmeen, die aus Osteuropa in das römische Nordafrika eingedrungen waren und nach der Erstürmung der römischen Stadt (439) Karthago als Hauptstadt errichten sollten.

Doch die afrikanische Herrschaft der Vandalenstämme, die sich zeitweise bis nach Sizilien und Süditalien erstreckte, war nach kaum mehr als einem Jahrhundert dem Untergang geweiht. Sie wurde von dem brillanten ost-römischen General Belisar zerstört, der 533 Karthago zurückeroberte. Er machte der Kultur der Vandalen, die ursprünglich ein nordeuropäischer Einfall gewesen war, der sich am verwesenden Fleisch des sterbenden Römischen Reiches des 5. Jahrhunderts n. Chr. gütlich getan hatte, beinahe ein Ende. Nachdem er die Vandalen aus Nordafrika vertrieben hatte, verstärkte Belisar alte römische Festungen und Garnisonen entlang der Küste und eroberte dann Sizilien und Süditalien für Konstantinopel zurück. Doch trotz der irredentistischen Visionen des späteren ost-römischen Kaisers Justinian (482–565) währte sein Traum, Belisar auszusenden, um ein römisches Nordafrika dauerhaft wiederherzustellen, nur etwa 162 Jahre.[66]

Der Islam erwies sich schließlich als weitaus erfolgreicherer und lebensfähigerer ausländischer Besatzer. Erst mit der Ankunft muslimischer arabischer Migranten und Eroberer im siebten und achten Jahrhundert entstand durch Missionierung und Zwang eine religiös harmonische tunesische Bevölkerung. Auch kulturell wurde sie allmählich homogener (obwohl die Berber in der heutigen nordafrikanischen Welt noch immer nicht vollständig ethnisch und sprachlich assimiliert sind).

Genauer gesagt stürmte im Jahr 695 eine islamische Armee des Umayyaden-Kalifats unter der Führung von Hassan ibn al-Nu'man Karthago und überrannte das, was man als die römische Restauration Nordafrikas durch die Ost-Römer bezeichnen könnte, mit der Hauptstadt Karthago als Zentrum. Die zahlenmäßig unterlegenen Ost-Römer eroberten die Stadt kurzzeitig zurück, fanden ihre Besetzung jedoch im Jahr 698 zu kostspielig und zogen sich bald endgültig aus den meisten Teilen des Kontinents zurück. Als Reaktion auf ihren Abzug machte Hassan das oströmische Karthago – das alte römische Karthago – dem Erdboden gleich und riss erneut seine Gebäude und Mauern nieder. So

wie Scipio 841 Jahre zuvor einst befürchtete, dass eine verschonte städtische Infrastruktur die punische Kultur wiederbeleben könnte, so ging auch Hassan ibn al-Nu'man kein Risiko ein, dass ein christianisiertes Karthago ein anti-islamisches Reich verankern könnte. Also sorgte er dafür, dass der bevorzugte Standort des antiken Karthago erneut unbewohnbar gemacht wurde, und baute seine neue Stadt Tunis etwa 16 Kilometer entfernt wieder auf.

Die darauffolgenden arabischen Invasionen und die Islamisierung Nordafrikas beendeten die europäische [christlich-römische] Besiedlung für über ein Jahrtausend, zumindest bis zu den relativ kurzen und unhaltbaren Kolonialisierungsbemühungen Großbritanniens, Frankreichs und Italiens im 19. und 20. Jahrhundert, die einen westlichen Anstrich von Ägypten bis Marokko verbreiteten. Diese westliche Kolonialpräsenz endete wiederum kurz nach dem Zweiten Weltkrieg während der Zeit der globalen europäischen Entkolonialisierung und der nordafrikanischen Unabhängigkeitskriege.

Dennoch sind die Romantik und der Sog eines besiegten und fast mythischen Karthago auch in der modernen arabischen Welt stark. So wie der Libanon oft den „Phönizismus" übernommen hat – und damit sein antikes phönizisches statt rein arabisches Erbe betont –, so hat auch der moderne Maghreb Nordafrikas einen nostalgischen „Karthagerismus" übernommen. Der ehemalige langjährige Diktator Libyens, General Muammar Gaddafi, nannte seinen fünften Sohn Hannibal und benutzte eine Yacht namens Phoenicia. Als der arabische Nationalist Habib Bourguiba 1957 der erste postkoloniale Präsident Tunesiens wurde, konzentrierte er sich bewusst darauf, das heilige Erbe der Tunesier neu zu interpretieren, nicht in erster Linie als Muslime oder Araber, sondern als einheimische berberische und phönizische Erben des punischen Karthago.

Bourguibas Hauptstadt Tunis (der Name ist entweder berberischer oder punischer Herkunft) wurde in offiziellen Regierungsdarstellungen in die Nachfolgestadt des antiken Karthago (heute ein Vorort von Tunis) verwandelt. Die neue tunesische Nation beanspruchte eine majestätische nordafrikanische Zivilisationsabstammung, um die Welt daran zu erinnern, dass die Nordafrikaner einst Europa selbst erobert und

kolonisiert hatten, anstatt ständig von ihm kolonisiert zu werden. Bourguibas Nachfolger, Zine El-Abedine Ben Ali, baute einen Themenpark namens „Carthageland“ und nannte den ersten kommerziellen Fernsehsender des Landes Hannibal TV.[67]

Im nächsten Kapitel versuchte eine andere große, aber im Niedergang begriffene Zivilisation mit ihrer majestätischen ummauerten Stadt, dem Zorn einer rivalisierenden, aufsteigenden und gegensätzlichen Zivilisation zu entgehen. In ihren letzten Wochen entschieden sich auch die Ost-Römer, von den riesigen und angeblich unbesiegbaren Mauern Konstantinopels aus Widerstand zu leisten, und waren ebenso gezwungen, sich zwischen Widerstand und Vergessenheit oder Unterwerfung und einer Art Überleben zu entscheiden. Auch Konstantinopel hoffte, Rettung bei geschworenen Verbündeten zu finden, bei Drittparteien, die eine Abneigung gegen den Islam teilten, bei seiner eigenen geschickten Diplomatie, bei Appellen an seine Angreifer um Mitgefühl und Vernunft und bei seinem Vertrauen, dass es nicht so schwach und seine Feinde nicht so stark waren, wie allgemein angenommen wurde. Und so würden, wie Karthago, die Zivilisation Konstantinopels und das Zeitalter, das es geschaffen hatte, aufhören zu existieren.

KAPITEL 3

TÖDLICHE TÄUSCHUNG

Der Fall Konstantinopels und das Ende der Oströmer (Frühjahr 1453)

> Wir alle leben von der Vergangenheit und werden durch die Vergangenheit zerstört. —**Goethe, Die Maximen und Betrachtungen, Leben und Charakter**

Ignorieren wir das Gerede vom Niedergang der Zivilisation. Vergessen wir die gefürchtete Gewalt der Janitscharen. Vergessen wir die imperialen Herrschaftsgebiete, die von der osmanischen Übermacht verschlungen wurden. Ein Jahrtausend ostömischer Zivilisation könnte und würde doch nicht in ein paar Tagen verschwinden. Oder?

Schauen wir uns stattdessen die majestätische Hagia Sophia an, einer Kathedrale, die in Größe und Schönheit weltweit ihresgleichen sucht, oder die Mauern des Theodosius, die eindrucksvollsten städtischen Befestigungsanlagen, die je errichtet wurden. Blicken wir auf die Stadt Justinians, des Retters der Romanitas (der römischen Welt) im Osten, die in der Vergangenheit zahllosen Angriffen standgehalten hatte, so wie sie auch den letzten – und letzten – irgendwie überleben musste. Die Christenheit, ob im Osten oder im Westen, würde sich zusammenschließen, um ihr Zentrum zu retten.

So kannten der oströmische Kaiser, seine Berater und das Volk von Konstantinopel im Frühjahr 1453 die unfassbare Realität der riesigen islamischen Armee, die sich unter ihren alten Mauern versammelt hatte, und ihrer erbärmlichen Macht darüber, aber ihre eigenen Mythen der ewigen Stadt erwiesen sich als weitaus stärker. Daher konnte sich niemand in der Stadt, ja in ganz Europa, vorstellen, dass die mystische

Festung jetzt fallen könnte. Was die europäischen Köpfe als vorherbestimmt wussten, beharrten ihre Herzen darauf, dass es undenkbar war. So hatte Konstantinopel viel zu lange mehr auf seine glorreiche Vergangenheit geblickt als auf die schreckliche Gegenwart, die sich jetzt außerhalb seiner Mauern manifestierte.

Der Historiker Edward Gibbon berichtete, dass selbst in den letzten Stunden Konstantinopels, als die Osmanen über die Wälle strömten und Tausende von Oströmern voller Angst in die Hagia Sophia, die größte Kirche der östlichen Christenheit, strömten, die Verdammten nie die Hoffnung aufgaben, dass ihr Gott eingreifen würde, wie er es seit über tausend Jahren getan hatte, um seine majestätische irdische Stadt zu retten. In einer seiner bewegendsten Passagen in „Die Geschichte des Verfalls und Untergangs des Römischen Reiches“ beschreibt Gibbon den Fluchtversuch der Griechen, die von den verfolgenden osmanischen Belagerern ins Visier genommen wurden, die die großen Mauern der Stadt durchbrachen und auf die Kathedrale zurannten, um Beute, Sklaven und reiche Gefangene zu suchen, um sie freizukaufen. Und doch würde Gott gewiss nicht zulassen, dass seine Stadt dem Islam in die Hände fiel:

> Aus allen Teilen der Hauptstadt strömten sie in die Hagia Sophia: Innerhalb einer Stunde waren das Heiligtum, der Chor, das Mittelschiff, die oberen und unteren Galerien mit Priestern, Mönchen und religiösen Jungfrauen gefüllt; die Türen waren von innen verriegelt und sie suchten Schutz in der heiligen Kuppel. … Ihre Zuversicht gründete sich auf die Prophezeiung eines Schwärmers oder Betrügers, dass die Türken eines Tages in Konstantinopel einfallen und die Römer bis zur Konstantinssäule auf dem Platz vor der Hagia Sophia verfolgen würden; dass dies das Ende ihres Unheils sein würde; dass ein Engel mit einem Schwert in der Hand vom Himmel herabsteigen und das Reich mit dieser himmlischen Waffe einem armen Mann übergeben würde, der am Fuß der Säule säße. „Nimm dieses Schwert“, würde er sagen, „und räche das Volk des Herrn.“ Bei diesen aufmunternden Worten würden die

> Türken sofort fliehen und die tugendhaften Römer würden sie aus dem Westen und aus Anatolien bis an die Grenzen Persiens vertreiben. … Während sie auf den Herabstieg des verspäteten Engels warteten, wurden die Türen mit Äxten aufgebrochen; und da die Türken auf keinen Widerstand stießen, waren ihre blutleeren Hände damit beschäftigt, die Vielzahl ihrer Gefangenen auszuwählen und in Sicherheit zu bringen. Jugend, Schönheit und der Anschein von Reichtum zogen ihre Wahl an.[1]

Das gesamte Schicksal Konstantinopels hing immer vom Schutz einiger kleiner und verwundbarer Abschnitte der Theodosianischen Mauer ab, des massiven Walls, der die Landzugänge zur Hauptstadt bewachte und noch nie durchbrochen worden war. Die beiden schwächsten Bereiche befanden sich an einer tiefen Stelle im Flussbett des Lykos in der Mitte der Außenmauer – dem sogenannten Mesoteikhion („die Mitte der Mauer“) – und an dem Abschnitt der Mauer, der an den Blachernae-Palast angrenzte, einer Schwachstelle ähnlich dem Abschnitt der Mauer von Cadmea in Theben. An diesen Abschnitten der Mauer hatte der Sultan, wie erwartet, am 29. Mai seinen letzten Angriff konzentriert und die gewaltigen genuesischen Kontingente sowie Kaiser Konstantin und seine Wache ins Visier genommen.

Zwei aufeinanderfolgende Wellen, zuerst zwangsrekrutierte Balkanchristen und dann türkische Soldaten, waren gegen diese Schwachstellen vorgerückt. Die zahlenmäßig unterlegenen Verteidiger auf den Mauern schlugen den ersten Angriff mühelos nieder und schlugen den zweiten mit einiger Mühe zurück. Sogar die dritte Welle osmanischer Elitesoldaten wurde unter einem Geschosshagel langsamer und stagnierte unter den hoch aufragenden Wällen. In diesem Moment schien es einigen der griechischen und italienischen Verteidiger, dass die Stadt nach fast achtwöchigen Kämpfen tatsächlich endlich standhalten würde. Es ging auch das Gerücht um, dass die dritte Welle des Sultans der letzte Versuch seiner frischen Janitscharen sein sollte, die Mauer einzunehmen oder nach Hause zu gehen. Mehmet war Berichten zufolge

zunehmend demoralisiert, vor allem durch die Anwesenheit der allgegenwärtigen tapferen Italiener auf den Mauern, von denen er dachte, sie hätten die Stadt vor der vermeintlich sicheren Niederlage gerettet.

War die wochenlange Belagerung also zusammengebrochen? Fast.

Doch dann wurde der genuesische Anführer Giovanni Giustiniani, der unersetzliche Held der vorangegangenen zweimonatigen Verteidigung, plötzlich unter einem Hagel osmanischer Kanonen und Pfeilhagel schwer verwundet. Er wurde von seinem wichtigen Posten weggetragen. Widersprüchliche Berichte aus zeitgenössischen Quellen legen nahe, dass Giustiniani wahrscheinlich von einer Kugel aus einer primitiven Feuerwaffe (Sklopus) getroffen wurde oder vielleicht von einem Pfeil, der durch ein Armloch in seinen Kürass eingedrungen war.

Giustiniani könnte zusätzlich an den Füßen oder Beinen verletzt worden sein. Doch aus irgendeinem seltsamen Grund wurde der italienische Condottiero („Söldnerhauptmann“) wegen seiner Wunden auf der Mauer nicht behandelt. Noch mysteriöser ist, dass sein größtenteils intaktes genuesisches Kontingent seinen bis dahin erfolgreichen Widerstand einstellte, nur Stunden bevor es den letzten Stoß des Sultans abgewehrt hatte. Schlimmer noch: Fast alle Genuesen gerieten beim Anblick ihres schwer verwundeten Hauptmanns in Panik und befolgten seinen Befehl, ihn weit weg vom Kampfgeschehen zu bringen. Diese Entscheidung hatte zur Folge, dass sie ihre Schlüsselpositionen im Zentrum des letzten osmanischen Angriffs aufgeben mussten. Offenbar hatten die wütenden Genuesen das Gefühl, dass die Stadt ohne ihren berühmten Anführer auf den Mauern verloren wäre, und hofften daher, auf ihren Schiffen im Hafen Sicherheit zu finden und über die Dardanellen auf dem Seeweg zu entkommen. Was auch immer der Grund für die Massenflucht in diesem Moment war, das Unglück wurde noch verschlimmert durch den letzten Vorstoß der Elite-Janitscharen, die den nun verlassenen Abschnitt der Wälle umringten. Zum ersten Mal seit Wochen erklommen die Osmanen ihn mühelos mit ihren Leitern.

Der darauf folgende allgemeine Zusammenbruch der Verteidigungsanlagen auf den Landmauern schien sowohl psychologischer als auch

physischer Natur zu sein, und doch hatte er Auswirkungen auf die gesamte Stadt. Zeitgenossen waren zu Recht oder zu Unrecht der Meinung, dass die schwere Verwundung eines einzigen Mannes den Rückzug von Hunderten verursachte, deren Flucht wiederum den Widerstand Tausender zum Erliegen brachte – und das Ende von über einem Jahrtausend römischer Zivilisation im Osten bedeutete. Doch die noch stärkeren und höheren inneren Mauern waren sicherlich noch verteidigungsfähig. Doch in ihrer Raserei, die äußeren Wälle aufzugeben, versuchten die wahnsinnigen Verteidiger, stückweise über die dazwischenliegenden Freiflächen oder den Pavillon zwischen den Mauern zu entkommen, und bahnten sich planlos ihren Weg durch die massiven Tore der inneren Mauern in die Stadt, um zu ihren Familien zu gelangen. Leider bildeten die Griechen keine geschlossene Nachhut. Noch weniger gab es eine systematische und kollektive Anstrengung der Verteidiger, in Ordnung zu marschieren, die Tore hinter sich zu schließen und ihre Verteidigung wiederherzustellen. Stattdessen trampelten sich in dem völligen Chaos einzelne Kämpfer gegenseitig nieder, um den vermeintlichen Schutz der inneren Mauer zu erreichen – oder, was wahrscheinlicher war, weit dahinter auf die andere Seite der Stadt zu flohen, in der Hoffnung, eine Galeere zu finden, die im Goldenen Horn angedockt war.

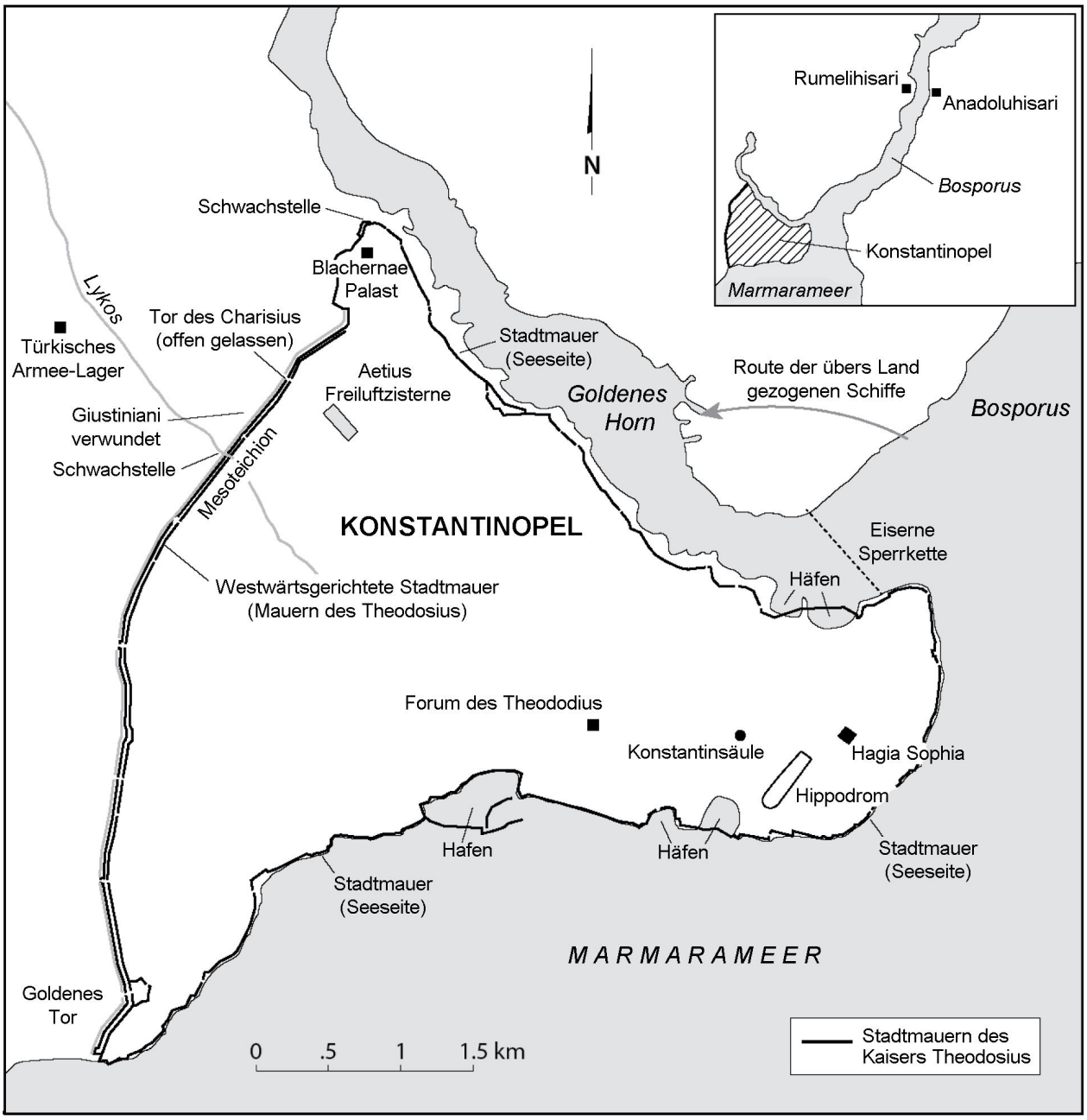
Der osmanische Scharfmacher Zaganos, der maßgeblich dazu beitrug, Mehmet davon zu überzeugen, die Belagerung nicht aufzugeben, soll diesen letzten erfolgreichen Angriff angeführt haben. Als sich die Nachricht verbreitete, dass die Stadt so gut wie verloren war, sah man Hunderte osmanischer Banner an den Mauern und Türmen wehen. Als der Sultan die türkischen Flaggen über der Stadt sah, befahl er seiner gesamten Armee, die Leitern der Janitscharen hinaufzuklettern und in die Weiten der nun wehrlosen Stadt selbst vorzudringen.

Später kamen Gerüchte auf, Kaiser Konstantin habe seine kaiserlichen Insignien abgerissen, die anrückende Horde angegriffen und sei zusammen mit den letzten Kontingenten der oströmischen Wachen getötet worden. Sein Kopf wurde abgeschlagen und dem Sultan als Trophäe gebracht. So endete die mystische Stadt und das Reich, das sie geschaffen hatte.

Konstantinopel fiel am Nachmittag des 29. Mai 1453, rund 1.123 Jahre nach der Gründung der oströmischen Hauptstadt, an osmanische Angreifer unter Sultan Mehmet II. Die Festungsstadt war im Jahr 330, während der Krisenjahre des Römischen Reiches, entstanden. Die neue Stadt war innerhalb von nur sechs Jahren von ihrem Gründer, dem römischen Kaiser Konstantin dem Großen, vollständig besiedelt worden.2

Irgendwie hatten die bedrängten Oströmer, die in der westlichen Geschichtsschreibung erst im 19. Jahrhundert allgemein als „Byzantiner“ bezeichnet wurden, nach der Eroberung Roms und dem Untergang des Weströmischen Reichs noch 977 Jahre durchgehalten. Diese verblüffende Tatsache hat endlose Spekulationen darüber ausgelöst, wie die griechischsprachige Hälfte des Reichs fast ein Jahrtausend überdauern konnte, während sein ursprünglicher lateinischer Kern im Westen zusammengebrochen war.3

Ein offensichtliches Thema war die Einheit des Ostens gegenüber der Zersplitterung des Westens. Die Bewohner des überwiegend griechischsprachigen Ostens entwickelten allmählich einen geeinten Nationalcharakter, während diese Einigkeit im Westen zerfiel. Die Griechen in Konstantinopel und seinen östlichen Reichsgebieten teilten eine dreigliedrige Identität. Erstens waren sie vor allem Romaioi oder stolze Abgesandte des wahren Römischen Reiches, die einzigen, die nach dem Zerfall des Westens im späten 5. Jahrhundert übriggeblieben waren. Zweitens waren sie stolze Sprecher der griechischen Sprache und Erben und Befürworter des Hellenismus [des antiken Griechentums], der Genialität und Errungenschaften des klassischen Griechenlands. Drittens sahen sie sich selbst als die wahren Christen, sogar schon vor dem Großen Schisma von 1054, als die griechisch-orthodoxe Kirche sich formell vom römischen Katholizismus trennte, dem Höhepunkt einer Spaltung, die bis ins 5. Jahrhundert zurückreicht und mit Meinungsverschiedenheiten im Osten über die augustinische Theologie und die päpstliche Vorherrschaft begann.4



Konstantinopel

Aber genauer gesagt, was hatte das Oströmische Reich angesichts der ebenso feindseligen Landschaft Asiens getan, was das Weströmische Reich nicht konnte? Und was hatte sich ein Jahrtausend später, im Jahr 1453, geändert? Wie war der einst unbezwingbare Osten dazu gezwungen worden, Rettung bei einem wiederauflebenden Westen zu

suchen, der jahrhundertelang darum gekämpft hatte, sich aus den Trümmern des Weströmischen Reiches zu erheben? Gelehrte, vor allem aus Westeuropa und den Vereinigten Staaten, führten die Langlebigkeit der Oströmer lange Zeit auf die Geographie und Konstantinopels brillante strukturelle Anpassung an seine natürliche Umgebung zurück. Bryan Ward-Perkins, einer der begabtesten neueren Historiker, der sich mit dem Untergang Roms beschäftigt, charakterisierte das Paradoxon auf beinahe reduktionistische geographische Weise:

Das Oströmische Reich und das Osmanische Reich im 15. Jahrhundert

Der entscheidende Faktor, der zugunsten des Ostens sprach, war nicht die größere Macht seiner Armeen und ihr daraus resultierender größerer Erfolg im Kampf, sondern ein einziger geografischer Zufall – ein schmaler Meeresstreifen (Bosporus, Marmarameer und Dardanellen), der an manchen Stellen weniger als 700 Meter breit ist und Asien von Europa trennt.5

Ward-Perkins' „dünner Meeresstreifen" war angesichts der riesigen Ausdehnungen des Schwarzen Meeres und des Marmarameers nicht überall so schmal. Was er aber genauer meinte, war, dass der nördliche maritime Zugang zur ersteren, die Meerenge Bosporus, und der südliche Korridor zur letzteren, der Hellespont oder die Dardanellenpassage, enge Nadelöhre waren, wo die Marine der zentral gelegenen Stadt Seeräuber, Piraten und feindliche Flotten aufhalten konnte. Beide Meerengen – die eine schützte die Stadt von Norden, die andere von Süden – waren Hindernisse für eindringende Armeen und konnten von Land aus weitaus effektiver verteidigt werden, als die exponierten Hauptstädte des Weströmischen Reiches (Rom, dann Mailand, dann Ravenna) seine nordeuropäischen Stammesfeinde im 5. Jahrhundert abwehren konnten. In dieser Hinsicht bleibt das Scheitern der massiven amphibischen Landung Großbritanniens im Ersten Weltkrieg in Gallipoli in den Jahren 1915–1916 eine moderne Erinnerung daran, dass es nahezu unmöglich war, in den Dardanellen zu landen und nach Konstantinopel weiterzumarschieren.

Konstantinopel war auch insgesamt besser für das Überleben positioniert als das viel ältere Rom. Natürlich kam Roms zentrale Lage in Italien mit einem Hafen am Tyrrhenischen Meer der früheren italienischen Republik mit ihren hauptsächlich im westlichen Mittelmeerraum angesiedelten Interessen weitaus besser entgegen als dem späteren riesigen Römischen Reich mit rund einer Million Quadratmeilen Fläche und siebzig Millionen Einwohnern, die größtenteils im Osten konzentriert waren. Im Gegensatz dazu fungierte Konstantinopel weitaus effektiver als zentrale Stadt zwischen Ost und West, zumindest anfangs, als es über die Mittel verfügte, eine Vielzahl von Feinden in Anatolien und auf dem Balkan abzuschrecken. Selten kam es gleichzeitig zu Invasionen aus mehreren Richtungen, die auf die Hauptstadt zielten, was teilweise auch an der geschickten realistischen Diplomatie und dem hochentwickelten Militär Konstantinopels lag. Die Stadt war jahrhundertelang bereit, ihre Armeen und Flotten von Ost nach West und umgekehrt zu schicken, um Bedrohungen an einer einzigen Front zu begegnen.

Zudem waren die wandernden Stämme Mittel- und Osteuropas keine Seevölker. Sie fanden es schwierig, die oströmischen Gewässer zu befahren und in das ostasiatische Reich zu gelangen. Ebenso mussten Invasoren aus dem Osten zunächst die maritime Vorherrschaft erlangen, wenn nicht Konstantinopel selbst stürmen, um in den europäischen Teil des Reiches vorzudringen.

Ebenso wichtig war, dass die Stadt auch am Knotenpunkt der beiden großen antiken Straßen lag, die den römischen Westen mit seinen östlichen Provinzen verbanden. Konstantinopel war die letzte Station auf der 1100 Kilometer langen Via Egnatia, die über Thessaloniki nach Westen zur Adriaküste führte. Und in Kleinasien war die Stadt der Ausgangspunkt der Hauptroute durch Anatolien, die Chalcedon und Nikomedia, wichtige Handelszentren des Reiches, verband.

In wirtschaftlicher Hinsicht war das Oströmische Reich bis 330 viel stärker mit den natürlichen Reichtümern Asiens und Ägyptens verflochten als Rom. Seine neue Hauptstadt in der Nähe des Bosporus war besser gelegen, um vom Ost-West-Handel über Land und Meer zu profitieren. In der späten Kaiserzeit waren die reichsten Provinzen des alten Reiches nicht Spanien oder Gallien, sondern Kleinasien, Ägypten und Syrien. Und Konstantinopel war weitaus besser positioniert als Rom, um mit all ihren opulenten Städten Handel zu treiben und sie zu beherrschen. Es war etwa 500 Meilen näher als Rom an Alexandria oder Ephesus, etwa 650 Meilen näher an Antiochia und 300 Meilen näher an Thessaloniki. Noch wichtiger ist, dass bis zum Beginn der transatlantischen Schifffahrt ein Großteil des westlichen Handels aus dem heutigen Russland, Persien und weiter östlich gelegenen Gebieten seinen Weg über das Schwarze Meer nach Konstantinopel fand. Die steigenden Gewinne aus diesen Knotenpunkten des kommerziellen Reichtums ermöglichten es Konstantinopel nicht nur, bessere Armeen aufzustellen und sichere Festungen und Garnisonen zu bauen, sondern auch, potenzielle Feinde durch seine nahezu grenzenlose Großzügigkeit zu bezahlen und zu spalten.6

Unter antiken Historikern und religiösen Persönlichkeiten im Osten und Westen gab es im 5. und 6. Jahrhundert auch eine zeitgenössische Debatte darüber, warum Konstantinopel florierte, während Rom, das

Zentrum des Reiches, ständigen Angriffen ausgesetzt war, bis es schließlich implodierte – 410 von den Westgoten unter Alarich, 455 vom Vandalenkönig Geiserich und ein letztes Mal 472 von Ricimers germanischer Koalition geplündert. Kirchenhistoriker behaupteten, Heidentum und religiöse Spaltungen hätten den militärischen Zusammenhalt und die Entschlossenheit des Weströmischen gespalten und geschwächt. Im Gegensatz dazu erstarrte der Osten schneller und leichter zu einer monolithischen Staatsreligion und einem ungeteilten Militär. Das Ergebnis war ein selbstbewussterer, geeinter christlicher Osten, der glaubte, dass seine Frömmigkeit und Orthodoxie zu irdischen Erfolgen geführt und seine Streitkräfte mobilisiert hatten. Dieses Selbstvertrauen stärkte wiederum die weitere Religiosität.

Tatsächlich war einer der Hauptunterschiede zwischen der östlichen und westlichen Christenheit gerade die stärkere Verschmelzung von Staat und Kirche bei den Oströmern im Gegensatz zum Westen. Dort wetteiferten eine Vielzahl verfeindeter Königreiche um die Gunst eines zeitweise quasi vergöttlichten Papstes. Oder wie es Antonius, der Patriarch von Konstantinopel, in einem Brief von 1393 an Basilius I., den Großfürsten von Moskau, ausdrückte:

> Mein Sohn, es ist für Christen nicht möglich, eine Kirche zu haben und kein Reich. Kirche und Reich bilden eine große Einheit und Gemeinschaft. Es ist nicht möglich, sie voneinander zu trennen. Denn der heilige Kaiser ist nicht wie andere Herrscher und die Gouverneure anderer Regionen.[7]

Solche natürlichen, kulturellen und religiösen Vorteile könnten erklären, warum die Hauptstadt des Oströmischen Reiches über ein Jahrtausend lang in Konstantinopel blieb. Im Gegensatz dazu verlegten westliche Kaiser in späteren Kaiserzeiten die Hauptstadt 286 von Rom nach Mediolanum (Mailand), 330 nach Konstantinopel und dann 402 wieder nach Ravenna. Der Westen fand es jedoch unmöglich, eine effektive Hauptstadt aufrechtzuerhalten, da diese beiden Ersatzstädte in Italien nicht mehr die wirtschaftlich oder kulturell herausragenden Städte des Reiches waren.

Um sich eine Vorstellung von der relativen Beständigkeit des Oströmischen Reiches und seiner Hauptstadt Konstantinopel zu machen, könnten moderne Denker sich vorstellen, dass die Stadt und das Reich über viereinhalb Mal länger überlebten als die heutige Lebensdauer der Vereinigten Staaten. Teilweise war diese Langlebigkeit auch immateriellen Faktoren wie der Erhabenheit, Schönheit und sogar Mystik von Konstantins berühmter Stadt am Bosporus sowie der grundlegenden Stabilität ihrer Regierung und ihres kodifizierten Gesetzeswerks zu verdanken. Tatsächlich strahlte in den ersten Jahrhunderten alles am kaiserlichen Konstantinopel eine nahezu himmlische Erhabenheit aus; es erntete ein Jahrtausend Neid, gemischt mit gelegentlichem Hass von seinen späteren westlichen Gegenspielern, während es für seine östlichen Feinde ein Objekt der Begierde, der Nachahmung und der Eroberungsträume war. In der späten römischen Antike hatte die in Griechenland, Ägypten und Kleinasien verankerte hellenische Bildung ihre wissenschaftliche, mathematische und technische Überlegenheit gegenüber ihrem lateinischen Gegenstück wiederhergestellt. Während der späten römischen Republik und des Römischen Reiches schrieben die Giganten der römischen angewandten und theoretischen Wissenschaft – wie Galen (Ephesus), Hero (Alexandria), Poseidonius (Apameia, Syrien), Ptolemäus (Alexandria) und Theon (Alexandria) – auf Griechisch und wurden normalerweise außerhalb Roms geboren und arbeiteten dort.[8]

Des Oströmische Reich nutzte dieses Erbe geschickt und etablierte sich ein Jahrtausend lang als das herausragende wissenschaftliche Forschungszentrum der Mittelmeerwelt. Was die Militärtechnologie anbelangt, die für das Überleben des Reiches von entscheidender Bedeutung war, so brachten die Traditionen der hellenischen Ingenieurskunst und Wissenschaft Waffen wie Griechisches Feuer, unter Druck stehende Flammenwerfer, Gegengewichts-Trebuchets und Keramik-Brandgranaten hervor. Diese Technologie wurde unverzichtbar, um die militärische Parität eines Reiches sicherzustellen, das seinen vielen Feinden normalerweise zahlenmäßig weit unterlegen war.

Unter seinem sagenumwobenen Kaiser Justinian dem Großen (482–565) setzte Konstantinopel die Kodifizierung des römischen Rechts fort,

das später zur Grundlage der gesamten europäischen Rechtswissenschaft werden sollte, und schuf eine Oase der Gelehrsamkeit, Forschung und angewandten Wissenschaft. Architektonisch setzten Anthemius von Tralles und Isidor von Milet ihr mathematisches Genie ein, um die große Kathedrale Hagia Sophia zu entwerfen, die alle damaligen religiösen Bauten in den Schatten stellte. Darüber hinaus war die spätere wissenschaftliche Überlegenheit des Oströmischen Reiches nicht nur auf seine hellenische Anziehungskraft und sein Erbe zurückzuführen. Die Lage von Konstantinopel als Ost-West-Tor machte die Stadt im 8. Jahrhundert auch zu einer reichen Fundgrube einiger wichtiger islamischer und jüdischer Übersetzungen verlorener griechischer Werke, was weder auf ihre östlichen Feinde noch auf ihre westlichen Rivalen zutraf.[9]

Die Stadt selbst war in der Ära von Justinians fast vier Jahrzehnte währender Herrschaft (527–565) auf weit über 500.000 Einwohner angewachsen. Sie war größer als jede Metropole des damals besiegten Weströmischen Reiches. Und im 12. Jahrhundert hatte die Stadt möglicherweise über 800.000 Einwohner. Konstantinopel wurde in Bezug auf Reichtum, Bevölkerung und Einfluss für die antike Welt bald das, was London für das frühe 19. Jahrhundert oder New York für das 20. Jahrhundert war. Allein das Stadtgebiet umfasste etwa 13.500 Hektar – etwa so groß wie das alte Rom innerhalb der Aurelianischen Mauern. Die Hagia Sophia, die gewaltige Kathedrale der Heiligen Weisheit, die 537 von Justinian fertiggestellt wurde, blieb tausend Jahre lang die größte Kirche der Welt, bis im 16. Jahrhundert die Kathedrale Santa Maria del Stuhl in Sevilla, Spanien, gebaut wurde. Sie enthält noch heute die zweitgrößte Ziegelkuppel, die es gibt. Und das Forum des Theodosius war der ausgedehnteste Stadtplatz der antiken Welt.

Das Hippodrom im Freien war ebenfalls die größte Rennbahn ihrer Art, die in ihrer Blütezeit über 80.000 Sitzplätze bot (30.000 mehr als das Kolosseum in Rom) und oft als politischer Versammlungsort diente. Die Zisternen der Stadt – weit über zweihundert – ermöglichten eine Wasserspeicherung, die in keinem anderen städtischen Gebiet der vorindustriellen Welt möglich war. Eine der größten, die Aetius-Freiluftzisterne (in der sich heute ein Fußballfeld befindet), fasste über

150 Millionen Liter Trinkwasser. Das Wasser kam größtenteils vom 145 Kilometer entfernten Thrakien nach Konstantinopel über ein Aquädukt-Netzwerk von etwa 560 Kilometern Gesamtlänge.[10]

Konstantinopel war noch berühmter für seine prächtigen Befestigungsanlagen, die sich perfekt in die natürlichen Konturen der Stadt eingepasst hatten. Die Hauptstadt hatte eine dreieckige Form und war auf zwei Seiten durch gewaltige, an manchen Stellen fast in die Klippen eingebettete Ufermauern geschützt – im Osten über der legendären Mündung des Goldenen Horns und im Süden gegenüber dem riesigen Marmarameer. Selbst um hier einen Angriff zu versuchen, war eine unbestrittene Seeüberlegenheit erforderlich, die für jeden Feind während des größten Teils der Existenz der Stadt unmöglich war, zumindest bis zum Umweg des Vierten Kreuzzugs, als die westeuropäischen Venezianer, die das Meer beherrschten, schließlich einen kleinen Abschnitt der Ufermauer durchbrachen, um vom Goldenen Horn aus einzudringen.[11]

Die dritte Seite, geschützt durch die etwa 7 Kilometer lange, nach Westen ausgerichtete Landmauer der Stadt, war theoretisch der am anfälligsten für Angriffe und daher der am eindrucksvollsten befestigte Abschnitt des gesamten 23 Kilometer langen Stadtrings. Doch bis zum letzten Tag der Existenz der Stadt wurden diese sogenannten Theodosianischen Mauern nie von Angreifern dauerhaft durchbrochen. Tatsächlich gab es in der antiken oder modernen Festungstechnik kein anderes Beispiel für ein so massives dreiteiliges Bollwerk: Graben und Erdwall, Pavillon und Außenmauer und ein zweiter Pavillon und Innenmauer.[12]

Nach dem Wiederaufbau und der Erweiterung des konstantinischen Rings durch Kaiser Theodosius II. (401–450 n. Chr.) räumten die meisten nachfolgenden Invasoren fast ein Jahrtausend lang ein, dass ein Angriff auf die Stadt von Land aus sinnlos war, obwohl die Alternative, die Klippen der Stadt und den einzigen hohen Damm darüber zu stürmen, fast ebenso unmöglich war, zumindest wenn die Befestigungen ausreichend besetzt und instand gehalten wurden.

Die Theodosianischen Landmauern waren nicht nur unverwundbar, sondern wurden auch so konzipiert, dass sie für Invasoren tödliche

Tötungszonen darstellten. Sie waren steinerne Fallen für jeden Angreifer, der dumm genug war, sich zu einem Angriff auf die Stadt von Land aus verleiten zu lassen. Tatsächlich wurden die Befestigungen als komplexes, einheitliches System konzipiert, in dem Außen- und Innenmauern, Terrassen, Türme und ein Graben zusammenwirkten, um mögliche Belagerer einzufangen, zu lähmen und zu vernichten. Sollten Graben und Außenmauer überquert werden, wurden die Verteidiger darin geschult, sich in geordneter Reihenfolge von der Außenmauer durch den dazwischenliegenden Pavillon zu den Toren der Innenmauer zurückzuziehen, ohne einem verfolgenden Feind den Zutritt zu gewähren.13

Allein die Innenmauer wurde durch 96 Gefechtstürme verstärkt; in manchen Abschnitten ragten diese Türme mehr als 20 Meter hoch empor. Diese Wälle auf den Mauern waren fast 4,5 Meter dick, mit Kalksteinblöcken und Ziegeln ausgefüllt und reichten an vielen Stellen bis 12 Meter über das Niveau der Stadt.

Die weniger eindrucksvolle Außenmauer war dennoch beeindruckend – 1,8 bis 2,4 Meter breit und an manchen Stellen mehr als 7,5 bis 9 Meter hoch. Darunter befand sich noch eine weitere äußere Terrasse aus Steinpflaster, deren Größe den Angreifern keine Deckung bot, während sie als Rückzugs- oder Vormarschlinie für Truppen diente, die aus einer ersten ummauerten Verteidigungslinie jenseits der Außenmauer ausgebrochen waren. Schließlich war der äußere Graben, an manchen Stellen etwa siebzig Fuß breit und sieben Meter tief, am anderen Ufer durch einen breiten Wall geschützt, der an seiner Innenseite eine niedrige Mauer hatte. Bis zum letzten Todeskampf der Stadt war es kein Wunder, dass es keinem Angreifer je gelungen war, die Außen- oder Innenmauern zu durchbrechen.14

Doch diese brillant konzipierten Befestigungen wiesen zwei Schwachstellen auf. Erstens erforderte ein solcher Komplex ständige Wartung, insbesondere entlang der verschiedenen Tore der Landmauer. Aber die Investitionen in die Instandhaltung erwiesen sich für ein bedrängtes spätes Kaiserreich zeitweise als fast finanziell unmöglich. Zweitens benötigten die Mauern, um wie geplant zu funktionieren, genügend Verteidiger, um sowohl die höhere Innenmauer als auch die

niedrigere Außenmauer gleichzeitig zu besetzen. Im Jahr 1453 hatten jedoch Erdbeben, Angriffe und die natürliche Alterung der jahrtausendealten Steine zu Rissen geführt, die nicht weniger, sondern mehr Verteidiger erforderten. Man kann sich die oströmische Hauptstadt Konstantinopel aus dem 15. Jahrhundert wie einen englischen Erben mit begrenzten Mitteln vorstellen, der ein majestätisches, aber in die Jahre gekommenes Herrenhaus erbte, aber nicht über das nötige Kapital und Einkommen verfügte, um seine Größe angemessen zu erhalten.

Aufgrund des Mangels an Arbeitskräften standen die wenigen Verteidiger der Stadt vor der Entscheidung, entweder begrenzte Truppen an der kleineren Außenmauer zu postieren, um alle Angreifer aufzuhalten, oder dem Feind den Graben und die Außenmauer zu überlassen, in der Hoffnung, die Verteidiger an der höheren, besser zu verteidigenden Innenmauer zu konzentrieren – der letzten Befestigung zwischen dem Feind und der Bevölkerung der Stadt.

Wie wir sehen werden, wollten Konstantin XI. und seine genuesischen und venezianischen Verbündeten den Osmanen verständlicherweise überhaupt keinen Zugang oder Schutz gewähren, indem sie an den meisten Stellen nur die Außenmauer besetzten. Oder sie zogen es vor, sich die Option offen zu halten, von der den türkischen Lagern gegenüberliegenden Außenmauer aus Vorstöße durchzuführen. Doch im Nachhinein wäre es vielleicht klüger gewesen, die begrenzte Zahl an Truppen zunächst an der besser zu verteidigenden und höheren Innenmauer zu positionieren. Ein Augenzeuge der Belagerung, Leonardo von Chios, war jedenfalls der Meinung, dass es ein Fehler gewesen sei, die Verteidiger an der Außenmauer zu postieren. Er behauptete, der Fehler sei auf die Nachlässigkeit der Kaiser zurückzuführen, die den eindrucksvolleren inneren Wall nicht repariert und instand gehalten hätten, oder auf ein übertriebenes Vertrauen in die Verteidigung der Außenmauer, mit der die Oströmer 1422 eine frühere osmanische Belagerung erfolgreich abgewehrt hatten. Dieser wirksame Widerstand drei Jahrzehnte zuvor könnte die späteren Verteidiger irgendwie in die Irre geführt haben und zu der Annahme verleitet haben, dass eine so erfolgreiche Verteidigung 1453 mit noch weniger

Ressourcen gegen eine größere Zahl von Angreifern wiederholt werden könnte.15

_____

Als das Weströmische Reich zusammenbrach, erkannten die Oströmer, dass, wenn ihre Hauptstadt Bestand haben würde, auch ihr Reich Bestand haben würde. Die gewaltigen Mauern sollten, wie die ikonischen Gebäude der Stadt selbst, Freunden und Verbündeten signalisieren, dass Konstantinopel ein dauerhaftes Symbol der römischen Welt war, sowohl weltlich als auch religiös, und daher für immer eine Verteidigung wert war. Angesichts der endgültigen Zerstörung Konstantinopels ist es oft üblich, „Byzanz“ und Niedergang als Synonyme zu bezeichnen. Doch keine Zivilisation zeigt von Anfang an Symptome des „Niedergangs“, und erst recht nicht über ein Jahrtausend hinweg. Auch war Konstantinopels „byzantinische“ Bürokratie nicht verworrener, korrupter oder verschwörerischer als ihre zeitgenössischen Überbleibsel im Westen.

„Byzantinisch“ als abwertendes Adjektiv scheint vor allem im modernen englischen Sprachgebrauch des 20. Jahrhunderts aufgekommen zu sein. Vielleicht griff es auf die allgemeinen Karikaturen und Stereotypen der „Byzantiner“ zurück, die früher in den Geschichtsbüchern von Edward Gibbon („eine langweilige und eintönige Geschichte von Elend und Monotonie“) und dem monumentalen deutschen Philosophen Georg Hegel („eine tausendjährige Reihe ununterbrochener Verbrechen, Schwächen, Niederträchtigkeiten und Charakterlosigkeiten, ein höchst abstoßendes und folglich höchst uninteressantes Bild“) verwendet wurden. Beide haben sich möglicherweise zu sehr auf die weithin gelesene und einflussreiche Geheime Geschichte des Prokop aus dem 6. Jahrhundert verlassen, eine reißerische Chronik sexueller Abweichungen und materieller Exzesse an Justinians Hof. Aber das stereotype „byzantinische“ Verhalten des Reiches spiegelt eher das Bedürfnis nach Intrigen, Spionage, Heimlichkeit und Verschwörungen als Ergänzung zur Gewalt wider, da Konstantinopel letztlich einfach nicht über die

Arbeitskräfte oder den Reichtum verfügte, um eine Schar feindseliger und mächtiger Feinde entscheidend und dauerhaft zu besiegen. Am besten ist es daher, sich die oströmische Zivilisation als ein brillant adaptiertes System religiöser Herrschaft vorzustellen, dessen dynamische Kultur und Zivilisation so oft die große Zahl einer Reihe existenzieller Herausforderer zunichtemachte.16

Genauer gesagt war Konstantinopel mit drei ständigen Schwachstellen konfrontiert, die es zu überwinden versuchte: (1.) religiöse Uneinigkeit mit dem katholischen Westen, (2.) wiederholte Konflikte mit islamischen Mächten und (3.) die logistischen und gesundheits-politischen Schwierigkeiten bei der Verwaltung einer riesigen Stadt.

Nach dem Großen Schisma von 1054 und für die nächsten vierhundert Jahre gelang es den oströmischen und westlichen Christen nicht, sich dauerhaft wieder zu vereinigen, zumindest nicht im formellen Sinne einer Union von Regierungsgrößen und religiösen Eliten. Auch konnten sich Ost und West trotz ihrer Trennung nicht dauerhaft auf ein Bündnis einigen, das sie gegen den wachsenden gemeinsamen Feind des Islams hätten schließen können. Dieses religiöse Schisma war untrennbar mit dem politischen Bereich verbunden. Solche Zwietracht hilft, sowohl die spätere Katastrophe des Vierten Kreuzzugs (1204 n. Chr.) als auch die darauf folgende katastrophale Übernahme großer Teile des oströmschen Reiches durch die Franken und Venezianer zu erklären.

In einigen Regionen des verlorenen Reiches dauerten die darauffolgenden Herrschaften der Frankokratie und der Venetokratie fast sechs Jahrhunderte, in denen Westeuropa reiche oströmische Provinzen annektierte, vor allem durch die Franken und Venezianer. Die Spaltung zwischen Ost und West drückte sich weiterhin in der relativen Gleichgültigkeit des Westens gegenüber Konstantinopels wachsender Anfälligkeit gegenüber der islamisch-osmanischen Übermacht im 15. Jahrhundert aus. Die Spannungen verdeutlichen den Mangel an Dankbarkeit sowohl für Ostroms Rolle als Schutzschild gegen den Osten als auch für seinen entscheidenden Einfluss auf die aufkeimende Renaissance, als Hunderte griechischer Gelehrter mit Tausenden von Texten vor der anrückenden osmanischen Welle in Italien Zuflucht suchten. Diese Spaltung hilft zu erklären, warum sich Tausende

christlicher Europäer in der Belagerungstruppe des Sultans von 1453 befanden – manchmal, weil sie als Untertanen der Sultane dazu gezwungen wurden oder weil sie Opportunisten waren, die aus der Spaltung Kapital geschlagen hatten, aber oft auch aufgrund ihres eigenen Misstrauens gegenüber der Orthodoxie. Erst in den letzten Monaten vor der Belagerung gab es verzweifelte, aber letztlich wirkungslose Bemühungen, die östlichen und westlichen christlichen Kirchen zu vereinen, um Hilfe aus dem Westen zu erhalten und eine gemeinsame Verteidigung auf die Beine zu stellen. Wenn es theoretisch eine Einigungsvereinbarung gab, hielten sich in Wirklichkeit nur wenige daran und noch weniger schickten den Bedrängten Hilfe.17

Nach dem traumatischen Verlust der oströmischen Levante, des Maghreb und Ägyptens an verschiedene islamische Mächte im siebten Jahrhundert steckten die Oströmer zudem in einem nahezu ständigen Kreislauf aus Krieg, Aufschub, Waffenstillstand und neuer Feindseligkeit mit islamischen Regimen fest. Die ununterbrochenen Kämpfe waren sowohl durch Schlachten außerhalb der Mauern Konstantinopels als auch durch Konflikte im fernen Anatolien, Armenien, auf dem Balkan und im Nahen Osten gekennzeichnet. Angesichts des gewaltsamen Missionierungserfolgs und des Bevölkerungswachstums des Islam und der demografischen Nachteile der Oströmer selbst lernte Konstantinopel bestenfalls, seine islamischen Feinde zu spalten, um diese Bedrohungen aus dem Osten abzumildern. Aber es gelang ihm nie, sie zu neutralisieren, zumindest nicht auf die Art und Weise, wie es mit den gefährlichen und kriegerischen früheren Feinden der Perser und Vandalen umgegangen war.

Der Osten blieb für das Oströmische Reich ein Jahrtausend lang eine Gefahr, aber nach dem siebten Jahrhundert wurde der Islam zu einem Kraftmultiplikator der inhärenten Verwundbarkeiten des Reiches. Diese ständige Wachsamkeit gegenüber einer dynamischen und ökumenischen Religion, die sogar ungleiche Feinde vereinen konnte, erklärt, warum so viel oströmische Arbeit und Kapital in die Rekrutierung und den Einsatz von Truppen, in Militärtechnologie, Befestigungen und die Anwerbung von Söldnern investiert wurde – und warum die Stadt in den letzten zweihundert Jahren ihres Bestehens tributpflichtige, produktive

Ackerflächen und Handelszentren in Anatolien, der Ägäis und Osteuropa an die Osmanen verlor.

Die islamische Herausforderung war im 10. bis 12. Jahrhundert mit der Ankunft der seldschukischen türkischen Stämme in Anatolien selbst weitaus gefährlicher geworden, da die früheren islamischen Invasionen nicht im oströmischen Hinterland, sondern weiter entfernt im arabischen Nahen Osten und Maghreb verankert waren.[18]

Wenn die Westler sich rühmen konnten, dass die europäische Renaissance aus dem nachrömischen dunklen und mittelalterlichen Zeitalter hervorging und die Brillanz eines angeblich versteinerten und tausend Jahre währenden Konstantinopels übertraf, hätten die Oströmer entgegnen können, dass ihre unermüdliche Arbeit zur Verlangsamung des islamischen Imperialismus Europa nach dem 7. Jahrhundert eine gewisse Sicherheit für sein Wiedererwachen nach dem Unglück des Untergangs Roms geboten habe.

Schließlich schrumpfte das Reich an kritischen Wendepunkten in der langen Geschichte Ostroms und wurde kaum größer als die Stadt und ihre Vororte, wenn auch nur vorübergehend, als ein feindlicher Einfall die Grenzbefestigungen durchbrach und sich den Theodosianischen Mauern näherte. Zu solchen Zeiten dürfte die Zahl der Einwohner und Flüchtlinge innerhalb der Mauern auf fast eine Million Menschen angestiegen sein. Selbst in Friedenszeiten war die riesige Bevölkerung der Stadt auf massive Getreideimporte aus dem ganzen Reich angewiesen, während die Stadtbeamten sich stets Sorgen machten, ob die Aquädukte und Zisternen, so riesig letztere auch waren, ausreichend Trinkwasser liefern würden.

Konstantinopels günstige Lage als Knotenpunkt für See- und Landverkehr und Handel zwischen Asien und Europa hatte jedoch auch Nachteile in Bezug auf die öffentliche Gesundheit. Der kosmopolitische Charakter seiner multiethnischen Kaufleute, Händler und Spediteure fungierte als eine Art städtische Petrischale und sorgte dafür, dass die Stadt schließlich sogar für weit entfernte Ausbrüche tödlicher Krankheiten anfällig war, was auf ihre vielen Feinde vielleicht weniger zutraf.

Die große Beulenpest Justinians (541–549) wurde nach Ansicht seiner Zeitgenossen auf Getreideschiffen aus Ägypten eingeschleppt und kam vielleicht gleichzeitig mit Händlern aus Zentralasien über das Schwarze Meer. Die von Flöhen übertragene Krankheit tötete letztlich möglicherweise 40 Prozent der oströmischen Bevölkerung. Und die Zahl der Todesopfer stieg tragischerweise genau zu dem Zeitpunkt, als Kaiser Justinian, der selbst fast an der Pest gestorben wäre, auf dem besten Wege war, das Weströmische Reich wiederherzustellen. Unter seinen meisterhaften Generälen Belisarius und Narses führte er drei Jahrzehnte lang Kriege und eroberte den Maghreb, Sizilien und weite Teile Italiens zurück. Die Pandemie, die in Konstantinopel auf ihrem Höhepunkt täglich fünf- bis zehntausend Menschenleben forderte, kostete das an Arbeitskräften mangelnde Reich wahrscheinlich über eine Million Menschenleben. Die Pandemie beendete abrupt den Traum, die verlorenen westlichen Provinzen des Römischen Reiches im heutigen Frankreich und Spanien zurückzuerobern, da die Krankheit die Stadt, das Land und die oströmischen Armeen im Feld heimsuchte.[19]

Noch schlimmer war eine Reihe von Ausbrüchen, die 800 Jahre später im Jahr 1347 in eine stark dezimierte Stadt zurückkehrten, während einer Ära katastrophaler Verluste Westeuropas durch den Schwarzen Tod. Die Pest tötete innerhalb weniger Jahre erneut wahrscheinlich über die Hälfte der Bevölkerung Konstantinopels. Diesmal erreichte die Stadt nie wieder ihre frühere Größe. Mindestens zehn weitere Wellen der Beulenpest wüteten in den nächsten Jahrzehnten im gesamten Reich und trafen besonders hart das oströmische Thessaloniki, die Inseln Limnos, Euböa und Kreta sowie Trapezunt und Gebiete der Peloponnes.[20]

Natürlich schaden Pandemien auch den Feinden Ostroms. Doch was die Ausbrüche für die Oströmer im Vergleich zu den Osmanen und anderen besonders verheerend machte, war ihre weitaus kleinere, anfälligere Bevölkerungsbasis, ihre Abhängigkeit vom weitläufigen Seehandel, die ständige Neuinfektionen begünstigte, und ihre großen und engen Städte wie Konstantinopel und Thessaloniki. Die Städte in Türkisch-Anatolien waren meist kleiner als ihre europäischen Gegenstücke, die Bevölkerung ländlicher und ihre Gebiete wurden weniger von Reisenden und Händlern aus aller Welt besucht.

Als die Belagerer von Sultan Mehmet II. Anfang April 1453 eintrafen, war die einst geschäftige Stadt mit einer halben Million Einwohnern auf nur noch etwa 50.000 Einwohner geschrumpft. Dieser Rückgang war teilweise auf die Pestverluste des vorherigen Jahrhunderts und die Massenflucht verängstigter Bürger in die vermeintliche Sicherheit ferner Umlandgebiete oder westwärts zu den Mittelmeerinseln und nach Europa zurückzuführen. Die meisten Griechen, die in den durch die osmanische Herrschaft verlorenen Außengebieten verblieben, waren entweder zwangsweise zum Islam konvertiert worden, lebten als orthodoxe Einwohner zweiter Klasse im muslimischen Anatolien oder hatten sich unter die türkische Bevölkerung gemischt und sich zumindest sprachlich und religiös vollständig assimiliert.21

Während des Großteils der Existenz des Oströmischen Reiches waren all diese chronischen Herausforderungen für die Oströmer beherrschbar und traten normalerweise nicht gleichzeitig auf. Doch in den letzten Jahrzehnten der Stadt häuften sich die Gefahren auf tödliche Weise und vervielfachten sich durch eine Reihe jahrzehntelanger dynastischer Bürgerkriege im frühen 14. Jahrhundert noch weiter. Ein Großteil der jüngeren Geschichte Ostroms vor 1453 war geprägt von religiösen und politischen Meinungsverschiedenheiten, gelegentlichem Verrat oder Angriffen des Westens, stetiger Erosion sowohl des europäischen als auch des asiatischen Reichsgebiets und einer eher einsamen Konfrontation mit einem heranreifenden und robusten Osmanismus.22

Angesichts solcher Gefahren und begrenzter Ressourcen hing das tausendjährige Überleben des Reichs von der pragmatischen oströmischen Großstrategie ab. Konstantinopel akzeptierte, dass Feinde normalerweise über weitaus größere Personalreserven verfügten und mehr darauf aus waren, die Oströmer zu vernichten, als diese darauf aus waren, Kriege mit ihren Feinden zu beginnen. Ungeachtet der technologischen Brillanz und der Exzellenz seiner Kommandeure hing das Überleben des Reiches letztlich von seiner geschickten Diplomatie ab. Ostrom vermied sorgfältig lange Zermürbungskampagnen.

Die Abschreckung wurde durch ständige präventive Patrouillen und die Vermeidung von Vollmobilisierungen aufrechterhalten.23

Die oströmische Realpolitik war vor allem dadurch gekennzeichnet, dass die Sicherheit der ikonischen Hauptstadt gewährleistet wurde, indem der Seewall zusammen mit der komplexen theodosianischen Landmauer repariert und ausreichend besetzt wurde, insbesondere im 13. und 14. Jahrhundert, als die Grenzen des Reiches fast bis in die unmittelbare Umgebung der Stadt zusammenbrachen. Wann immer möglich, wurden endlose Kriege durch die Gewohnheit vermieden, ständig die Allianzen zu wechseln, ohne die Abschreckung einzubüßen. Optionale militärische Auseinandersetzungen mit geringer Chance auf ein entscheidendes Ergebnis wurden vermieden. Das Militär war von der Vorstellung durchdrungen, dass es das Werkzeug Gottes und der Kirche war, umgeben von Feinden anderer Glaubensrichtungen und nicht-griechischer Herkunft, und hauptsächlich dazu eingesetzt wurde, verschiedene Ungläubige abzuwehren, die darauf aus waren, ein mächtiges westliches christliches Reich in Kleinasien und Syrien auszulöschen.24

Darüber hinaus arrangierten die Oströmer auf raffinierte Weise dynastische Ehen mit sowohl feindlichen als auch freundlich gesinnten anatolischen und balkanischen Monarchien. Tatsächlich suchte der zweimal verwitwete Konstantin XI. in den Jahren vor der Belagerung verzweifelt nach einer dritten günstigen dynastischen Verbindung. Ansonsten setzten sie auf Bestechungsgelder und Tribute, um ihre mächtigeren Feinde abzuschrecken. Trotz Ostroms Rolle als kultureller und religiöser Außenposten der Römischen Welt und des Christentums gab es keine dauerhaften oströmischen Freunde und Feinde – nur vorübergehende imperiale Interessen. Um einen Krieg zu ungünstigen Bedingungen zu vermeiden, war Konstantinopel durchaus bereit, vorübergehend mit Arabern, Bulgaren, Genuesen, Osmanen, Persern, Rus, Serben und Venezianern zu verhandeln und sich mit ihnen zu verbünden, und zwar auf eine Weise, die ehemalige Freunde plötzlich zu Feinden werden ließ und umgekehrt.

Neben Ostroms diplomatischem Geschick hatte kein antikes Militär seit der Armee Julius Cäsars so vielfältige, gut ausgebildete und hochspezialisierte Streitkräfte aufgestellt. Es sind eine Reihe detaillierter oströmischer Militärhandbücher erhalten, in denen Bewaffnung,

Operationstheorie, Rekrutierung und Logistik beschrieben werden. Aus diesen Abhandlungen und den Erzählungen zeitgenössischer Historiker ergibt sich das Bild einer hochtrainierten, schnell reagierenden Truppe aus spezialisierten Kontingenten. Das Strategikon des Kaisers Maurice (491–518) aus dem 6. Jahrhundert und seine Adaption und Erweiterung im 10. Jahrhundert in der Tactica des Kaisers Leo VI. (895–908) sowie Dutzende anderer Handbücher – die oft auf griechischen Militärstrategen der römischen Kaiserzeit wie Aelian, Arrian und Onasander basieren – offenbaren eine wissenschaftliche Herangehensweise an den Krieg, wobei hochmoderne Waffen, strenge Disziplin und Logistik betont werden, um chronische Personalnachteile auszugleichen, und Feldzüge oft weit entfernt von der Hauptstadt durchgeführt werden.25

Der Kern des oströmischen Militärs in seiner Blütezeit war immer seine schwere Infanterie gewesen, ein Erbe sowohl der hellenischen Hopliten- als auch der römischen Legionärstradition. Fußsoldaten waren mit Speeren von mindestens zehn Fuß Länge, Sekundärschwertern, schweren Kettenhemden und drachen- oder mandelförmigen Holzschilden ausgerüstet. Sie wurden oft in Massen aufgestellt und rückten als Neophalanx vor, was wiederum in oströmischen Handbüchern hellenistischer und römischer Taktiker zum Ausdruck kommt, die über die Herausforderungen der antiken makedonischen Phalangiten schreiben. An den Flanken wurden sie oft von leicht bewaffneten Plänklern, sowohl Speerwerfern als auch Bogenschützen, sowie von leichten und schweren Kavalleriekontingenten geschützt.

Die schwere oströmische Kavallerie entwickelte sich später zu echten Kataphrakten, die bei den Feinden des Reiches oft Angst und Schrecken verbreiteten. Diese schwer gepanzerten Lanzenreiter ritten auf größeren Schlachtrössern, die durch dicke Stoffpanzer geschützt waren. Als Stoßtruppen wurden sie eingesetzt, um Risse in der feindlichen Linie auszunutzen oder eine gegnerische Schlachtlinie zu umgehen. Oft griffen Kataphrakte weniger gut ausgerüstete Feinde frontal an und waren, wenn sie an den Flanken geschützt waren, beim Niedermähen zurückweichender Feinde unaufhaltsam. Im Gegensatz dazu wurde die leichte Kavallerie als Plänkler und zur Verfolgung der Besiegten

eingesetzt. Sie trugen normalerweise leichtere Kettenhemden und waren mit Speeren, Schwertern, Äxten oder Bögen bewaffnet. In Anatolien rekrutierten die Oströmer Akritoi, normalerweise Griechen, die entlang der Grenzen des Reiches lebten, die als Miliz der regulären Armee in regionalen Feldzügen als leicht bewaffnete Plänkler beitraten, ausgerüstet mit Bögen und Speeren.[26]

_____

Die Vorhut des Feindes, der die Oströmer schließlich besiegte, erschien im 11. Jahrhundert an ihrem Horizont, als islamisch-türkische Stämme nach Anatolien vordrangen. Die ersten dieser türkischen Migranten waren die Seldschuken, die den Oströmern in der Schlacht von Manzikert (1071) im Osten der heutigen Türkei eine symbolträchtige und verheerende Niederlage zufügten. Die Katastrophe führte zur Gefangennahme des Kaisers Romanos IV., zum Zusammenbruch der gesamten oströmischen Armee, zu einem darauf folgenden oströmischen Bürgerkrieg und schließlich zum Verlust großer Teile Anatoliens.

Die Seldschuken waren ursprünglich einer von vielen nomadischen islamischen Stämmen Zentralasiens, die ab jenem Jahrhundert nach Anatolien einfielen, die von Arabern kontrollierten Dynastien vertrieben und bald darauf begann Manzikert, große Teile des alten oströmischen Reichs in Kleinasien und dem Nahen Osten zu enteignen – zumindest bis zu ihrer Absorption durch die noch mächtigeren Osmanen im 13. Jahrhundert und ihrer Entwicklung zu diesen.

Die Osmanen stellten eine Herausforderung für die oströmische Macht dar, wie sie es in den Jahrhunderten zuvor noch nicht gegeben hatte, da sie in der Lage waren, die unterschiedlichen Feinde Konstantinopels unter ihrer wachsenden islamischen Oberhoheit zu vereinen und dabei erfolgreich auf europäische Waffen und Technologie zurückzugreifen, wie es früheren Feinden im Osten nicht gelungen war. Die osmanischen Sultane, vielleicht sogar noch pragmatischer als die späteren oströmischen Kaiser, verfolgten eine ökumenische Politik, die es unterdrückten Christen und Juden ermöglichte, relativ sicher unter islamischen Gesetzen zu leben – wenn sie einen niedrigeren sozialen

Status, höhere Steuern (Jizya, eine Art von Mafia-Schutzgeld) und die Unterwerfung unter die Abgaben des Devshirme (Zwangsrekrutierung christlicher Jugendlicher) und des Harems akzeptierten. Ostrom hatte das Unglück, genau zu der Zeit unter der Plünderung durch den Vierten Kreuzzug, der Pest und dynastischen Bürgerkriegen zu leiden, als die Osmanen immer mehr kämpfenderweise versuchten, den Großteil des osrömischen Anatoliens in ihr neues Reichsgebiet zu annektieren.27

Im 13. Jahrhundert sahen sich die Oströmer mit existenziellen Bedrohungen durch die Osmanen konfrontiert, die weit über jene hinausgingen, die zuvor von türkischen Stämmen und den arabisch-muslimischen Armeen ausgegangen waren. Die Osmanen annektierten zunehmend oströmisches Territorium auf dem Balkan, was dazu führte, dass mindestens die Hälfte ihrer unterworfenen Bevölkerung aus eroberten christlichen Griechen bestand – und auch aus ihren fruchtbaren Ackerflächen. Die Beziehung der Osmanen zu ihrem vermeintlichen Erzfeind wurde schließlich etwas zweideutig, da die Osmanen oft oströmische Schiffsdesigns und über Konstantinopel westliche Metallurgie, Ballistik und Ingenieurswissenschaften übernahmen. Den Türken wurden sogar Handelsenklaven in Konstantinopel zugestanden, um die Verbindungen der Stadt zu italienischen Händlern auszunutzen.

In den letzten zwei Jahrhunderten vor der Eroberung der Stadt wurde die Ost-West-, muslimisch-christliche Dichotomie irgendwie noch komplizierter. Viele eroberte christliche Gemeinden in der Levante und in Anatolien behaupteten, dass es unter dem Sultan eine weniger belastende Regierung mit niedrigeren Steuern gegeben habe als unter den alten oströmischen Kaisern. Manche Juden fühlten sich in osmanischen Gemeinden vielleicht weniger verfolgt als in christlich kontrollierten. Tatsächlich flohen während der Inquisition viele jüdische Flüchtlinge aus Spanien später ins islamische Konstantinopel. Genuesen und Venezianer genossen Zugeständnisse von Osmanen und Oströmern in der Stadt selbst und ihren Vororten jenseits des Goldenen Horns und schienen die ersteren fast den letzteren vorzuziehen.

Wie die Araber viel früher blieben die Osmanen des 14. und 15. Jahrhunderts auf Konstantinopel fixiert, oder was sie den „roten Apfel“ nannten, das Endziel der asiatischen Eroberungen. Sie nahmen an, dass es ihnen bestimmt war, zur rechten Zeit die berühmte Stadt zu erben, deren transliterierten griechischen Namen sie bis 1923 behielten. Die Schönheit und Geschichte der Stadt faszinierten die Osmanen, auch wenn sie wütend wurden, dass ein angeblich so schwaches Volk wie die späten Oströmer weiterhin eine solche Hauptstadt genießen sollte.

Der Vater von Mehmet dem Eroberer, Murad II., hatte 1422 nach einer verlustreichen Belagerung die Erstürmung Konstantinopels aufgegeben, als dynastische Rivalen drohten, seine Herrschaft in Frage zu stellen. Murad kam außerdem zu dem Schluss, dass Konstantinopel zwar immer abhängiger von den Osmanen wurde, aber dennoch mehr oder weniger uneinnehmbar blieb. Statt eine weitere Belagerung zu inszenieren, verfolgte er eine strategische Politik der stetigen Strangulierung. In einer Kosten-Nutzen-Analyse setzte Murad darauf, dass dieses kompromittierte Fenster zum Westen dem Osmanischen Reich Profit einbrachte, ein wertvoller Kanal wissenschaftlicher Expertise war und kein ernsthaftes Hindernis mehr für die stetige Expansion eines islamischen Reiches nach Westen darstellte. Somit war die zukünftige Eroberung zu einem für die Osmanen passenden Zeitpunkt durch den stetigen Niedergang der Stadt angeblich gesichert.

Im gesamten 15. Jahrhundert war die quälende Angst vor den Türken ein gemeinsames Thema innerhalb der Christenheit, ein Terror, der alle anderen gewaltigen Feinde in Europa und Asien übertraf. Ein Teil dieser Befürchtung lässt sich leicht durch die schnellen Eroberungen der Osmanen erklären und ihre offensichtliche Absicht, ganz Osteuropa zu erobern und zu bekehren, um dann auch große Teile des heutigen Mittel- und Westeuropas zu absorbieren. Aber was noch wichtiger ist: Die Osmanen galten im Kampf und besonders nach dem Sieg als notorisch grausam – obwohl viele Historiker darauf hinweisen, dass sie im Jahr 1453 nicht unbedingt grausamer waren als die siegreichen Christen.

Franken und Venezianer, die 1204 während des Missgeschicks des Vierten Kreuzzugs Konstantinopel geplündert hatten.

Dennoch kostete die schreckliche Niederlage der westlichen Kreuzfahrer bei Nikopolis 1396 und die darauffolgenden demütigenden Verluste der Kreuzfahrer bei Varna (1444) und in der zweiten Schlacht auf dem Amselfeld (1448) den Europäern zwischen 45.000 und 60.000 Tote. Diese aufeinanderfolgenden Katastrophen widerlegten die Annahme, dass die vielsprachigen europäischen Kreuzfahrer noch immer über die religiöse Einheit, ethnische Geschlossenheit, überlegene Technologie und schiere Menschenstärke verfügten, um den Vormarsch der Osmanen nachhaltig zurückzudrängen. Nach der berüchtigten Katastrophe bei Nikopolis wurden fast alle gefangenen Europäer systematisch enthauptet, verstümmelt oder starben bei Gewaltmärschen zurück ins osmanische Gebiet. Diese drei demütigenden Niederlagen, die schrecklichen Verluste während der eigentlichen Schlachten und die grausame Behandlung von Gefangenen und Nachzüglern traumatisierten die Europäer und beendeten die jahrhundertealte Idee weiterer ernsthafter Kreuzzüge – am Vorabend der Belagerung von Konstantinopel.[28]

Doch es waren nicht nur die Grausamkeit und Wildheit der Osmanen, die sie in den Köpfen ihrer christlichen Feinde zu Objekten der Angst und somit des Hasses machten. Zumindest ein Teil der Angst war auf verschiedene osmanische Institutionen zurückzuführen, die den Europäern völlig fremd, wenn nicht gar surreal erschienen – und die darauf abzielten, Schrecken als Kraftmultiplikator militärischer Tapferkeit zu verbreiten. Tatsächlich hinterließ der sprichwörtliche Türke auf die Kreuzfahrer denselben alptraumhaften Eindruck, den die religiösen Opfer und zeremoniellen Zerstückelungen der Azteken später auf die sonst unerschütterlichen spanischen Konquistadoren machten.

Nehmen wir zum Beispiel die Devshirme, die Institution, bei der junge Kinder (im Alter von sechs bis vierzehn Jahren) eroberter Christen, meist aus dem Balkan und Griechenland, zwangsweise in den osmanischen diplomatischen und militärischen Dienst eingezogen wurden. Aus türkischer Sicht gab es für diese seltsame Praxis eine Reihe makaberer und pragmatischer Gründe. Der türkischen Regierung fehlte

das nötige Personal, um sich den Weg nach Westeuropa zu erkämpfen. Die Zwangsrekrutierung eroberter Untertanen in jungen Jahren half, dieses Problem zu lösen, wenn auch auf beunruhigende Weise. Besonders die Devshirme war unter den eroberten christlichen Gemeinden weithin verhasst, obwohl die Osmanen darauf achteten, die Zahl der Entführten auf normalerweise nicht mehr als ein Kind pro Familie zu begrenzen. Und sie erinnerten die geschädigten Eltern daran, dass ihre ehemaligen christlichen Kinder aufgrund der Einbindung ihrer verlorenen Kinder in die islamische Lehre und die militärische und bürokratische Ausbildung zu den höchsten Beamten in Armee und Regierung aufsteigen konnten, deren Eliten fast mehrheitlich aus europäischen Zwangskonvertiten bestanden. Außerdem ist es auch nicht ganz klar, ob Kinder ihre christliche Abstammung immer vergessen. Diejenigen, die in ihren späten Teenagerjahren zwangsweise als Janitscharen und Bürokraten rekrutiert wurden, versuchten manchmal, ihren ehemaligen christlichen Dörfern und Familien Gefälligkeiten zu erweisen.

———

Tatsächlich waren viele der Großwesire, die für die Sultane die täglichen Geschäfte des Reiches führten, selbst in Europa geboren. Bei der Belagerung waren die meisten der wichtigsten Leutnants von Mehmet II. ebenfalls europäischer Abstammung. Der Admiral der osmanischen Marine während des Angriffs, Baltaoglu Suleyman Bey, war als bulgarischer Kriegsgefangener eingezogen worden. Der Scharfmacher Zaganos Pascha, der dem Sultan am hartnäckigsten riet, die Belagerung nicht aufzugeben, war ein Albaner, der versklavt und durch die Devşirme in das osmanische Militär gebracht worden war. Der Sekretär und persönliche Diplomat des Sultans, Demetrios Apokaukos („Kyritzes“), war ein Grieche. Mehmet II. selbst war halbeuropäischer christlicher Abstammung, seine Mutter war Hüma Hatun, die Haremskonkubine seines Vaters Sultan Murad II. Sie soll italienischer, jüdischer, serbischer oder griechischer Abstammung gewesen sein.[29]

Die osmanischen Sultane sahen natürlich eine Reihe von Vorteilen darin, christliche europäische Kinder in die höchsten Ränge des osmanischen Staates zu befördern. Diese Konvertiten konnten als Kontrollmaßnahme für die Macht der stammesverbundenen türkischen Adelsfamilien und ihre Bedrohung des Gewaltmonopols des Sultans dienen. Die verwaisten Absolventen des Devşirme, die seit ihrer Kindheit sowohl im islamischen Glauben als auch im Osmanismus indoktriniert worden waren, erwiesen sich oft als die loyalsten und fanatischsten osmanischen Untertanen, insbesondere da sie die große Mehrheit des gefürchteten Janitscharenkorps stellten. Tatsächlich wuchs während des Sultanats Mehmet die Wut und Eifersucht der türkischen Untertanen des Reiches über die Elitequartiere und Ämter, die europäischen Konvertiten vorbehalten waren. Auch der erhöhte Status der zumeist im Ausland geborenen Janitscharen gegenüber den einheimischen türkischen Truppen störte viele Militärs.

Die Anwesenheit so vieler ehemaliger Christen in den höchsten Ebenen der osmanischen Bürokratie und des Militärs hatte auch eine beunruhigende Wirkung auf christliche Feinde und war angesichts der offensichtlichen Manifestationen der osmanischen Meritokratie möglicherweise ein Anreiz für sie, ihre Loyalität zu überdenken. Da christlich geborene Wesire, Botschafter, Berater, Generäle und Admirale keine osmanischen familiären Fürsprecher hatten, war ihr Aufstieg oft auf Talent und die Tatsache zurückzuführen, dass sie keine Loyalität gegenüber bestimmten türkischen Clans hegten, sondern erkannten, dass ihre Existenz nur von der fortgesetzten Treue zum Sultan abhing.[30]

Rebellische osmanische christliche Untertanen wurden oft durch das Auftauchen furchterregender Janitscharen eingeschüchtert – für das Auge Europäer und Christen, aber unter den grausamsten Killern ihrer eigenen Art. Sie waren zwar formal Sklaven, aber sie genossen normalerweise Privilegien, die weit über die der meisten türkischen Untertanen hinausgingen, und lebten in Kasernen und verkehrten ausschließlich untereinander. Theoretisch ähnelten die Janitscharen der römischen Prätorianergarde, die den Kaiser beschützt hatte, oder vielleicht der Warägergarde (Wikingergarde) der Oströmer, einer mit Äxten bewaffneten Elitetruppe „barbarischer“ Söldner aus Nordeuropa

und Skandinavien, die zur Zeit der Belagerung von 1453 außer Gefecht gesetzt worden war.[31]

Die Janitscharen mit den roten Turbanen verstärkten ihren furchterregenden Ruf noch, indem sie mit einer Kakophonie aus Kastagnetten, Trompeten, Trommeln und Tamburinen in die Schlacht stürmten. Sie waren die ersten osmanischen Truppen, die mit Feuerwaffen ausgerüstet waren, und waren dafür bekannt, dass sie auf dem Schlachtfeld keinen einzigen Toten zurückließen. Die Janitscharen bildeten am 29. Mai 1453 die dritte und letzte türkische Angriffswelle und brachen als erste in die Stadt ein, obwohl sie unter einem Hagel von Steinen und Pfeilen von den Mauern furchtbar zu leiden hatten.[32]

Andere gefangene christliche Kinder wurden kastriert und zusammen mit jungen Mädchen als Eunuchen in den Harem geschickt. Im Harem herrschte dieselbe bizarre Mischung aus Wildheit und Verführung, da die ökumenische osmanische Regierung Muslime aller Ethnien theoretisch gleich behandelte. Es war immer möglich, dass ein gefangener und konvertierter Christ im Harem eine prominente Stellung einnahm, entweder als Gemahl der Aristokratie oder durch eine Verbindung mit dem Sultan selbst. Glückliche weibliche Konkubinen christlicher Herkunft konnten die Mütter zukünftiger Sultane werden. Tatsächlich waren die Sultane selbst normalerweise Produkte des Harems. Der angehende Nachfolger des Sultanats sicherte sich seinen Aufstieg zur Macht oft dadurch, dass er Dutzende seiner Halbbrüder samt deren Mütter liquidierte, aber dennoch seine eigene, oft europäische Mutter ehrte und verlieh.

Normalerweise wurde die Mutter des Sultans Oberhaupt des Harems und hatte die Macht, dynastische Ehen zu arrangieren, Emanzipationen zu beeinflussen und Verschwörungen zu unterbinden. Seltsamerweise hatten während eines Großteils der Expansionsperiode der osmanischen Geschichte etwa 75 Prozent der Sultane Mütter europäischer Abstammung. Es gibt Hinweise darauf, dass dieser matrilineare Einfluss die Häufigkeit der Kriege des Sultans gegen europäische christliche Staaten etwas verringerte. Auf jeden Fall schuf die seltsame Vorstellung, dass die Osmanen einen heiligen Krieg gegen die Christenheit führten, angeführt auf dem Schlachtfeld von ehemals christlichen Kindern

zusammen mit assimilierten osmanischen Griechen, oft beraten von einem in Europa geborenen Großwesir und geführt von einem Sultan mit einer in Europa geborenen Mutter, eine Unheimlichkeit für das Osmanische Reich, die für seine Feinde ebenso furchterregend war wie die türkische militärische Tapferkeit.[33]

Im 15. Jahrhundert war Konstantinopel eigentlich gar kein Reich mehr, sondern ein kommerzieller Stadtstaat, dessen Zerstörung selbst seinen Feinden ebenso unrentabel wie unnötig erschien. Darüber hinaus hatte noch keine islamische Armee jemals herausgefunden, wie man die gewaltigen theodosianischen Mauern der Stadt stürmen konnte, geschweige denn, wie man einen amphibischen Angriff auf die seewärtigen Wälle über dem Bosporus und dem Goldenen Horn durchführen konnte. In diesem Sinne war Konstantinopel in seinen letzten Jahren vergleichbar mit Karthago zur Zeit des Dritten Punischen Krieges. Auch dieses einstmals riesige Reich war auf seine Hauptstadt reduziert und über Jahrzehnte hinweg ein zum Scheitern verurteiltes Ziel, da es die Kosten einer kostspieligen Belagerung nicht wert war, da die massiven Mauern einen Angriff des aufstrebenden Rivalen nahezu unmöglich machten.

Der neue oströmische Kaiser mit dem treffenden Namen Konstantin XI. war selbst in Konstantinopel geboren worden. Mit 17 Jahren war Konstantin Zeuge der gescheiterten Belagerung von Mehmets Vater Murad II. im Jahr 1422. Als ehemaliger Despot von Morea, der oströmischen Provinz auf der griechischen Peloponnes, hatte Konstantin in über zwei Jahrzehnten ununterbrochener Kämpfe die Peloponnes größtenteils von osmanischen Einfällen befreit. Als er starb, hatte der 48-jährige Kaiser unter großen persönlichen Opfern und Anstrengungen in fast jeder großen christlichen Schlacht der letzten drei Jahrzehnte gedient. Er war zweimal verwitwet und kinderlos, und in seiner kurzen Amtszeit als Kaiser vor der Belagerung suchte er nach einer dynastischen Braut, deren familiäre Verbindung die Verteidigung der Stadt stärken könnte. Nachdem Konstantin die oströmischen Siege auf

dem Balkan und die gescheiterte frühere Belagerung miterlebt hatte, war er überzeugt, dass die Osmanen nicht siegen konnten und vielleicht nicht einmal einen weiteren Angriff versuchen würden. Seine größte Herausforderung bestand darin, die selbstgefällige oströmische Elite – und sich selbst – davon zu überzeugen, dass die Thronbesteigung des jungen Mehmet II. ein neues Kapitel osmanischer Kriegslust markierte und beinahe garantiert, dass der jugendliche Sultan seine Amtszeit mit einem Angriff auf Konstantinopel beginnen würde.34

Die vorangegangenen Kaiser Konstantinopels hatten [insbesondere wenn es um Islam ging] das gesamte Jahrhundert vor dem Fall unter einer bedauerlichen Selbstgefälligkeit und Naivität gelitten. Sie hatten sich zunehmend und gefährlicherweise eingeredet, dass die Sultane immer noch glaubten, dass ein nominell freies christliches Konstantinopel – und die verbliebenen Teile seines Reiches in Griechenland, Thrakien, Makedonien und entlang des Schwarzen Meeres und der Dardanellen – keine ernsthafte Bedrohung für das inzwischen ausgedehnte Osmanische Reich darstellten. Doch angesichts der Tatsache, dass die anatolische Bevölkerung des einst riesigen und nun verlorenen Oströmischen Reiches, wenn auch unter türkischer Herrschaft, immer noch größtenteils aus Griechen bestand, befürchteten viele in Konstantinopel zu Recht, dass diese wachsende Vertrautheit mit dem Osmanischen Reich dieses zu einem gefährlicheren und nicht weniger gefährlichen Rivalen machte.

Sultan Mehmet II. kam 1451 im Alter von 18 Jahren nach dem Tod seines Vaters Murad II. an die Macht, nachdem er zuvor mit gerade einmal zwölf Jahren eine kurze, aber abgebrochene Amtszeit als Sultan innegehabt hatte. Der Aufstieg des Teenagers weckte bei den besorgten Oströmern leider falsche Hoffnungen. Sie hatten die osmanischen Thronfolger stets aufmerksam beobachtet, um Hinweise auf das Temperament des neuen Sultans zu erhalten, das zunehmend über ihr eigenes Überleben entscheiden könnte. 1451 glaubte die oströmische Nomenklatura naiv, der junge osmanische Herrscher sei wie sein verstorbener Vater der Ansicht, es sei im Moment noch klüger, mit einem beinahe vasallisierten Konstantinopel Handel zu treiben und von

ihm zu profitieren, als zu versuchen, die uneinnehmbare Festung zu stürmen und zu enteignen.

Aber Mehmet erwies sich schnell als eine andere Art von Sultan, und zwar in einer Weise, die weit über die rücksichtslose Liquidierung rivalisierender Anwärter und Geschwister hinausging. Er interpretierte die oströmische Großzügigkeit als Schwäche, die es auszunutzen galt, und nicht als Gefälligkeit, die es zu erwidern galt. Die Wirkung auf die Oströmer war erneut eine Art Schizophrenie, da sie wild zwischen aufrichtiger Wut und erschütterter Ängstlichkeit schwankten. Als Konstantin erfuhr, dass der Sultan regelmäßig den Frieden brach und griechische Bauern auf ihren Feldern in der Nähe der Stadt niedergemetzelt hatte, trieb er als Vergeltung alle Türken in Konstantinopel zusammen und sperrte sie ein – nur um sie dann aus Angst vor den Konsequenzen wieder freizulassen.35

Sogar in den Monaten vor der Belagerung von 1453, als es keinen Zweifel an Mehmets Absicht gab, die Hauptstadt zu stürmen, schickte Kaiser Konstantin ihm zahlreiche Briefe und Gesandte, in denen er sich über den Bau der Festung Rumelihisari auf der europäischen Nordseite des Bosporus durch die Osmanen beschwerte. Schlimmer noch, er versuchte, Druck auf den Sultan auszuüben, indem er andeutete, die Oströmer könnten Unruhe unter den Anwärtern auf den osmanischen Thron stiften, eine große christliche Allianz schmieden oder zumindest einen Bürgerkrieg zwischen den osmanischen Provinzen auslösen. In all diesen surrealen Wortwechseln zwischen dem verzweifelten Kaiser und dem frechen Sultan im Teenageralter steckt ein Hauch von Pathos in Konstantins Annahme, dass sein einst großes Reich, das nun fast auf einen unterbevölkerten Stadtstaat geschrumpft ist, jemals auf Augenhöhe mit dem jungen Mehmet über die aggressive globale Agenda der Osmanen verhandeln könnte.

Sultan Mehmet erinnerte Konstantin nun an das Ungleichgewicht der relativen Macht, als er den oströmischen Gesandten in einem ihrer letzten Wortwechsel vor dem Ende der Stadt anschnauzte:

> Das ganze Land ist in meiner Gewalt. Ich halte die Festungen auf der anatolischen Seite der Meerenge, und die Türken bewohnen sie,

> und das unbewohnte Land auf der Westseite gehört mir, da die Griechen zu unsicher sind, um dort leben zu können … Kann ich in meinen eigenen Herrschaftsgebieten nicht tun, was ich will? Geh und sag deinem Kaiser, dass dieser Herrscher nicht wie seine Vorgänger ist. Was sie nicht erreichen konnten, ist in seiner Reichweite und für ihn leicht zu erreichen; und er ist bereit und begierig, Dinge zu tun, die sie niemals versuchen würden.[36]

Trotz der Warnung des Sultans vor seinen Plänen für Konstantinopel vermittelte die oströmische Herrschaft im Einsatz dynastischer Intrigen, Bestechungsgelder, Tribute und Zugeständnisse den Griechen immer noch das falsche Gefühl der Zuversicht, dass der Kaiser in letzter Minute einen neuen Sultan dazu bringen könnte, das schwindende Reich in Ruhe zu lassen. Zeitweise hatten oströmische Kaiser potenziellen Rivalen, die den osmanischen Thron anstrebten, Unterschlupf gewährt, um einen Bürgerkrieg zwischen ihren Feinden zu provozieren. Am bekanntesten war dies der oströmische Kaiser Johannes VIII. Palaiologos. Johann hatte Sultan Murad II., seinen Rivalen und jüngeren Bruder Mustafa, dazu überredet, hinter der Belagerungstruppe von 1422 erfolgreiche Aufstände anzuführen. Dieselben oströmischen Strategien, internen und externen Widerstand gegen einen belagernden Sultan zu schüren, hatten bereits zwischen 1394 und 1402 immer wieder funktioniert. Dann hatten die blockierenden osmanischen Schiffe und lagernden Landstreitkräfte schließlich aufgegeben, um ihre Aufmerksamkeit der Bedrohung durch europäische Invasoren und iranische sunnitisch-muslimische Streitkräfte der Timuriden-Dynastie zuzuwenden.

Trotz seiner Entschlossenheit und Erfahrung hatte Konstantin den neuen 18-jährigen Sultan von Anfang an falsch eingeschätzt, vor allem, als dieser von Mehmet die doppelte jährliche osmanische Subvention verlangt hatte, die Konstantinopel für den Unterhalt Orhans zukommen ließ, eines Geisels, der zuvor an die Oströmer geschickt worden war. Orhan war nämlich der Cousin zweiten Grades des Sultans, ein Rivale um den Thron und ein unablässiger Intrigant, der bei den Oströmern unter einer Art großzügigem Hausarrest oder Präventivhaft stand. Diese

oströmische Forderung nach mehr Geld hatte natürlich den gegenteiligen Effekt. Sie erzürnte den Sultan und brachte den pro-oströmischen Halil Pasha – offiziell bekannt als Çandarli Halil Pasha der Jüngere – in Verlegenheit, den Großwesir und „Gemäßigten", der dem Sultan von einem Angriff auf die Stadt abgeraten hatte. Oder wie es der verärgerte Halil den naiven oströmischen Gesandten des Kaisers gegenüber ausdrückte:

> Ihr unwissenden und dummen Griechen! Ich kenne eure niederträchtigen Tricks schon lange. Ihr müsst euer Verhalten ändern. Der vorherige Sultan hatte ein sanftes Wesen, war wirklich freundlich zu allen und in seinen Geschäften äußerst gewissenhaft. Aber unser gegenwärtiger Sultan Mehmet ist nicht die Art von Mann, für die Sie ihn halten, und wenn Konstantinopel seinem Zugriff entkommt – und ich kenne die Kühnheit und wilde Ungestümheit, zu der sein Wesen fähig ist –, dann werde ich in der Tat wissen, dass Allah weiterhin über Ihre Komplotte und bösen Spiele wacht.[37]

Der Subtext von Halils Schmähredе war, dass die Oströmer seine eigene Hofposition untergraben und den Sultan als Zeitvertreib genutzt und so sein Leben gefährdet hätten, während sie rivalisierende kriegerische Wesire und aufrührerische Generäle unterstützt hätten, die Konstantinopel stürmen wollten. Tatsächlich würden der zweite und dritte Wesire, der griechischstämmige Zaganos Pascha und der georgischstämmige Eunuch Shihab al-Din Pascha, Halil bald mit ihrem vorausschauenden Rat an den Sultan in den Schatten stellen, dass Konstantinopel mit genügend Belagerern endlich fallen könnte. Halil sollte tatsächlich bald nach dem Fall Konstantinopels hingerichtet werden – der erste Großwesir, der die Todesstrafe erlitt –, angeblich wegen seiner düsteren und letztlich falschen Ratschläge und der Anklage wegen Bestechung, Verrat und Intimität mit dem Feind.

Halil Pascha war ein Realist gewesen. Als Außenminister hatte er Vater und Sohn etwa dreißig Jahre lang unter Murad und Mehmet geraten, geduldig abzuwarten, während Konstantinopel unwiderruflich

verfiel und ihnen eines Tages in den Schoß fiel. Er argumentierte, dass es profitabler wäre, die osmanische Herrschaft über das erodierende Oströmische Reich durch asymmetrische Abkommen, Tribute und Allianzen fortzusetzen. In einer weniger wohlwollenden Erzählung waren Gerüchte zum Sultan gelangt, dass Halil seit langem hohe Bestechungsgelder von Oströmern für seinen Rat angenommen hatte, Konstantinopel nicht zu stürmen.38

Fast unmittelbar nach seiner Machtübernahme im Jahr 1451 begann Mehmet II. mit den Vorbereitungen, Konstantinopel einzunehmen und das Oströmische Reich endgültig zu vernichten. In der Zwischenzeit beharrte er gegenüber Kaiser Konstantin und seinen Beratern darauf, dass er nicht die Absicht habe, die Stadt anzugreifen oder gegen die Oströmer in den Krieg zu ziehen, weder in ihrer Hauptstadt noch in den verbliebenen Provinzen am Schwarzen Meer, der Ägäis oder der Peloponnes.

Zugleich täuschte der hinterlistige neue Sultan auch westeuropäische Gesandte, die an seinen Hof in Edirne strömten – die ehemalige antike römische Stadt Hadrianopolis, die 1369 von den Osmanen erobert und umbenannt wurde und nur etwa 240 Kilometer westlich von Konstantinopel liegt. Mehmet behauptete gegenüber den erleichterten Gesandten, dass er keine Ambitionen habe, die osmanische Vorherrschaft weit nach Osteuropa auszudehnen. Sie sollten auch nicht befürchten, dass er das Ende der Christenheit im Osten anstreben würde.

Doch insgeheim war der Sultan der Ansicht, dass sein Reich eine majestätischere Stadt als Edirne als Hauptstadt verdient hätte. Oder wie Mehmet es kurz nach seiner Machtübernahme ausdrückte: „Die Ghaza [Dschihad*, das Gesetz des Heiligen Krieges] ist unsere grundlegende Pflicht, wie es auch bei unseren Vätern der Fall war. Konstantinopel, das in der Mitte unserer Herrschaftsgebiete liegt, schützt unsere Feinde und stachelt sie gegen uns auf. Die Eroberung dieser Stadt ist daher für die Zukunft und Sicherheit des osmanischen Staates von entscheidender Bedeutung.“ [Siehe: Alle antiken und modernen Texte des Islam, The Grand Bible, Seite 4353ff.] 39

Tatsächlich mobilisierte Mehmet nach seiner Machtübernahme als Sultan seine Streitkräfte sorgfältig für den größten Belagerungsversuch

gegen Konstantinopel in der elfhundertjährigen Geschichte der Stadt. Er stellte zwischen 100.000 und 200.000 Mann auf, darunter Matrosen, Diener, Fuhrleute, Tagelöhner, Sklaven, persönliche Diener, Marketender und eine Belagerungstruppe von etwa 80.000 Soldaten. In der Vergangenheit hatte es viele Versuche gegeben, die Stadt zu erobern: den gescheiterten Angriff der Awaren und Perser (626 n. Chr.), die beiden arabischen Belagerungen 674–678 und 717–718 n. Chr., die bulgarische Invasion 813, die Belagerung durch die Rus im Jahr 860, einen kurzen und halbherzigen Versuch einiger Ritter des Ersten Kreuzzugs im Jahr 1097 und das Scheitern von Mehmets Vater Murad II. im Jahr 1422. Trotz der Überlegenheit an Menschen waren alle diese Belagerer – mit Ausnahme der vereinigten venezianischen und fränkischen Armeen, die 1203 auf ihrem Umweg vor dem Vierten Kreuzzug die Seemauern durchbrochen und die Stadt eingenommen hatten – aus mehreren wichtigen Gründen gescheitert.[40]

Die oströmische Kriegsmarine kontrollierte normalerweise die Seezugänge zur Stadt, sowohl südlich vom Schwarzen Meer durch die Meerenge Bosporus als auch nördlich hinauf durch die Dardanellen zum Marmarameer. Diese gewohnte Seeherrschaft verhinderte in der Regel, dass die Angreifer wichtige Vorräte erhielten, und verhinderte Versuche, die Stadt über das Meer zu blockieren. Tatsächlich besiegten während der Belagerung von 1453 zahlenmäßig weit unterlegene venezianische, genuesische und griechische Galeeren ihre türkischen Gegenspieler oft in Seeschlachten, wehrten ehrgeizige Angriffe auf die Stadtmauern ab und konnten vor, während und nach der eigentlichen Belagerung durch die Dardanellen ausbrechen.[41]

Die Oströmer waren auch in der Lage, entweder ausländische Angriffe auf ihre Feinde zu fördern oder interne Spaltungen über die Nachfolge zu schüren. Wie erwähnt, hatte die Sorge um seinen abtrünnigen kleinen Bruder Mustafa Sultan Murad II. 1422 gezwungen, die Belagerung der Stadt abzubrechen, um der Rebellion und Zersplitterung seiner Streitkräfte in seinem Rücken entgegenzuwirken. Wie es der Zufall wollte, befand sich 1453 Mehmets II. lästiger Cousin und Rivale Orhan (Durgano) auf den Mauern und kämpfte an der Seite der Oströmer gegen die Osmanen.

In Extremsituationen konnte die Stadt normalerweise auch zumindest etwas Hilfe entweder aus Europa, trotz des historischen Schismas zwischen östlichem und westlichem Christentum, oder aus den Außengebieten des Oströmischen Reiches anwerben oder anheuern. Darüber hinaus hatten die meisten Belagerer, die oft unter schlechter Logistik und Planung litten, nicht in die Stadt eindringen können, bevor sie selbst unter Krankheiten, der Verschmutzung ihrer Lager, unzureichenden Nahrungsmittelvorräten und einem Mangel an sauberem Wasser litten, insbesondere als sich die Frühlingslager bis in die heißen Sommer hinein ausdehnten.

Schließlich führten die Traditionen der byzantinischen Wissenschaft und Forschung oft direkt zu überlegenen Waffen, zumindest bis zur letzten Belagerung. In der Zeit vor der weit verbreiteten Verwendung von Schießpulver genossen die zahlenmäßig unterlegenen Oströmer normalerweise technologische Vorteile aufgrund ihrer Monopole auf Griechisches Feuer und unter Druck stehende Flammenwerfer sowie überlegener Katapulte, Trebuchets, schwerer Kavallerie, Infanterie-ausrüstung und ausgefeilter Taktiken.[42]

Die meisten dieser Hindernisse waren den Osmanen Mitte des 15. Jahrhunderts bekannt und erklären, warum die Stadt bis jetzt überlebt hatte, während ein Großteil ihres Reiches dies nicht tat. Infolgedessen waren Mehmets enorme Streitkräfte, die nach dem 2. April 1453 unter die Mauern der Stadt strömten, darauf vorbereitet, sie alle zu überwinden. Die Belagerer hatten zwei Jahre lang sorgfältig gearbeitet, um die vom Sultan vermutete Seeüberlegenheit sicherzustellen, zumindest gemessen an der überwältigenden Zahl türkischer Galeeren. Sie waren größtenteils vereint und machten sich keine Sorgen über Aufstände im Hinterland. Der Sultan war weiterhin zuversichtlich, dass er dafür gesorgt hatte, dass die Stadt rechtzeitig nur wenig Hilfe aus dem Westen oder von den Oströmern in Griechenland oder dem Schwarzen Meer erreichen würde. Die osmanische Armee wurde von erfahrenen Logistikern versorgt, die im Jahr zuvor genügend Wasser- und Nahrungsmittelvorräte für eine lange Belagerung angeschafft hatten. Mehmet hatte Kanonen europäischen Typs gekauft, die größer und

zahlreicher waren als die an der Mauer und den Türmen der Stadt. Er hatte weitaus mehr Schießpulver vorrätig als innerhalb der Wälle.

Einer von Mehmets ersten Schritten, bevor er seine riesige Schar zusammentrommelte, war es, dafür zu sorgen, dass endlich beide Seiten des Bosporus befestigt und von ständigen osmanischen Garnisonen besetzt wurden. Er plante, die frühere osmanische Festung Anadolu Hisari („anatolische Festung“) auf der asiatischen Seite der Meerenge, die von seinem Urgroßvater Bayezid I. erbaut worden war, durch ein noch eindrucksvolleres Zwillingsstück, Rumeli Hisari, auf der gegenüberliegenden europäischen Küste zu ergänzen.

Der Bau der Zitadelle begann ein Jahr vor der Belagerung und wurde nur wenige Monate vor Beginn des Angriffs abgeschlossen. Diese sich ergänzenden Artilleriebatterien der beiden gegenüberliegenden Festungen erschwerten es jeder Galeere, das Schwarze Meer sicher zu betreten oder zu verlassen. Infolgedessen war es während der Belagerung für die von Genua kontrollierten Städte am Schwarzen Meer wie Caffa, Sinope und Amasra oder das oströmische Königreich Trapezunt nahezu unmöglich, Hilfe zu schicken oder Flüchtlinge aufzunehmen.

Später, nach dem Fall, machten die überlebenden Christen die verschiedenen Außenposten des Reiches dafür verantwortlich, dass sie der Mutterstadt keine Hilfe schickten. Aber der wahre Grund für die Zurückhaltung der Minikönigreiche am Schwarzen Meer war die Angst, ihre Schiffe an den beiden osmanischen Stützpunkten am Bosporus vorbeizuschicken, und die überlegene Größe der osmanischen Flotte im Marmarameer. Obwohl es den Venezianern gelegentlich gelang, die Festungen geschickt zu umgehen, besaßen nur wenige Schiffskapitäne die Fähigkeit, Konstantinopel vom Schwarzen Meer aus zu erreichen. Infolgedessen wurde Rumelihisari bald als „Halsabschneider“ bekannt, da der Sultan im übertragenen Sinne dem gesamten Verkehr am Bosporus die Kehle durchschneiden konnte.[43]

Ebenso wichtig war, dass Mehmet im Herbst vor der Belagerung eine beträchtliche Armee unter seinem alten General Turahan Bey ausgesandt hatte, um den Peloponnes zu überfallen und das oströmische Morea vom Norden abzuschneiden und zu isolieren. Dieser erfolgreiche Versuch

schloss Hilfe aus dem oströmischen Mystras aus, der kleinen, aber einflussreichen kulturellen und politischen Hauptstadt Moreas. Die beiden streitlustigen Brüder des Kaisers Konstantin, Thomas und Demetrios, wurden vor oder während der fast zwei Monate dauernden Belagerung daran gehindert, Entsatzkolonnen anzuführen. Diese allgemeine Unfähigkeit des oströmischen Griechenlands, seiner Mutterstadt Hilfe anzubieten – sei es aus Angst vor osmanischen Repressalien oder weil es nicht in der Lage war, auszubrechen und nach Konstantinopel zu marschieren – sollte jahrhundertelang ein Gegenstand der Schande sein.

Der Historiker Sphrantzes bemerkte auch bitter, dass die ungarischen Christen zu große Angst vor Mehmet hatten, um Truppen zu schicken. Doch nach dem Fall Konstantinopels hegte er seine größte Verachtung vielleicht für die Christen der Schwarzmeerregionen und entlang der Donau: „Welcher der Christen, der Kaiser von Trapezunt [am Schwarzen Meer], die Herren der Walachei [an der unteren Donau] oder der iberische König [im christlichen Georgien im Kaukasus], hat einen einzigen Penny oder einen einzigen Soldaten zu unserer Verteidigung beigetragen, offen oder heimlich?“[44]

In den beiden vorangegangenen Jahren hatte Mehmet eine Flotte von 320 Kriegsgaleeren und Versorgungsschiffen zusammengetragen. Obwohl sie qualitativ nicht immer mit oströmischen oder italienischen Galeeren vergleichbar waren, sicherte ihre schiere Zahl den Belagerern theoretisch die Seeherrschaft, insbesondere indem sie Flotten entsandten, die gleichzeitig das Goldene Horn, den Bosporus, das Marmarameer und die Dardanellen umzingelten. Im Falle der Mündung des Goldenen Horns zogen die Osmanen ihre Schiffe mitten in der Belagerung über Land und machten einen historischen Umweg, um die berühmte oströmische Sperrkette aus Eisen zu umgehen, die traditionell den feindlichen Zugang vom Bosporus in die Bucht blockiert hatte.[45]

Letztendlich waren die osmanischen Angriffspläne einfach und ausreichend.

Mehmets Kriegsmarine würde die Stadt blockieren, die Ufermauern sondieren, maritime Landungen vortäuschen und Konstantin zwingen, seine wenigen Verteidiger einzusetzen – nicht mehr als 6500 bis 8000

aktive Soldaten bei einer auf etwa 50.000 reduzierten Stadtbevölkerung – um die Ufermauern über dem Goldenen Horn und dem Marmarameer zu verteidigen. Allein die Anwesenheit einer so riesigen feindlichen Flotte würde dafür sorgen, dass die Landmauer, der Mittelpunkt der Belagerung, nicht über genügend Verteidiger verfügen würde.46

In der Zwischenzeit würden die osmanischen Landstreitkräfte außerhalb der Theodosianischen Mauern kampieren und ungestraft Artilleriefeuer auf das berühmte Bollwerk abfeuern. Der Plan war, die oströmischen Verteidiger an der Außenmauer auszudünnen und Löcher in die Befestigungen zu sprengen. Diese Salven würden entweder die gigantischen Anstrengungen der Verteidiger, die Lücken durch hektische nächtliche Wiederaufbauarbeiten zu stopfen, irgendwann erschöpfen oder Öffnungen schaffen, die groß genug waren, damit die Osmanen durch die Breschen stürmen konnten.

Mehmet brachte bekanntlich eine Reihe riesiger Belagerungskanonen mit. Darunter befand sich die gefürchtete Riesenbombarde (die „Basilika"-Kanone), die vom berüchtigten Orban (auch bekannt als Urban) entworfen wurde, dem transsilvanischen oder ungarischen Ingenieur, der den Auftrag erhielt, das Monster für den Sultan zu bauen, nachdem er den verarmten Oströmern seine Dienste angeboten hatte, die sich seinen Preis nicht leisten konnten.

Die Bombarde, die bei den Oströmern als „Monster" (teras) bekannt war, war etwa 7,3 Meter lang und hatte einen Durchmesser von 75 Zentimetern. Sie war aus teurer Bronze geschmiedet. Für den Transport des Monsters waren zweihundert Männer, dreißig Wagen mit sechzig Ochsen und fast drei Monate erforderlich, um es die 240 Kilometer nach Konstantinopel zu transportieren. Bei richtiger Ladung und Bedienung konnte das Geschützrohr Berichten zufolge eine zwölfhundert Pfund schwere Steinkugel eine Meile weit schießen.

Trotz ihrer Bekanntheit blieb die Kanone problematisch, da sie normalerweise nur vier- oder fünfmal am Tag abgefeuert werden konnte. Der Lauf erforderte besondere Aufmerksamkeit, um die Oberfläche kühl genug zu halten und Risse und Verformungen zu vermeiden. Während der fast zwei Monate dauernden Belagerung konnte die Kanone trotz der lokalen Zerstörung, die sie an den Mauern anrichtete, nicht die Feuerrate

aufrechterhalten, die nötig gewesen wäre, um die Bemühungen der erfahrenen zivilen oströmischen Nachtarbeiter, die die Schäden ausbesserten, zunichte zu machen.

Mehmet sammelte außerdem ein ganzes Arsenal verschiedener kleinerer Kanonen. Doch auch ihre Salven brachten die massiven Mauern nie zum Einsturz. Auch diese Kanonen feuerten langsam, waren ungenau, schlecht eingesetzt und hatten oft nicht die Geschwindigkeit, um die Theodosianischen Mauern ohne anhaltendes und konzentriertes Feuer auseinanderzureißen.

Zeitgenössische Berichte legen nahe, dass einige der Kanonen, darunter die monströse Bombarde, während der Belagerung Risse bekommen oder explodiert sein könnten. Der Hauptwert der osmanischen Artillerie lag vielleicht nicht in der Zerstörung der Mauern, sondern darin, Tausende oströmischer Zivilarbeiter festzuhalten, die jede Nacht Steine und Ziegel in die neuen Risse des Tages stopften und deshalb weder von den Mauern aus kämpfen noch die oströmischen Verteidiger voll unterstützen konnten.[47]

Doch ob die alte und geschwächte Festung und ihre zahlenmäßig weit unterlegenen Verteidiger eine weitere Belagerung überleben würden, hing letztlich vom Westen ab – genauer gesagt davon, ob Papst Nikolaus V. einen westlichen Kreuzzug anführen konnte, um die Dardanellen hinaufzusegeln und die Stadt von der Blockade zu befreien; ob ein unabhängiger deutscher oder französischer Monarch eine Armee schicken würde; ob Ungarn und andere Osteuropäer sich Konstantinopel anschließen würden; und ob genügend venezianische, genuesische, kretische oder spanische Söldner, Händler und Freiwillige Konstantinopel rechtzeitig erreichen konnten, wenn sie von einer bevorstehenden Belagerung erfuhren.

Am Ende, und unglücklicherweise für Konstantinopel, folgten nur etwa zweitausend Westeuropäer aus Italien, dem venezianischen Kreta und Spanien den verzweifelten Aufrufen des Kaisers in den vorangegangenen zwei Jahren, die Stadt und mit ihr das christliche Reich im Osten zu retten. Doch unter denen, die ankamen, insbesondere den Genuesen, befanden sich einige der erfahrensten und professionellsten Soldaten und Seeleute Europas, langjährige Veteranen

der Durchführung und Abwehr von Belagerungen. Zeitgenossen bemerkten, dass die italienischen Freiwilligenkontingente trotz ihrer geringen Zahl hervorragend ausgerüstet und ständig auf den Mauern oder zum Schutz des Hafens eingesetzt waren – und vielleicht effektivere Soldaten waren als die griechischen Verteidiger. Besonders hervorgehoben wurde die Qualität ihrer Rüstung, die die Genuesen beispielsweise fast immun gegen Pfeile und Schwertstiche machte. Anders als ihre oströmischen Gegenstücke hatten die meisten Westler keine Familien in der Stadt und mussten daher ihre Posten nicht regelmäßig verlassen, um nach der Sicherheit ihrer Frauen und Kinder zu sehen.[48]

Am bemerkenswertesten von allen war der berühmte Genuese Giovanni Giustiniani, einer der berühmtesten italienischen Soldaten seiner Zeit. Zum Glück für die Verteidiger traf Giustiniani, „der Hüter all unserer Vermögen“, drei Monate vor der Belagerung mit zwei Schiffen voller Vorräte und Waffen, vierhundert Veteranen aus Genua und weiteren dreihundert Condottieri aus Chios ein. Die Genuesen erhielten außerdem Unterstützung von etwa achthundert Venezianern, die mit zwei großen Schiffen eingetroffen waren. Trotz eines päpstlichen Aufrufs an alle Christen, Konstantinopel zu unterstützen, kamen letztlich nur wenige Westler, die sich auf Armut, häusliche Probleme und die Unfähigkeit, die Stadt rechtzeitig zu erreichen, berufen. Vor allem aber hatten sie panische Angst davor, auf ihrem Heimatboden gegen die Osmanen kämpfen zu müssen. Tatsächlich hatten etwa zu der Zeit, als Giustiniani eintraf, etwa siebenhundert Kreter und Italiener unter Pietro Davanzo die Stadt mit sechs wertvollen Schiffen verlassen. Dieser Verlust von rund 25 Prozent der ausländischen Kontingente, die man an die Mauern entsandt hatte, dürfte sich für die Stadt als verheerend erwiesen haben.[49]

Tragischerweise für die Verteidiger kämpften auf der Seite des Sultans mehr Christen – angeheuert, freiwillig, gezwungen oder versklavt – als an den Mauern. Auf der Seite des Sultans befanden sich ungarische Reiter, deutsche und serbische Pioniere und verschiedene Fußsoldaten vom Balkan. Auf der anderen Seite hatten die Griechen ein Kontingent von etwa 600 türkischen Soldaten, die Orhan, genannt Durgano, treu

ergeben waren, einem Cousin Mehmets und lebenslangem Anwärter auf den türkischen Thron. Der Möchtegern-Sultan hatte die meiste Zeit seines Lebens in Konstantinopel verbracht, als Teil eines bequemen oströmischen Abkommens mit Mehmet, der den Kaiser dafür bezahlte, den aufstrebenden Sultan in subventioniertem Wohlstand zu halten und ihn daran zu hindern, um den Thron zu intrigieren. Orhan hatte keine andere Wahl, als sich seinen „Entführern" anzuschließen, da ihm klar war, dass er im Moment des Fallens der Stadt von seinem Cousin, dem Rivalen, kurzerhand hingerichtet werden würde.

Die westlichen Christen waren letztlich zu uneinig und streitsüchtig, um das Oströmische Reich zu retten. Auch religiöse Unterschiede spielten eine Rolle. Zudem dauerte der Hundertjährige Krieg in Westeuropa immer noch an, obwohl er die beiden mächtigsten Königreiche Europas, Frankreich und England, erschöpft hatte. Und die meisten Europäer hatten eine berechtigte Angst vor islamischen Armeen, insbesondere den Osmanen, und waren nicht erpicht darauf, sie an den fernen Grenzen Europas zu bekämpfen. Darüber hinaus kamen zu viele Westler zu dem Schluss, dass die Stadt wahrscheinlich sowieso fallen würde und nicht länger als Bollwerk benötigt wurde. Tatsächlich wurden tapfere Osteuropäer, insbesondere die Ungarn, nun als weitaus wichtigere Garnisonsstaaten an der Front gegen die Türken angesehen. Die Ironie bestand natürlich darin, dass die späteren heroischen Bemühungen Giustinianis und seines winzigen Kontingents von siebenhundert Condottieri, die größtenteils aus Genua und dem von Genua kontrollierten Chios rekrutiert wurden, im Nachhinein bewiesen, dass es nicht allzu viel mehr Westeuropäer gebraucht hätte, um Konstantinopel zu retten.[50]

In den letzten Monaten vor der Ankunft der Osmanen schlugen Konstantins Bemühungen fehl, dem Sultan zu schmeicheln und ihm einen höheren Tribut anzubieten. Griechische Gesandte, die nach Edirne geschickt wurden, wurden niedergemetzelt. Konstantin sah die Sicherheit des rivalisierenden entfernten Cousins des Sultans, Orhan, vielleicht als Zeichen seiner Treue zu Mehmet an, aber wie bereits erwähnt, stachelte seine jüngste Bitte um erhöhte finanzielle

Unterstützung zur Unterstützung der Eindämmung der osmanischen Aufständischen unter seiner Kontrolle Mehmet nur noch mehr an.

Konstantin unternahm zumindest den außergewöhnlichen, aber weisen Schritt, den Ausländer Giustiniani als Protostrator (leitender Militäraufseher) mit der Leitung der gesamten Landverteidigung der Stadt zu betrauen. Er erlaubte Giustiniani und seinem genuesischen Gefolge, in den Wochen vor der Ankunft der Osmanen Truppen in die kritischen Sektoren der Theodosianischen Mauer zu entsenden, wobei den beiden berüchtigten Schwachstellen besondere Aufmerksamkeit gewidmet wurde: einer Senke im Flussbett des Lykos und der Verbindung mit den Ufermauern entlang des Goldenen Horns.

Die Oströmer hatten außerdem Glück, dass sich Konstantin als besonders kompetenter und beliebter Kaiser erwiesen hatte, der entschlossen war, die antike Stadt zu retten oder bei dem Versuch zu sterben. Für diesen Einsatz hatte er über die Hälfte der schwindenden Bevölkerung der Stadt angeworben, darunter vielleicht bis zu 35.000 halb bewaffnete Zivilisten. Die meisten von ihnen arbeiteten nachts an der Reparatur der beschädigten Befestigungen und dienten, zumindest vor den schwereren Bombardierungen, tagsüber als Hilfstruppen auf den Mauern. Die 6.500 bis 8.000 Verteidiger auf den äußeren Wällen waren gut gepanzert und trugen Brustpanzer, die Pfeile und Schwertstiche abwehrten. Die meisten waren mit Piken und Schwertern ausgerüstet. Sie wurden von einigen Kanonen, Armbrustschützen und Bogenschützen unterstützt. Alles in allem war sogar die Aufstellung einer so relativ kleinen Zahl von Verteidigern erstaunlich, angesichts der allgemeinen Auffassung, dass die Stadt am Ende war, und der Tatsache, dass der Kaiser zu arm war, um viele Söldner anzuheuern.

Trotz des Mangels an Schießpulver und Artillerie verfügten die oströmischen Streitkräfte über reichlich Steine, unter Druck stehende griechische Feuerwerfer, Schwefel und Öl – all dies forderte während der fast achtwöchigen Belagerung einen schrecklichen Tribut von den Türken, die wiederholt zwischen der Grabenmauer und der Außenmauer gefangen waren. Zwar war Konstantinopel nur noch ein Schatten seines früheren Glanzes und in den leeren Vororten wucherte das Unkraut, während die Bevölkerung stark zurückging, doch die gewaltigste

Stadtfestung der Welt konnte immer noch weit über dreißigtausend Soldaten und Zivilisten zur Verteidigung aufbieten, was nur wenige europäische Städte erreichen konnten.[51]

Wenn vielleicht sechstausend der etwa achttausend aktiven Verteidiger der Stadt entlang der fünf Kilometer langen theodosianischen Außenmauer, dem Mittelpunkt der Belagerung, aufgestellt waren, dann war wahrscheinlich alle drei Fuß ein Soldat auf dem Wall postiert. Der Kaiser und Giustiniani hatten außerdem zwei Kontingente strategischer Reserven zusammengeschustert. Der Megadux („Großherzog"), Loukas Notaras, eine umstrittene Figur in Konstantinopel, fügte eine mobile Verstärkung von einhundert Reitern hinzu.[52]

Zwei Narrative halten sich bis heute über die Belagerung und die Zukunft der Stadt: das vorherrschende des Fatalismus und das andere der berechtigten Hoffnung auf Erfolg. Das pessimistische Thema lässt sich wie folgt zusammenfassen: „Wäre die Stadt 1453 nicht eingenommen worden, wäre sie einige Jahre später sowieso unweigerlich gefallen", angesichts des Verlusts der meisten Provinzen, der ewigen Hofstreitigkeiten und Intrigen in Konstantinopel, der religiösen Rivalitäten und der opportunistischen Freigeisterei der Europäer im Bunde mit dem Sultan. Oder wie Steven Runciman das abrupte, aber angeblich schicksalhafte Ende Konstantinopels so treffend schloss: „Es ist leicht zu behaupten, dass das Jahr 1453 im großen Stil der Geschichte sehr wenig Bedeutung hat. Das Oströmische Reich war bereits dem Untergang geweiht. Geschwächt, unterbevölkert und verarmt war sie dem Untergang geweiht, wann immer die Türken sich entschlossen, einzumarschieren und ihr die Todesstöße zu versetzen."[53]

Es gibt jedoch auch eine konkurrierende Erzählung, wonach die Stadt selbst auf ihrem Tiefpunkt nur wenige Tage davon entfernt gewesen wäre, die schwerste Belagerung ihrer elfhundertjährigen Geschichte zu überleben. Bis zum 29. Mai, als die türkischen Truppen schließlich die Außen- und Innenmauern durchbrachen – sowohl weil man in der Innenmauer ein oder mehrere geöffnete Tore entdeckt hatte, als auch weil Giustiniani und sein genuesisches Kontingent verwundet worden waren und sich zurückgezogen hatten –, kamen viele Berater des Sultans

zu dem Schluss, dass sich der Verlauf der Schlacht gegen die Osmanen gewendet hatte, vielleicht so, wie es Murad II. 1422 nicht gelungen war. Das Wetter wurde wärmer, was die Gefahr von Krankheiten und den Bedarf an größeren Trinkwasservorräten heraufbeschwor. Die Vorräte der Angreifer gingen allmählich zur Neige. Tausende türkische Soldaten waren tot oder verwundet – insgesamt waren es schließlich über zwanzigtausend. Der angeblich entscheidende Angriff der Riesenkanone und die schwächeren Artilleriebestände des Sultans hatten die Befestigungen noch immer nicht zerstört.

Darüber hinaus wuchs die Angst, dass jeden Tag verspätete Hilfe aus Italien eintreffen und eine Flotte durch die Dardanellen brechen könnte. Selbst wenn diese Hilfe nur etwa tausend zusätzliche Soldaten gewesen wäre, könnte die Verstärkung entscheidend gewesen sein, wenn man bedenkt, wie Giustinianis winzige Truppe von siebenhundert Mann die Stadt bisher gerettet hatte.

Und dann war da noch die lange Geschichte zahlenmäßig unterlegener christlicher Verteidiger, die einer überwältigenden Zahl osmanischer Belagerer erfolgreich Widerstand leisteten. Bei der berühmten großen Belagerung Maltas im Jahr 1565 schlugen lediglich fünfhundert bis sechshundert Johanniter zusammen mit einer Ad-hoc-Truppe aus fünftausend europäischen Freiwilligen, Söldnern, Zivilisten und Sklaven über vier Monate lang erfolgreich eine riesige amphibische Streitmacht von vierzigtausend osmanischen Angreifern zurück – und hielten die Insel dauerhaft in den Händen christlicher Streitkräfte. Etwa 230 Jahre nach dem Fall Konstantinopels, während der Belagerung Wiens im Jahr 1683, standen die europäischen Verteidiger einer größeren und besser bewaffneten Belagerungsmacht gegenüber. Doch eine zahlenmäßig weit unterlegene österreichische Verteidigung mit gerade einmal elftausend Soldaten und weniger als fünftausend Freiwilligen wehrte erfolgreich die anhaltenden osmanischen Angriffe ab. Sie hielten die Stadt erfolgreich über zwei Monate lang, bis Entsatztruppen eintrafen. Es war nicht vorherbestimmt, dass die zahlenmäßig unterlegenen oströmischen Verteidiger von 1453, die die größten Festungen der Zeit bemannten, zur Niederlage verurteilt waren.

Am wichtigsten war, dass die riesige türkische Flotte trotz ihres Einfallsreichtums, mit dem sie den mit der riesigen Eisenkette verschlossenen Zugang zum Goldenen Horn überwand, nur eine schwache Leistung erbrachte. Sie war nie in der Lage, eine ernsthafte Bedrohung für die beiden großen Seemauern der Stadt darzustellen oder gar sicherzustellen, dass Konstantinopel vor und während der Belagerung vollständig blockiert war. So wie Konstantinopel nach der gescheiterten Belagerung von 1422 eine Generation lang sicher gewesen war, hätte ihm ein noch größerer osmanischer Rückschlag im Jahr 1453 vielleicht noch mehr Luft zum Atmen verschafft.54

Trotz der herkömmlichen historischen Einschätzung, dass die Stadt verloren war, ist es also ebenso wahrscheinlich, dass Konstantinopel, wenn der Angriff des Sultans, der zwei Jahre lang geplant war, gescheitert wäre, gestärkt gewesen wäre und seine erfolgreichen diplomatischen Bemühungen fortgesetzt hätte, Verbündete zusammenzutrommeln und Zwietracht unter seinen Feinden zu säen. Vielleicht hätte ein erfolgreicher Widerstand der Stadt einen Status wie den eines autonomen Singapurs oder Hongkongs im 20. Jahrhundert eingebracht. Es gab Sultane vor Mehmet II., die den Sturm auf Konstantinopel nicht für lohnenswert hielten – und es hätte auch nach ihm viele solcher Realisten gegeben, wenn er 1453 gescheitert wäre.

Im Gegensatz dazu änderte der Sieg Mehmets II., der später „der Eroberer“ genannt wurde, die Richtung des Aufstiegs der Osmanen zur Vorherrschaft radikal – ein nachträglicher Beweis dafür, dass Konstantinopel den osmanischen Expansionismus sowohl materiell als auch psychologisch behindert hatte. Feinde und Neutrale begannen schnell, Wiedergutmachung zu leisten und Allianzen mit dem Sultan zu schmieden, den sie nun als unwiderruflich im Aufstieg begriffen empfanden.

Als Mehmets gewaltige Streitkräfte vor den Theodosianischen Mauern ankamen und seine Flotte den Bosporus und das Goldene Horn blockierte, breitete sich die Verzweiflung weit über die zahlenmäßig unterlegenen Verteidiger auf den Stadtmauern hinaus aus. Die osmanische Marine hatte auch die Kontrolle über die Dardanellen gewonnen und würde bald beginnen, wichtige griechische Inseln an der

Mündung des Kanals in die Ägäis zu absorbieren. Jede Hilfe aus dem Mittelmeerraum musste sich ihren Weg hinein erkämpfen oder nachts hineinschleichen. Nie zuvor hatten die Griechen die gesamte Stärke des Osmanischen Reiches gesehen, die sich jetzt vor ihren Mauern versammelt hatte. Unter ihnen, nur wenige Meter vom äußeren Graben entfernt, befanden sich über 80.000 Soldaten, mit Bannern, Zelten und Hörnern ausgestattet, und vielleicht noch ebenso viele Hilfstruppen, Diener und Marketenderinnen. Die Strategien des Sultans zur Einnahme der Stadt waren flexibel und vielschichtig und entwickelten sich nach und nach weiter, da jeder Versuch scheiterte und durch eine andere Methode ersetzt wurde, bis zum entscheidenden und erfolgreichen letzten Angriff am 29. Mai. In den ersten Wochen glaubten die Osmanen, dass ihre großen Bombarden und zahlreichen Kanonen das schaffen könnten, was traditionelle Rammböcke, Katapulte und Trebuchets nie geschafft hatten: das massive, komplexe System der Mauern und Tore Theodosias niederzureißen. Aber die Artillerie schuf nie dauerhafte Lücken, die groß genug waren, um sie mit Infanterie auszunutzen.

Anfang Mai begann das Artilleriekorps der Osmanen, klüger, sein Feuer zu konzentrieren, indem es mehrere Kanonen so aufstellte, dass sie konzentriert und gemeinsam auf verwundbare Stellen der Mauern schossen. Doch auch diese verbesserte Bemühung scheiterte größtenteils, da sie keine ausnutzbaren Risse in den Wällen hervorbrachte, obwohl die Salven die Verteidiger zusätzlich belasteten, um den täglich steigenden Schaden zu reparieren.

Schließlich griff der Sultan auf die bewährten Methoden zurück, bei denen er mobile Türme einsetzte, Minen unter den Mauerfundamenten grub und aufeinanderfolgende Angriffswellen mit Sturmleitern aussandte. All diese Bemühungen waren ebenfalls vergebens. Doch wie die frühen Sperrfeuer zermürbten die Angriffe die wenigen Verteidiger der Stadt auf den Mauern und die Reparaturtrupps. Sie demoralisierten auch die Zivilbevölkerung, die bereits durch den ständigen Lärm der osmanischen Bombardierungen erschöpft war. Die Oströmer suchten vergeblich nach Entsatzflotten aus dem Westen, um der scheinbar unerbittlichen Gewalt und dem drohenden Untergang ein Ende zu setzen.[55]

Am 5. April war der Sultan selbst mit seinem letzten Kontingent aus Edirne eingetroffen, und seine Truppen verbrachten den nächsten Tag damit, ihre Artillerie in Stellung zu bringen und die Angriffspunkte gegen die Theodosianischen Mauern für die offiziellen Angriffe auszukundschaften, die zwischen dem 6. und 7. April begannen. Das türkische Lager war etwa drei bis vier Kilometer von der Landmauer entfernt und parallel zu ihrer gesamten Länge angelegt. Die unterbesetzten Verteidiger standen auf der unteren Außenmauer und hatten den Angreifern nichts preisgegeben – zweifellos auf Anweisung Giustinians, der entschied, dass die einzige Hoffnung für die Stadt darin bestand, den Angriff sofort abzubrechen, sobald die Angreifer den Graben verlassen hatten. Oder vielleicht wollte er das osmanische Kanonenfeuer zunächst auf die Außenmauer lenken und die größere Innenmauer als Bollwerk nutzen, obwohl sie möglicherweise in einem schlechteren Zustand war. In den ersten Tagen unternahmen die selbstbewussten Genuesen jedenfalls mehrere kühne Vorstöße jenseits der Außenmauer, bis sie lernten, dass selbst erfolgreiche Strafangriffe die Kosten in Form von knappen Arbeitskräften nicht wert waren.[56]

Kontingente von Genuesen, einigen Venezianern und Konstantins besten Truppen wurden nacheinander entlang der Theodosianischen Mauer aufgestellt. Venezianische Galeeren hielten die Türken von den Ufermauern fern. Obwohl die oströmischen Streitkräfte nur über wenige Kanonen verfügten, die mit den Batterien des Feindes vergleichbar gewesen wären, feuerten sie in den nächsten acht Wochen ununterbrochen Salven aus Bögen, Armbrüsten, kleinen Kanonen, griechischem Feuer und Handgeschossen ab, um jeden Frontalangriff abzuwehren. Die Oströmer nutzten den angeborenen Vorteil der Belagerten aus, indem sie die Osmanen ins Visier nahmen, die sich unter der Außenmauer versammelten, und von weit oben nach unten zielten, während die Türken im Gegensatz dazu Pfeile nach oben auf verstreute Einzelpersonen schießen mussten, die durch Stein- und Ziegelwälle gut geschützt waren.[57]

Die Türken waren nicht in der Lage, die Mauern mit Leitern zu erklimmen, die Tore mit Rammen niederzureißen oder mit Rädern und geschützten Karren nahe genug heranzukommen. Zwischen den großen

Massenangriffen auf die Theodosianischen Mauern beschossen die großen türkischen Kanonen fast jeden Tag der 55-tägigen Belagerung die Mauern, die osmanische Flotte versuchte, sich den Seemauern zu nähern und oströmische Truppen abzuziehen, und Bergleute arbeiteten unterirdisch in einer Reihe von Tunneln.

Trotz etwa 5.000 Schüssen und dem Verbrauch von 55.000 Pfund Schießpulver sprengten die Belagerer nie dauerhafte Löcher, die groß genug gewesen wären, damit die Janitscharen durch die Spalten hätten strömen können. Die ständigen unterirdischen Bemühungen der Türken, die Fundamente der Mauern zu untergraben, führten angesichts der ausgeklügelten oströmischen Gegenminen ebenfalls zu ihren ständigen Niederlagen und Verlusten.58

Auf See konnten die zahlenmäßig weit unterlegenen Christen die türkische Flotte zurückschlagen, da sie über bessere Seemannschaft, bessere Kommandeure und kampffähigere Schiffe verfügten. Normalerweise hatten die größeren, höher deckigen genuesischen und venezianischen Galeeren, die mit reichlich Katapulten und Kanonen ausgerüstet waren, keine Probleme, die kleineren, dicht gedrängten osmanischen Schiffe ins Visier zu nehmen. Die Oströmer setzten immer noch eine beachtliche Flotte von etwa 26 Galeeren ein, die meisten von ihren westlichen Verbündeten. Eine Zeit lang konnten sie fast alle Angriffe aus dem Marmarameer und dem Goldenen Horn auf die Seemauern abwehren.59

Am 21. Mai, Tausende tote Osmanen später, schickte der verärgerte Sultan Gesandte mit einem Angebot zum Kaiser: „Übergeben Sie die Stadt, und die Osmanen würden Konstantin drei Zugeständnisse machen. Erstens könnten alle Griechen Konstantinopel mit ihrem Besitz verlassen; zweitens könnte der Kaiser unbeschadet die Peloponnes regieren; und drittens würden alle Byzantiner, die unter neuer osmanischer Herrschaft in der Stadt bleiben wollten, in Ruhe gelassen, nachdem sie einen Treueid geschworen und die Ungläubigensteuer bezahlt hätten“. Konstantin lehnte mit Unterstützung der Öffentlichkeit alle Bedingungen ab und schwor, bis zum Tod weiter für die Verteidigung der Stadt zu kämpfen. Nach dem Fall der Festung offenbarte der Sultan mehr oder weniger, dass er in Wirklichkeit nicht

die Absicht hatte, die Autonomie der Peloponnes zuzulassen. Stattdessen eroberte er sie innerhalb von sieben Jahren. Hätte Konstantin kapituliert, wäre wohl kaum eine der osmanischen Bedingungen eingehalten worden.[60]

Die oströmische Ablehnung des letzten osmanischen Angebots nach wochenlangen Angriffen war unvermeidlich. Wie der fast zeitgenössische Chronist Michael Doukas rhetorisch erklärte: „Es war völlig unmöglich, die Stadt, die den Griechen gehörte, einzunehmen und sie den Türken zu geben. Wenn dies getan würde, wohin könnten sie gehen? An welchem Ort könnten die Griechen wohnen, in welcher christlichen Stadt, in der sie nicht angespuckt und mit Abscheu und Verachtung behandelt würden?“ Man könnte das osmanische Angebot mit Roms ebenso unmöglicher wie doppelzüngiger Forderung vergleichen, die Karthager sollten ihre Stadt verlassen und woanders hinziehen, weit weg vom Meer.[61]

Frustriert über ihre wochenlangen Misserfolge und die scheinbare Sturheit des Kaisers drängten die Berater des Sultans am 28. Mai auf einen letzten, umfassenden Angriff, um die Landmauern zu stürmen, da die einzige Alternative darin bestand, die Belagerung abzubrechen. Trotz fast zwei Monaten wiederholter Frustrationen und der größtenteils intakten oströmischen Streitkräfte auf den Mauern waren die meisten osmanischen Kommandeure weiterhin bestrebt, einen letzten Vorstoß in die Stadt zu wagen.

Vor allem die Janitscharen drängten auf den Angriff, da ihr Sultan versprochen hatte, dass alle, die es innerhalb der Mauern schafften, für drei Tage Plünderung, Mord und Vergewaltigung freigelassen würden. Mehmet könnte zudem befürchtet haben, dass die anhaltende Pattsituation bald zu Zwietracht in seinen eigenen Territorien führen würde. Am Vorabend seines letzten Angriffs schickte er ein letztes Mal Gesandte in die Stadt und bot freies Geleit unter der Bedingung einer Kapitulation an – falls Konstantinopel sofort übergeben würde. Konstantin lehnte dies ein letztes Mal trotzig ab: „Die Stadt steht mir nicht zu, und keiner der Bewohner hat das Recht, sie euch zu überlassen. Wir sind alle entschlossen, den Tod der Kapitulation vorzuziehen, und wir werden nicht zögern, unser Leben für diese Sache zu geben.“[62]

Der friedensfreundliche Großwesir des Sultans, Halil, mahnte erneut zur Vorsicht und gab einem zunehmend besorgten Mehmet pessimistische Einschätzungen der Chancen eines türkischen Sieges:

> Sie sehen, wie stark die Stadt verteidigt ist und wie unmöglich es ist, sie zu stürmen; je mehr Männer Sie zum Angriff schicken, desto mehr bleiben dort liegen, und diejenigen, die es schaffen, die Mauer zu erklimmen, werden zurückgeschlagen und getötet. Ihre Vorfahren sind nie so weit gekommen oder haben es auch nicht erwartet. Es ist zu Ihrem großen Ruhm und Ihrer Ehre, dass Sie so viel getan haben, und dies sollte Sie zufriedenstellen, ohne dass Sie dabei Ihre gesamten Streitkräfte vernichten möchten.63

Mehmet ignorierte erneut das Nörgeln seines alten Beraters und befolgte stattdessen den Rat seines aggressivsten Kommandanten und Konvertiten, Zaganos Pascha, der um einen letzten Tag gemeinsamer Anstrengungen bat: „Geben Sie uns die Chance, einen kurzen, scharfen Generalangriff durchzuführen, und wenn wir scheitern, werden wir danach tun, was Sie für das Beste halten.“ Der Sultan versicherte seinen begeisterten Soldaten, dass ihr Herrscher und sein Staat nur die Stadt, die Mauern und ihre Gebäude wollten. Drei Tage lang gehörte ihnen alles andere in Konstantinopel – Geld, Menschen, Besitz – und sie konnten damit machen und davon profitieren, was sie wollten.

Die Unsicherheit auf beiden Seiten über den Verlauf der Belagerung wurde auch am letzten Tag des Oströmischen Reiches nicht sofort beseitigt. In den Worten von Nicolò Barbaro, der am letzten Tag der Belagerung die Abwehr der ersten beiden Wellen von Angreifern miterlebte, die sich unterhalb der Außenmauer versammelt hatten: „Unsere Armbrüste und Kanonen feuerten zu diesem Zeitpunkt weiter auf ihr Lager und töteten eine unglaubliche Zahl von Türken.“ Ein anderer zeitgenössischer Bericht erwähnte, dass die Türken, als sie begannen, den Graben und die Masse unterhalb der Außenmauer aufzufüllen, leichte Ziele waren und größtenteils abgeschlachtet wurden:

> Dann warfen sie im Schutz von Bombardements und Gefechten Erde, Äste und andere Materialien in den Graben, um den Graben aufzufüllen und so einen leichten Zugang durch die bereits entstandenen Breschen zu ermöglichen. Einige warfen sogar ihre eigenen Zelte hinein. Der Anblick war schrecklich. Viele von ihnen fielen um, weil sie sich so viele auf so engem Raum bewegten, und diejenigen, die ihnen folgten, warfen Erde und Äste hinein und begruben die Gefallenen lebendig, sodass sie einen jämmerlichen Tod erlitten. Andere, die Stärksten, ergriffen, getrieben von dem Drang nach Geschwindigkeit, freiwillig die Schwächeren und warfen sie erbarmungslos in den Graben, anstatt Erde und Äste. Aber sie zahlten den Preis für ihre grausamen Taten, und viele von ihnen wurden durch Kanonen und Pfeile der Armbrüste und schwere Steine, die von den Katapulten geschleudert wurden, getötet, und viele andere wurden verwundet, während auch wir einige Verluste erlitten.64

Doch der Sinn der ersten Angriffe des Sultans mit entbehrlichen, zwangsrekrutierten Christen und türkischen Bauern war es gewesen, die Verteidiger zu zermürben und vielleicht sogar der türkischen Artillerie eine letzte Chance zu geben, Löcher für die nachfolgende Hauptmacht der Janitscharen und der anderen Elitekontingente des Sultans zu sprengen. Nun folgten vielleicht einige Zehntausend der besten türkischen Armee, angeführt von den besten Janitscharen, den ersten beiden zurückgeschlagenen Wellen in einem dritten und letzten entscheidenden Angriff – in der Hoffnung, entweder mit ihren Leitern die Mauern in den nun unterbesetzten Bereichen zu erklimmen oder Kanonenlöcher in den Wällen zu finden.

Wie erwähnt, geriet das gesamte genuesische Kontingent beim Anblick ihres schwer verwundeten Hauptmanns in Panik, als Giustiniani durch eine Kugel oder einen Pfeil schwer verwundet wurde und seine Truppen ihn von der Mauer trugen:

> In diesem Moment, so groß war das Unglück der Stadt, wurde Giovanni Giustiniani von einem Pfeil in die Achselhöhle getroffen.

> Wie ein Junge, der nicht an den Krieg gewöhnt ist, zitterte er beim Anblick seines eigenen Blutes und fürchtete um sein Leben. Um seine Soldaten, die noch nicht wussten, dass er verwundet war, nicht zu entmutigen, verließ er die Reihen mit der Absicht, heimlich einen Arzt aufzusuchen. Und wenn er einen Ersatzmann ernannt hätte, der seinen Platz einnehmen sollte, wäre die Stadt nicht verloren gewesen. Die Schlacht tobte noch in vollem Gange, als der Kaiser bemerkte, dass Giustiniani fehlte, und machte sich in großer Bedrängnis auf den Weg, um zu sehen, wohin er gegangen war. Als unsere Soldaten sahen, dass sie ohne Anführer waren, begannen sie, sich von ihren Positionen zurückzuziehen. Zu diesem Zeitpunkt steigerte sich die Heftigkeit des türkischen Angriffs, während unsere eigenen Truppen von Furcht erfüllt waren.[65]

Die fliehenden Verteidiger waren in solcher Panik, dass sie angesichts des Durcheinanders des Handgemenges und der wütenden Janitscharen, die zwischen ihnen Christen töteten, nicht einmal alle Tore der inneren Mauer schließen konnten, als sie versuchten, sie zu durchqueren. Die Ironie des Schicksals bestand schließlich darin, dass der Abzug des verwundeten Giustiniani und seiner Männer nicht nur den anvisierten Abschnitt der Mauer ungeschützt ließ. Seine Abwesenheit als Prototrator erwies sich als noch verheerender; nur Giustiniani hätte nach dem Versagen der Verteidigung der äußeren Mauer einen schlüssigen und verteidigungsfähigen Rückzug auf die inneren Mauern organisieren und von ihren viel höheren Wällen aus einen erfolgreichen Widerstand wiederherstellen können.

Später kam es zu erbitterten Kontroversen über die endgültige Katastrophe. Griechische Berichte gaben dem angeblich feigen Giustiniani die Schuld, weil er die Nerven verloren hatte, insbesondere angesichts der Tatsache, dass die Genuesen es tatsächlich schafften, ihre Schiffe zu erreichen und aus dem Goldenen Horn auszubrechen und es durch die Dardanellen in die Sicherheit der Ägäis zu schaffen. Italienische Quellen betonen stattdessen Giustinianis tödliche Wunden und seinen anschließenden Tod kurz nach seiner Ankunft auf Chios. Es

besteht kein moderner Konsens darüber, wie oder wo genau er verwundet wurde; ob alle Genuesen in Massen abzogen; oder ob Giustiniani einen allgemeinen Rückzug befahl oder seine Männer bei seinem Zusammenbruch einfach den Mut verloren und spontan beschlossen, das Kontingent zu retten. Es gibt in den Quellen sogar ein paar wilde Vermutungen, dass Giustiniani von hinten von Fünften Kolonnen angeschossen worden sein könnte, da er 55 Tage harter Kämpfe ohne Verwundung überstanden hatte und zufällig nur Minuten vor dem Zusammenbruch der Verteidigung zum ersten Mal getroffen wurde. Darüber hinaus hatte Giustiniani zuvor einen heftigen Streit über die Strategie mit einer Reihe eifersüchtiger Oströmer gehabt, vor allem mit dem Megadux Notaras.66

So brachen die fast zwei Monate lang bestehenden Verteidigungen unerwartet innerhalb von Minuten zusammen. Plötzlich wurden alle Verteidiger, die zum Kämpfen auf der Außenmauer geblieben waren oder beim Rückzug im Pavillon zwischen den Innenmauern ertappt wurden – und es gab noch immer einige entschlossene oströmische Gruppen auf den Landmauern und Katalanen und Kreter, die sich entlang der Ufermauer verstreut hatten – von Hunderten Janitscharen umzingelt.

Ein Zeuge der Schlacht, Leonardo von Chios, bestätigt melodramatisch, dass nach dem Scheitern der ersten beiden Angriffe auch der letzte Vorstoß des türkischen Elitekorps scheiterte – und damit auch die Belagerung selbst. Leonardo zitiert den Kaiser: „Ah! … Meine tapferen Soldaten, der Angriff des Feindes wird schwächer und die Siegeskrone ist fest in unserer Hand. Gott ist auf unserer Seite; kämpft weiter!“ Dann folgten die Verwundung von Giustiniani, der Rückzug der Genuesen, der Zusammenbruch der Verteidigung der Stadt und das Ende der Byzantiner.67

Der Zusammenbruch der Stadt und des restlichen Reiches verlief in drei aufeinanderfolgenden und grausamen Phasen. Zunächst ereilte das unmittelbare Schicksal der Oströmer, die noch immer auf den Wällen kämpften. Sie wurden umzingelt, als die Mauern von einem Bollwerk erst in einen Tötungsplatz, dann in ein Internierungslager und schließlich in einen Hinrichtungshof verwandelt wurden. Zweitens folgte nach dem

Fall der Stadt eine systematische, jahrzehntelange Säuberung aller oströmischen Gebiete in Griechenland, der Ägäis und dem Schwarzen Meer. Drittens folgte eine Reihe von Erlassen und Gesetzen, die alle verbliebenen Griechisch sprechenden Menschen des ehemaligen Reiches zu Bürgern zweiter Klasse in verkümmerten Enklaven des bedrängten Hellenismus [Griechentums] machten.

Kurzfristig jedoch brach nach dem Zusammenbruch des Widerstands Chaos aus. Doch für kurze Zeit ermöglichte die Epidemie türkischer Plünderungen, Massaker und Vandalismus einigen der bewaffneten Verteidiger und ihren Familien die Flucht. Sie bahnten sich ihren Weg durch die Stadt zum Goldenen Horn und den venezianischen, genuesischen und oströmischen Galeeren im Hafen, brachen so ins Marmarameer ein und durchquerten die Dardanellen, um in die Ägäis zu entkommen. In diesen ersten Stunden des Amoklaufs waren die meisten Sieger zu sehr damit beschäftigt, die Häuser der Reichen zu plündern, Kirchen zu verwüsten, erlesene Sklaven zum Verkauf (vor allem junge Jungen und Mädchen) zusammenzutreiben und Beute einzusammeln, als dass sie sich die Mühe machten, die Flucht der Bewaffneten zu verhindern. Solche Plünderungen und die Erkenntnis, dass lebende Geiseln mehr einbrachten als Leichen, erklärten, warum die Zahl der oströmischen Todesopfer am letzten Tag der Stadt wahrscheinlich zwischen viertausend und fünftausend Zivilisten und Soldaten betrug, während fast fünfzigtausend der übrigen zunächst versklavt wurden.

Ein historischer Moment, wie Gibbon erkannte, der das Ende sowohl der Orthodoxie als auch der Römischen Welt in Asien symbolisierte, war der Angriff der Janitscharen auf das innere Heiligtum der Hagia Sophia. Fast unmittelbar nach dem Durchbrechen der Mauern griffen die Türken die Kathedrale an. Dort hatten sich ihrer Kenntnis nach einige der bedeutendsten und reichsten Geistlichen und Adligen der Stadt versammelt, in der Hoffnung auf die Erscheinung eines rettenden Erzengels.

Nachdem sie die alten Bronzetüren aufgebrochen hatten, drangen die Türken ein, richteten Alte und Gebrechliche hin, plünderten die Kathedrale und verschleppten die Überlebenden als Sklaven. Die Türken stritten untereinander um die attraktiveren Jungen und jungen Frauen,

fesselten sie oft für späteren Spaß, versklavten sie oder boten Lösegeld an, und zogen dann weiter, um weitere Gefangene zu bekriegen. Innerhalb weniger Stunden war die Kirche vollständig geplündert, sogar die Böden und Wände wurden auf der Suche nach Schätzen eingeschlagen. Bald darauf ritt Mehmet selbst dramatisch in die Kirche, bestrafte diejenigen, die wertvolle Teile seiner baldigen Nationalmoschee zerstörten, und ließ seine Männer mit Plünderern dessen fertig werden, was offenbar bereits osmanisches Staatseigentum war.[68]

Was war das Schicksal des Kaisers bei dem allgemeinen Massaker? Der fast zeitgenössische Historiker Michael Doukas, der die Berichte früherer Chronisten zusammenfasste, schrieb, dass ein Soldat dem Sultan berichtete, sein Kontingent habe Konstantin umzingelt und ihn getötet:

> „Mein Herr, ich habe ihn getötet; und dann wurde ich von dem Ansturm der Beutesuchenden weitergetragen und ließ ihn tot liegen.“ Der andere Mann behauptete, er sei derjenige gewesen, der den ersten Schlag geführt habe. Dann schickte der Sultan beide los, um den Kopf zu holen. Also rannten sie los, um die Leiche zu suchen, hieb ihr den Kopf ab und brachten ihn ihrem Anführer. Dann sagte Mehmet zum Megadux: „Sag mir die Wahrheit. Ist dies der Kopf eures Kaisers?“ Notaras untersuchte ihn und antwortete: „Mein Herr, das ist es.“ Auch andere sahen den Kopf und identifizierten ihn. Dann nagelten sie ihn an die Säule im Augusteum, wo er bis zum Abend blieb. Danach wurde die Haut vom Schädel abgezogen, mit Kleie ausgestopft und als Symbol des Sieges an die Gouverneure Persiens und Arabiens und anderer Teile des türkischen Reiches geschickt.[69]

Zeitzeugen und spätere Berichte beschrieben die oft sprunghafte Art und Weise, in der italienische und griechische Überlebende freigekauft, versklavt oder hingerichtet wurden, wobei die Entscheidung davon abhing, welche Informationen den unberechenbaren Mehmet erreichten und wie seine Stimmung und Nüchternheit zu dem Zeitpunkt waren. Der

Augenzeuge Nicolò Barbaro berichtete von den ersten Wellen türkischer Soldaten und Matrosen, die in die Stadt stürmten, als sie osmanische Flaggen auf den Wällen wehen sahen:

Sie rannten alle wie wilde Hunde in die Stadt, um Gold, Juwelen und andere Schätze zu suchen und die Kaufleute gefangen zu nehmen.

Sie suchten die Klöster auf, und alle Nonnen wurden zur Flotte geführt, geschändet und dann für den Preis verkauft, den sie einbrachten, obwohl einige von ihnen es vorzogen, sich in die Brunnen zu stürzen und zu ertrinken, anstatt in die Hände der islamischen Türken zu fallen, ebenso wie eine Reihe verheirateter Frauen.[70]

Eine schreckliche Geschichte, die nach dem Fall der Stadt den Westen erschütterte, betraf den bedeutenden Loukas Notaras selbst, den Megadux der Stadt, und das Schicksal seiner einflussreichen Familie. Zunächst versicherte Mehmet dem Megadux, dass er und mindestens zwei seiner Söhne und vielleicht auch ein Schwiegersohn nicht nur geschützt würden, sondern auch als neue Vasallen der Osmanen benötigt würden, um die Stadt zu regieren. Aber nach diesen Zusicherungen überlegte es sich der Sultan bei seinem Bankett anders und befahl Notaras, entweder getrieben von päderastischer Lust und Alkohol oder seinem von Anfang an geplanten Plan, die Familie Notaras zu enthaupten, „Ihren jüngeren Sohn zum Bankett zu schicken“. Nachdem der Megadux seine Ablehnung zurückgeschickt hatte, wurde der Sultan wütend und verlangte, dass der Megadux und die überlebenden männlichen Mitglieder seiner Familie sofort zu ihrer gemeinsamen Hinrichtung erscheinen sollten:

> Der Henker nahm ihre Köpfe, ging zurück und zeigte sie dem wilden Tier, seinem Herrn, während er sich amüsierte; die Körper wurden dort unbegraben zurückgelassen, nachdem man ihnen die Kleidung ausgezogen hatte. Mehmet schickte den Henker auch los, um alle Adligen und hohen Beamten des Palastes zu töten, die er von ihrer Gefangennahme freigekauft hatte, während von ihren Frauen und Kindern die schönsten Frauen und schönsten Jugendlichen ausgewählt und in die Obhut des obersten Eunuchen übergeben wurden.[71]

Einigen Berichten zufolge führten die vielen Hinrichtungen zu Missgunst unter den überlebenden Besiegten. Vielleicht war diese Barbarei ein Grund, warum so viele überlebende Westler aus der Stadt flohen – eine Tatsache, die ein angeblich reumütiger Mehmet später wiedergutzumachen suchte, indem er neue Zugeständnisse anbot, um Griechen und Italiener wieder nach Konstantinopel zu locken.[72]

Am Ende der Woche war die Islamisierung der Stadt in vollem Gange. Im Gange waren nicht nur die Ad-hoc-Umwandlung von Kirchen in Moscheen, sondern auch die Ausgabe von Anordnungen und Protokollen, nach denen alle überlebenden freien griechischen Einwohner – von denen viele über Fachkenntnisse in der Funktionsweise der städtischen Wasser-, Abwasser- und Speicherinfrastruktur verfügten – die Stadt weiterhin bewohnen konnten. Innerhalb weniger Tage war die Hagia Sophia-Kathedrale zur größten Moschee der islamischen Welt geworden, als ihre berühmten Fresken übertüncht wurden. Innerhalb von Jahrzehnten wurde sie mit Minaretten neu ausgestattet, wodurch für nachfolgende Generationen von Osmanen jede Erinnerung oder Kenntnis ihrer vorherigen 916 Jahre als meistverehrte Kirche der Christenheit ausgelöscht wurde.

Nachrichten vom Ende der ikonischen Stadt erreichten Westeuropa Wochen später, gefolgt von regelmäßigen Berichten über den anschließenden fortschreitenden Untergang dessen, was vom Oströmischen Reich in Kleinasien übrig geblieben war. Angesichts der radikalen Verkleinerung der Größe und des Reichtums des einst das Mittelmeer umspannenden Oströmischen Reiches wurde die Katastrophe natürlich lange befürchtet. Dennoch erschütterte das abrupte Ende der Stadt die gesamte Christenheit. Wurde die Schutzfunktion Konstantinopels während seines langen Lebens von seinen Nutznießern in Westeuropa nicht ausreichend gewürdigt, so wurde die Stadt als ewiges Bollwerk gegen den Osten erst nach ihrem Tod betrauert. Kein Wunder, dass einige Zeitgenossen diese nachträglichen westlichen Klagen über den Untergang Konstantinopels heuchlerisch fanden. Die westliche Kirche und die streitenden europäischen Lehen hatten zuvor wenig getan, um einem bedrängten orthodoxen Oströmischen Reich zu helfen, als der Untergang der Hauptstadt keineswegs sicher war.

Tatsächlich jedoch hatten die Westeuropäer offenbar angenommen, dass selbst die verknöcherte Festungsstadt des 15. Jahrhunderts geistig von Gott beschützt und materiell uneinnehmbar war.[73]

Im Westen kam es zu zwei allgemeinen Reaktionen auf den Fall. Erstens wuchs die Empörung der westlichen Christen über den Fall der Stadt und die Vernichtung der freien griechischen Bevölkerung und sie schworen, eine Kreuzzugsflotte durch die Dardanellen zu schicken. Apokalyptische Geschichten über den letzten Tag der Stadt wurden begleitet von grausamen Erzählungen über die Vergewaltigung und Ermordung der eingeschlossenen Bürger, insbesondere über das Schicksal des Megadux Loukas Notaras, die Enthauptung Konstantins und die Präparation seines Kopfes. Doch wenn der Papst und die italienischen Stadtstaaten monatelang von der Befreiung der Stadt sprachen, besannen sie sich bald eines Besseren. Ihre unmittelbarere Sorge galt nicht so sehr dem Verlust Konstantinopels durch die Griechen, sondern einem noch aggressiveren und unkontrollierteren osmanischen Sultan. Und sie fürchteten nun das Schicksal der verschiedenen italienischen Handelskonzessions-Enklaven in und um Konstantinopel und letztlich der wichtigsten venezianischen Festungen in der Ägäis, in Griechenland und im östlichen Mittelmeerraum.

Die zweite europäische Reaktion auf den Fall der Stadt war ruhiger und weniger heroisch, aber ebenso vorhersehbar. Im Herbst 1453 wurde „Mehmet der Eroberer“ von einer Schar westlicher Gesandter umringt, die um Lösegeld für ihre Verwandten und Granden baten, die in der Stadt und in Handelsenklaven jenseits des Goldenen Horns gefangen waren. Offizielle Gesandtschaften aus Italien strebten sofort einen vermittelten Frieden an und vielleicht sogar die Fortsetzung der osmanischen Zugeständnisse, um die nun verlorenen Handelsposten zu ersetzen, oder Verhandlungen über eine Art Ausnahme von bevorstehenden Eroberungen.

Was zukünftige Eroberungen anging, hatten die Westeuropäer ironischerweise schon vor langer Zeit im späten 13. und 14. Jahrhundert die osmanische Schießpulverindustrie angekurbelt. Vor allem die Venezianer hatten den Osmanen fertige Kanonen sowie strategisches Know-how in den Bereichen Metallurgie und Schmelzen verkauft.

Angesichts ihrer weitaus größeren Ressourcen und ihres Geldes waren die Osmanen bald in der Lage, ausländische Hilfe zu kaufen, um ihre eigenen Gießereien zu errichten. Bei einigen Ost-West-Konfrontationen auf dem Balkan in den folgenden zwei Jahrhunderten verfügten die Armeen der Sultane über mehr Artillerie als ihre Feinde, auch wenn sie nicht immer mit qualitativ überlegenen Geschützen ausgerüstet waren. Vielleicht war die Entfernung des Osmanischen Reichs vom Atlantik und damit die anhaltenden europäischen Durchbrüche in der transozeanischen Schifffahrt, im Schiffbau und in der Rüstung der Grund für die Stagnation der technologischen Wettbewerbsfähigkeit der Osmanen im späten 16. und 17. Jahrhundert.[74]

Nach dem anfänglichen Blutvergießen, Plündern und Versklaven sah sich der siegreiche Sultan Mehmet mit dem Besitz einer majestätischen, aber weitgehend verlassenen Metropole konfrontiert. Ihre Häuser und Geschäfte waren geplündert und ihre Bevölkerung größtenteils getötet, versklavt oder im Untergrund. Viele Angehörige der oströmischen Elite, die für den täglichen Betrieb der Stadt benötigt wurden, waren entweder tot, als Geiseln genommen oder auf der Flucht in den Westen. Die Bemühungen, die Stadt, deren Lebensblut der Handel gewesen war, wieder zu bevölkern, zwangen den Sultan innerhalb weniger Wochen, die Hinrichtungen von Geiseln einzustellen und stattdessen Pläne zu schmieden, um seine eigenen Untertanen in die Stadt zu locken und griechische und westeuropäische Händler, insbesondere die Genuesen und Venezianer, eine Quelle des historischen Reichtums der Stadt, zurückzuholen. Paradoxerweise erlaubten die Osmanen italienischen Kaufleuten, ihre Geschäfte in und um Konstantinopel wieder aufzunehmen, selbst als sie begannen, venezianische und genuesische Besitzungen in der Ägäis anzugreifen.[75]

Tatsächlich waren die meisten Vernichter der Geschichte nicht völlig nihilistisch. Normalerweise gründeten oder bauten sie das, was sie zerstört hatten, neu, sowohl weil die Stätten ihrer Eroberungen über Zeit und Raum hinweg bevorzugte Orte blieben, unabhängig von der Zivilisation, die sie bewohnte, als auch weil der Eroberer größeren Ruhm erlangte, wenn seine eigene Kultur die besiegte ikonische Kaiserstadt seiner Feinde absorbierte und übertrumpfte. Im Fall

Mehmets wollte der Sultan die Hülle Konstantinopels intakt behalten, damit er sie erben und als die größte, am besten befestigte und dynamischste islamische Stadt der Welt neu erfinden konnte.[76]

Was die Oströmer nach der Niederlage anging, so wurden, wie bereits erwähnt, die meisten der 40.000 bis 50.000 überlebenden von ihnen innerhalb der Mauern entweder getötet, versklavt oder durften unter genau festgelegten Bedingungen gemäß dem Scharia-Gesetz* leben. Diejenigen von Adel wurden monatelang gegen Lösegeld festgehalten, insbesondere die geschätzten Venezianer und Genuesen, die die höchsten Lösegeldzahlungen erhielten. Alle noch freien griechischen Vorstädte und abgelegenen Städte entlang der Dardanellen wurden in den Monaten nach dem Fall der Stadt rasch überrannt. [* Siehe The Grand Bible: The Educt of Umar, S. 4592; Manual to Sharia Law, S. 5032.] [77]

Innerhalb eines Jahrzehnts wurden die meisten griechischsprachigen Überreste des oströmischen Herrschaftsgebietes erobert oder aufgegeben, darunter auch das Despotat Morea auf der griechisch besetzten Peloponnes, das 1460 fiel. Seine majestätische, aber kleine Hauptstadt Mystras – kontrolliert von den beiden Brüdern des verstorbenen Kaisers, Thomas Palaiologos und Demetrios Palaiologos – wurde auf den Tag genau sieben Jahre nach dem Fall Konstantinopels eingenommen. Einige wenige verbliebene Zufluchtsorte auf der Halbinsel Mani auf der Peloponnes hielten sich noch Monate, bevor sie evakuiert oder überwältigt wurden.

Am Schwarzen Meer wurde das autonome griechischsprachige Reich Trapezunt, das sich nach der Katastrophe des Vierten Kreuzzugs von der direkten Kontrolle Konstantinopels losgesagt hatte, im August 1461 im Zuge von Mehmets systematischer Säuberung der Überreste des Byzantinischen Reiches ins Visier genommen und gestürmt. Das noch weiter entfernte sogenannte Fürstentum Theodoro auf der Krim – ein griechischsprachiges, orthodoxes Fürstentum, das gefährlich eingeklemmt zwischen venezianischen Handelsstädten und dem türkischen Khanat der Krim lag – hielt sich von den byzantinischen Überresten am längsten. Es fiel schließlich im Dezember 1475 an die Osmanen, etwa 22 Jahre nach dem Ende des christlichen

Konstantinopels. Der Herr des Fürstentums, Alexander, wurde enthauptet, seine Kinder konvertierten zum Islam und seine Töchter in den Harem geschickt. Über die Kapitulationen dieser allerletzten oströmischen Minikönigreiche in Europa, Asien und der Ägäis urteilte Steven Runciman einst: „Es war das Ende der freien griechischen Welt.“[78]

Die verwaiste oströmische Monarchie war nach dem Fall nur noch ein nomineller Status. Wie die russischen Romanows fast fünfhundert Jahre später, die jahrelang durch Europa reisten, wurden die verschiedenen überlebenden Zweige der staatenlosen und wandernden Familie Palaiologos im Westen manchmal von Monarchen umworben und erhielten Audienzen beim Papst als die wahren Herrscher eines verlorenen Reiches. Im Gegenzug schmeichelten sie ihnen ständig und versprachen, einen großen Kreuzzug zur Rückeroberung Konstantinopels anzuführen. So machte Andreas Palaiologos, der älteste Neffe des verstorbenen letzten Kaisers Konstantin XI., in Rom eine kurze, aber gelegentlich lukrative Karriere als angeblich wahrer „Kaiser von Konstantinopel“. Andreas wurde oft im Kirchenstaat bewirtet, bevor er seinen Titel und seine Erbfolgerechte an ein nicht existierendes Reich an Karl VIII. von Frankreich verkaufte – Titel und Privilegien, die er später zurückforderte und an verschiedene andere europäische Monarchen übertrug.

Die Italiener der Renaissance hatten schließlich genug von den staatenlosen oströmischen Königen, die auf Besuch kamen und nach Armeen und Waffen suchten, um ihr verlorenes Land zurückzuerobern, und auch von den wandernden griechischen Gelehrten, die alte Manuskripte feilboten und nach Mäzenen suchten. Ein moderner Historiker drückte es so aus: „Als diese Staatsbesuche häufiger wurden und die damit verbundenen Bitten um Hilfe sich vervielfachten, wurden die bettelnden Griechen zunehmend als Plage angesehen und nicht als würdevolle Abgesandte einer alten Kultur, die sie so verzweifelt zu bewahren suchten“ – ähnlich wie die weißrussischen aristokratischen Flüchtlinge in Paris in den 1920er Jahren.[79]

Konstantinopel selbst hatte zur aufkeimenden Renaissance beigetragen, indem es neue griechische Texte einführte und übersetzte,

von denen viele in westlichen Zentren der Bildung fehlten oder sogar unbekannt waren. Der italienische Gelehrte Aeneas Silvius Piccolomini, der nach dem Fall Konstantinopels Papst Pius II. (1458–1464) wurde, beklagte den Verlust einer solch wichtigen Rolle, wie sie die Stadt bei der Ausbildung von Humanisten der Renaissance in Altgriechisch und bei der Bekanntmachung bisher unbekannter klassischer Autoren und Texte gespielt hatte: „Kein Lateiner konnte jemals als gebildet gelten, wenn er nicht in Konstantinopel studiert hatte. Der berühmte Name, den Athen genoss, als Rom florierte, war in unserer Zeit Konstantinopel inne."

Der zukünftige Papst sah sofort die Folgen des Verlusts des griechischen Zentrums des Lernens an die Osmanen im Jahr 1453: „Was soll ich über die unzähligen Bücher sagen, die es dort gab und die den Lateinern noch unbekannt waren? Ach, wird der Name solch großer Männer jetzt verloren gehen? Dies ist der zweite Tod Homers, der zweite Tod Platons. Wo sollen wir philosophisches und poetisches Genie suchen?" Der Brunnen der Musen ist ausgetrocknet."[80]

Unter den vielen Mythen, die den Fall der Stadt umgaben, drehte sich der berühmteste um den toten und enthaupteten Kaiser Konstantin XI. Es entstand die Legende, er sei überhaupt nicht gestorben, geschweige denn im Kampf unter einem Meer von Feinden überwältigt worden. Sein Leichnam wurde am letzten Tag der Stadt enthauptet und sein konservierter Kopf ausgestellt. Stattdessen wurde er von einem Erzengel auf göttliche Weise marmoriert und in einem Zustand der Schwebe gehalten, der den „Marmorkaiser" dann unter dem Goldenen Tor deponierte – dem monumentalen Tor zur Stadt in den Theodosianischen Mauern, das vom Gründer der Stadt Konstantin dem Großen geweiht wurde –, von wo aus er auferstehen sollte, wenn der Moment gekommen war, in dem die Griechen Konstantinopel für den Hellenismus zurückeroberten.[81]

Was das aufstrebende Osmanische Reich betraf, so sollte es sich nicht nur durch die Eingliederung oströmischer Länder ausdehnen. Psychologisch, wenn nicht in Wirklichkeit, überschattete es nun ganz Mitteleuropa, das bald durch neue Machtkämpfe zwischen Protestanten und Katholiken aus der Zeit der Reformation noch weiter zerrissen

werden sollte. Nachdem die letzten oströmischen Überbleibsel beseitigt waren und die Osmanen den größten Teil des Balkans an sich gerissen hatten, sollte Osteuropa in den folgenden Jahrzehnten mehr durch Islam und einen Sultan bedroht werden wie nie zuvor.

Was die Stadt anbelangte, verlegte Mehmet 1457 seine Hauptstadt von Edirne nach Konstantinopel. Innerhalb von dreißig Jahren konnte er die Bevölkerung der Stadt auf fast siebzigtausend Einwohner steigern. Seine Nachfolger hielten eine Zeit lang und in ihrem eigenen Interesse ihre kommerziellen Zugeständnisse an die Europäer größtenteils ein und erlaubten den wenigen verbliebenen Griechen, Ungläubigengebühren zu zahlen und als Bürger zweiter Klasse weitgehend unbehelligt ihren Glauben auszuüben. Die Osmanen förderten weiterhin die türkische Einwanderung in die Stadt, die selbst eine jahrhundertelange und massive architektonische Renaissance erlebte. Anderthalb Jahrhunderte später war Konstantinopel bis 1600 auf über eine halbe Million Einwohner angewachsen und hatte Tausende neuer Häuser, Moscheen und städtischer Gebäude.

Die natürlichen Vorteile des Standorts übertrugen sich auf die Natur seiner Bewohner. Noch heute erklären sie zum Teil die geostrategischen und kommerziellen Vorteile der modernen Türkei. Der heutige Standort Istanbul profitiert in alter Tradition davon, der alleinige Wächter des Zugangs zum und des Ausgangs zum Schwarzen Meer zu sein – zum Leidwesen der Russischen Föderation. Heute ist Istanbul mit fast 16 Millionen Einwohnern die größte Stadt Europas, auch wenn die Politik des türkischen Präsidenten Recep Erdoğan die jahrhundertealte Dualität von Zuneigung und Misstrauen gegenüber dem historisch christlichen Europa widerspiegelt. Die Türkei bleibt ein nominelles NATO-Mitglied, auch wenn Erdoğan seine europäischen NATO-Verbündeten opportunistisch und somit auf typisch islamischer Weise sowohl schikaniert als auch auf Distanz zu ihnen geht. Erdoğan erklärt die moderne und zunehmend islamistische Türkei zum natürlichen Nachfolger des Osmanischen Reichs und nicht zur Nachfolgerin der säkularen und nationalistisch verwestlichten Türkei Kemal Atatürks.[82]

Die griechische Bevölkerung Istanbuls ist auf gerade einmal zweitausend Einwohner geschrumpft, und vielleicht weitere zweitausend,

die sich selbst als Griechen bezeichnen, sind über die ganze Türkei verstreut. Die meisten meiden sorgfältig die Politik, schränken ihren öffentlichen Gebrauch der griechischen Sprache ein und achten aufmerksam auf Spannungen zwischen der Türkei und Griechenland oder dem christlichen Armenien, die für ihre eigene Sicherheit nichts Gutes verheißen könnten – auf eine Art, die eher an das 19. denn an das 21. Jahrhundert erinnert.[83]

In den Jahrzehnten unmittelbar nach dem Fall Konstantinopels und seines Reiches betrachteten die orthodoxen Christen die Katastrophe nicht als Folge des Versagens, in letzter Minute pragmatische Abkommen mit Rom zur Einigung gegen die Osmanen zu akzeptieren, sondern als Ausdruck von Gottes Missfallen über die angebliche Laxheit und Dekadenz, die sie so anfällig für die Auslöschung gemacht hatte. Ironischerweise führte das Ende Konstantinopels zu einer neuen Entschlossenheit unter den verstreuten und verwaisten Untertanen Byzanz', deren Religiosität unter den Sultanen umso stärker umkämpft und eifriger wurde. Die meisten verbliebenen orthodoxen Christen in Kleinasien überlebten in verstreuten Siedlungen, aber innerhalb von Jahrzehnten nach der islamischen Übernahme hatten einige sogar in Konstantinopel selbst eindeutig griechische Viertel gegründet.[84]

Dennoch machten griechische Überlebende, sowohl unmittelbar als auch Jahrhunderte danach, später teilweise den westlichen Katholizismus für den Fall verantwortlich. Sie fixierten sich auf den unwiederbringlichen Schaden, den der Vierte Kreuzzug Byzanz zugefügt hatte. Sie beriefen sich auf die Hartnäckigkeit der Päpste, die unvernünftige Zugeständnisse für eine verspätete Vereinigung der östlichen und westlichen Christenheit forderten. Und am häufigsten bemängelten sie das Versäumnis des Westens, glaubwürdige Streitkräfte zu schicken, um die Stadt in ihrer letzten Verteidigung zu retten.

Einige Oströmer hatten vor der Belagerung naiv angenommen, dass eine wahrscheinliche Niederlage unter den Osmanen tatsächlich einem Überleben in ewiger Schuld gegenüber Rom vorzuziehen sei. Oder wie der zum Untergang verurteilte Loukas Notaras, der Megadux der Stadt, in den Wochen vor dem Angriff angeblich geseufzt haben soll: „Besser der türkische Turban als die päpstliche Tiara" – ein Witz, den er noch

bereuen sollte. Dieser oft zitierte Aphorismus könnte entweder bedeuten, dass er ein Leben unter osmanischer Herrschaft einem Überleben mit der unvermeidlichen Verschmelzung der Orthodoxie mit dem Katholizismus vorzog – oder dass er ein kompromissloses, bis zum Ende trotziges Konstantinopel als besseres Schicksal ansah als eine demütigende Unterwürfigkeit gegenüber Rom. In jedem Fall wurde die Erinnerung an den reichen und international gut vernetzten Notaras in den Jahren nach dem Fall der Stadt und seiner eigenen Enthauptung umstritten, da er von den Italienern, die für die Stadt kämpften, oft entweder wegen seiner Inkompetenz oder seiner Dreiecksbeziehungen mit dem Feind verdammt wurde.[85]

Nach der Zerstörung aller Institutionen der formellen oströmischen Zivilisation, sowohl der hellenischen [griechischen] Gesellschaft als auch der staatlichen Orthodoxie, und der Flucht Hunderttausender Griechischsprachiger aus Asien nach Europa, was war das endgültige Schicksal der etwa zwei Millionen verwaisten Oströmer zum Zeitpunkt des Falls? Was Griechenland selbst betrifft, erwiesen sich die ehemaligen oströmischen Untertanen dort als die widerstandsfähigsten aller besetzten Balkanvölker gegenüber der islamischen Bekehrung. In den nächsten 360 Jahren gelang es den Griechischsprachigen zweiter Klasse im osmanisch besetzten Griechenland, eine geschlossene hellenische Kultur und die griechische Sprache zu bewahren und eine lebendige Orthodoxie zu kultivieren, wenn auch oft, indem sie die großen Städte und das reiche Ackerland der Tiefebene den osmanischen Besatzern überließen und sich in fast unzugängliche Bergdörfer zurückzogen.

Wie erwähnt, behauptete Mehmet nach der Eroberung immer wieder, er wolle die griechischsprachige Bevölkerung Konstantinopels behalten oder sogar vergrößern. Tatsächlich siedelte der Sultan innerhalb weniger Wochen nach dem Fall seinen Anteil von einem Fünftel der versklavten Bevölkerung – möglicherweise bis zu zehntausend Griechen – in Konstantinopel an. Dennoch war die griechische Bevölkerung in den nächsten vier Jahrhunderten der islamischen Beschränkungen [Dhimmitude] in Bezug auf ihr religiöses Verhalten, Politik und Lebensweise unterworfen, und sie musste unter späteren Sultanen ums

Überleben kämpfen, wenn es zu Pogromen und typisch islamischen Gräueltaten kam.

Tatsächlich wurde Mehmet selbst später dafür kritisiert, dass er den eroberten Griechen gegenüber zu tolerant gewesen sei, indem er ihnen unnötig Anreize für ihre Rückkehr bot, indem er ihnen Eigentum zurückgab und leerstehende Häuser anbot, während er die Berater seines inneren Zirkels bestrafte, die ihn dazu überredet hatten, hohe Beamte Konstantinopels hinzurichten. Es blieb ein weiteres Paradoxon, dass einige griechische Christen nach den ersten Wochen der oft grausamen Einnahme ihrer Stadt in den darauffolgenden Jahren der Herrschaft des Eroberers Mehmet vielleicht besser behandelt wurden, als es ihren Nachkommen in späteren Jahrhunderten unter nachfolgenden und weitaus härteren osmanischen Sultanen je erging.

Dennoch ist es nicht ganz richtig, zu behaupten, Mehmet sei von Natur aus toleranter gewesen als seine Nachfolger. Nach der Einnahme der Stadt blieb ihm kaum eine andere Wahl, als so viele Griechen wie möglich zu behalten, um den Zusammenbruch der Infrastruktur Konstantinopels zu verhindern, da er große Pläne hatte, die Stadt schließlich zu seiner neuen Hauptstadt eines globalen Osmanischen Reiches zu machen.[86]

Nach der Eroberung von 1453 begannen die nachfolgenden Sultane, sich selbst Cäsaren zu nennen, als ob sie – und nicht die Geister der Oströmer – die wahren Erben und Nachfolger des Römischen Reiches und seiner majestätischen Hauptstadt gewesen wären. Doch so wie die Erinnerung an ein oströmisches Konstantinopel unter den späteren Sultanen verblasste, verblasste auch die Erkenntnis, dass die Oströmer eine kulturelle Fortsetzung von etwa drei Jahrtausenden des Hellenismus geprägt hatten.

In den Jahrhunderten nach 1453 geriet langsam in Vergessenheit, dass die ältesten und reichsten Siedlungen der archaischen und klassischen griechischen Zivilisation in Kleinasien entstanden waren. Dementsprechend war in den Ländern rund um den Bosporus, in Teilen Anatoliens und der Schwarzmeerküste sowie auf den Inseln der östlichen Ägäis seit mindestens dem 10. Jahrhundert v. Chr. und vielleicht sogar schon Jahrhunderte früher griechisch gesprochen worden.

Trotz der ständigen Bedrohungen und Unterwerfungen durch Lyder und Perser war Ionien – die ägäische Küstenregion der heutigen Türkei – die Geburtsstätte der vorsokratischen philosophischen Tradition des 7. bis 5. Jahrhunderts v. Chr., die am besten durch die milesische Schule von Thales, Anaximander und Anaximenes verkörpert wird. Die größten frühen griechischen Lyriker – Alkaios, Anakreon, Archilochos, Sappho und Simonides – wurden alle an der Küste Kleinasiens oder auf den nahegelegenen ägäischen Inseln geboren, die im 15. Jahrhundert an die Osmanen fielen. Homer, der Dichter der Ilias und Odyssee, war ein Ionier. Der Legende nach wurde er irgendwo in der östlichen Ägäis oder an der zentralen Küste Ioniens geboren. Viele prominente ionische Griechen spielten später eine wichtige Rolle in den Feldzügen und der Verwaltung Alexanders des Großen. Und während der sechs Jahrhunderte römischer Herrschaft wurden Ioniens florierende Handelszentren Milet und später Ephesus zu einigen der reichsten Städte des Römischen Reiches.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass das westliche „Kleinasien“ bis zur osmanischen Eroberung nie wirklich asiatisch war. Die letzte der geheiligten politischen Institutionen, die dieses alte Erbe des Hellenismus in Asien jahrhundertelang unter verschiedenen Regimen – zuerst hellenische Stadtstaaten, dann hellenistische Monarchen, schließlich das Römische Reich – geschützt und genährt hatten, wurde 1453 endgültig ausgelöscht. In diesem Zusammenhang schrieb der römische Dichter Horaz gegen Ende der Römischen Republik über den dominierenden Einfluss des besiegten Hellenismus auf Rom: „Das besiegte Griechenland nahm seinen wilden Eroberer gefangen und brachte seine Künste ins ländliche Latium“ (Briefe 1.156–7). Doch 1500 Jahre später hatte ein unterworfener Hellenismus keine solche kulturelle Dominanz über seine islamisch-osmanischen Bezwinger, trotz der Fabeln, wonach Mehmet sich mit römischen Kaisern und Alexander dem Großen verglich und seinen Sturm auf Konstantinopel als eine Art verspätete Vergeltung für die griechische Plünderung des asiatischen Trojas betrachtete. Als Mehmet angeblich die sagenumwobene Stätte Trojas besichtigte, behauptete er angeblich, er habe Verbindungen zu den mythischen Feinden der Griechen:

„Nachdem so viele Jahre vergangen waren, ernannte Gott mich zum Rächer dieser Stadt und ihrer Einwohner.“ Dieses Fantasiethema der Vergeltung wurde seltsamerweise von einigen widerspenstigen italienischen Humanisten aufgegriffen, die nach Vergil Romanitas mit dem Überleben und der Flucht des besiegten Trojaners Aeneas nach Westen in Verbindung brachten. In diesem Sinne argumentierten sie auch, dass Mehmet die Plünderung Trojas endgültig und angemessen gerächt hätte – als ob türkische Muslims irgendwie lateinischer wären als verwestlichte oströmische christliche Griechen.87

Was die Bevölkerung nach dem Fall betrifft, wissen wir wiederum nicht, wie viele Byzantiner in den ländlichen Gebieten entlang der Dardanellen und des Bosporus oder in Enklaven am Schwarzen Meer blieben. Die Bevölkerung des gesamten Oströmischen Reiches auf beiden Seiten der Ägäis war von etwa zwanzig Millionen Einwohnern, die im sechsten Jahrhundert ihren Höhepunkt erreicht hatten, bis zur Belagerung Konstantinopels auf weniger als zwei Millionen gesunken. Die überwiegende Mehrheit dieser überlebenden Bevölkerung floh wahrscheinlich entweder auf die Ägäis- und Mittelmeerinseln, auf die Peloponnes oder nach Italien, um dort Sicherheit zu suchen, oder traf formale Vereinbarungen, um in Anatolien als Bürger zweiter Klasse [Dhimmis] in eng verbundenen griechischen Gemeinschaften zu bleiben. Viele konvertierten zum Islam [wegen der riesigen Belastung durch die Jizya Kopfsteuer]. Andere zogen sich in die Berge Anatoliens zurück, außerhalb der Reichweite der osmanischen Steuereintreiber und der Agenten der Devshirme. Im Laufe des nächsten halben Jahrtausends überlebte eine Restbevölkerung von vielleicht einer Million Nachkommen der Oströmer als griechischsprachige und orthodoxe Christen, die über ganz Kleinasien verstreut waren. Ein von den Osmanen anerkannter Patriarch in Konstantinopel blieb das nominelle Oberhaupt der griechisch-orthodoxen Kirche.88

Doch in einer seltsamen demografischen Wendung ergab eine kürzlich durchgeführte DNA-Studie der gegenwärtigen türkischen Bevölkerung angeblich, dass die Mehrheit überwiegend anatolisch-griechische Vorfahren hat und nicht das genetische Erbe der ankommenden türkischen Stämme, aus denen sich schließlich die Osmanen

zusammenschlossen. Die Studie hat bei der gegenwärtigen türkischen Regierung Empörung hervorgerufen, da sie versucht hat, die gegenwärtige türkische Antipathie gegenüber dem modernen Griechenland mit der osmanischen Vorstellung zu erklären, dass der Hellenismus weder historisch noch gegenwärtig in der östlichen Ägäis oder in Anatolien einen legitimen Anspruch hatte. Wenn DNA-Studien jedoch zutreffen, legen sie nahe, dass, obwohl das Oströmische Reich zuvor zurückging und von den Seldschuken absorbiert wurde, Millionen der anschließend eroberten einheimischen Bevölkerung ethnisch griechisch blieben und schließlich kulturell nicht mehr von den späteren Osmanen zu unterscheiden waren.

In sprachlicher Hinsicht behielten die Türken nach dem Fall den Namen der Stadt, obwohl er ins Türkische als Kostantiniyye transkribiert wurde. Diese Bezeichnung blieb offiziell bis 1923 bestehen, als die neue türkische Regierung die Stadt formell in Istanbul umbenannte (eine Verballhornung des griechischen „in die Stadt“ / εἰς τὴν πόλιν / eis tên polin). Diese verspätete Änderung wurde im Laufe der nächsten Jahre nach und nach international akzeptiert. Man beachte, dass es die eher säkulare nationalistische Regierung von Mustafa Kemal Atatürk war, die schließlich auf der Namensänderung und dem Ende aller Erwähnungen der großen griechischen Stadt bestand, und nicht die osmanischen Muslims.[89]

Es gibt noch eine letzte moderne Fußnote zum Ende der Oströmer. In der Mitte und Ende des 19. Jahrhunderts, in den letzten Jahrzehnten des geschwächten Osmanischen Reiches, gab es eine wiederauflebende griechische Präsenz in Anatolien. Die opportunistische umgekehrte Migration griechischer Einwanderer in die stärker entwickelte zentrale Küste Kleinasiens wurde durch den Beginn der griechischen Revolution gegen die osmanische Herrschaft im Jahr 1821 und die anschließenden Lockerungen der Einwanderungsgesetze der schwindenden osmanischen Regierung gefördert. Dies führte dazu, dass griechische Einwanderer die bestehende Restbevölkerung der angestammten griechischen Minderheitsgemeinschaften an der Küste Kleinasiens anschwellen ließen. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts dürften die Griechen wieder fast die

Mehrheit der Bevölkerung der historisch griechischen Stadt Smyrna gebildet haben, die 1930 in das heutige Izmir umbenannt wurde.

Infolge dieser dynamischen Massenmigrationen wuchs die griechischsprachige Bevölkerung des neuen türkischen Staates wieder auf über eine Million an, insbesondere in den zentralen Küstenstädten des Ionischen Meeres und entlang der Schwarzmeerküste. Nach der Niederlage der Mittelmächte und ihres Verbündeten Türkei im Ersten Weltkrieg erwachte der alte Traum von der Wiederauferstehung eines griechischsprachigen Oströmischen Reiches wieder, das nun unter dem irredentistischen Slogan der „Großen Idee“ oder Megali Idea bekannt ist. Beflügelt von einem neuen Eifer für das Imperium, hatten die Griechen das, was ihnen an Arbeitskräften gegenüber der neuen postimperialen Türkei fehlte, mehr als wettgemacht, indem sie im jüngsten Krieg als Verbündeter Großbritanniens und Frankreichs auf der richtigen Seite gestanden hatten. Es war fast so, als könnte der marmorierte Kaiser Konstantin XI. endlich aus seiner jahrhundertealten, ummauerten Gefangenschaft erwachen und die neuen Oströmer in seiner verlorenen Stadt willkommen heißen.

Der Höhepunkt des griechischen oströmischen Eifers kam im Juni 1921 mit dem Besuch des passend benannten neugriechischen Königs Konstantin in Westanatolien, der nun als „designierter Kaiser von Konstantinopel und Befehlshaber der anglo-griechischen Streitkräfte im Nahen Osten“ bezeichnet wurde. Ein Gelehrter bemerkte kürzlich: „König Konstantin war der erste christliche König, der seit den Kreuzzügen anatolischen Boden betrat.“[90]

Doch der griechische Versuch, die Große Idee umzusetzen, indem er ganz Zypern, einen Großteil der mittelägäischen Küste Anatoliens und die Stadt Konstantinopel in das neue Ostrom eingliederte – um die früheren Erweiterungen der griechischen Nation im Norden, auf den Ägäischen Inseln und im Ionischen Meer abzurunden – entfachte nur den bereits aufkommenden türkischen Nationalismus. Als der Kampf begann, gaben Griechenlands Großmachtfreunde die hellenische Sache unweigerlich auf, da sie zu radikal und gefährlich waren und die griechischen Expeditionstruppen wurden daher entbehrlich.

Das tragische Ergebnis war eine gewalttätige nationale Reaktion der Türken, die den Griechisch-Türkischen Krieg von 1919–1922 mit der endgültigen Niederlage und Vertreibung der Griechen aus Kleinasien beendete. Es folgte die grausame Verbrennung und ethnische Säuberung des griechischen Smyrna. Als Teil der Beilegung des griechisch-türkischen Krieges trat Griechenland alle seine kürzlich erworbenen anatolischen Gebiete und historischen Ansprüche auf Konstantinopel an die neue türkische Nation ab. Damit endete die alte Vorstellung, dass ein wiedergeborenes griechisches Konstantinopel im 20. Jahrhundert das Urteil von 1453 aufheben würde.

Bald darauf folgten weitere Bevölkerungsaustausche, die schließlich dazu führten, dass weit über eine Million Griechen aus der Türkei nach Griechenland flohen. Konstantinopel wurde fast vollständig ethnisch von seiner historischen griechischen Minderheit gesäubert, die angewachsen war und fast hunderttausend Einwohner zählte. Die letzten Bevölkerungsaustausche sorgten dafür, dass es bis 1930 keine wirklich zusammenhängende griechische Gemeinschaft mehr in Asien gab.

So endete die gesamte Megali-Idee und drei Jahrtausende griechischer Zivilisation in Kleinasien – die letzte Fußnote zum Ende von Ostrom.[91]

So wie das klassische Theben als makedonisches Theben wieder auferstand, das punische Karthago als römisches Karthago wieder auftauchte und das aztekische Tenochtitlán als spanisches Mexiko-Stadt wiedergeboren wurde, so wurde das christliche Konstantinopel unter Mehmet zur Hauptstadt seines islamischen Reiches. Und so wie das neue Theben kaum oder gar keine klassischen Thebaner hatte, es im römischen Karthago keine nennenswerte punische Kultur gab und, wie wir sehen werden, Mexiko-Stadt keinerlei Ähnlichkeit mit der Zivilisation von Tenochtitlán hatte, so war auch das islamische Konstantinopel in den Jahrhunderten nach dem Fall von Byzanz eine entschieden andere Stadt. Der ehemalige Schauplatz eines siebenhundert Jahre währenden Widerstands gegen den Islam wurde zum Zentrum seiner größten dauerhaften Expansion nach außen.

Es gab jedoch einen Unterschied. Während das klassische Theben dem Erdboden gleichgemacht, das punische Karthago zerstört und Tenochtitlán zugepflastert wurde, war das nicht ganz so majestätische

Konstantinopel ein Beispiel dafür. Trotz der Toten, der Plünderungen, der Zerstörung der oströmischen Zivilisation und der Verfolgung der verbliebenen Bevölkerung und trotz der Islamisierung der religiösen Zentren der Stadt war die Infrastruktur der Stadt einfach zu wertvoll und ikonisch, sodass sie angeeignet wurde und größtenteils intakt blieb.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass Ostrom trotz der schrecklichen letzten Belagerung nicht mit einem Knall, sondern mit einem Wimmern endete. Der osmanische Eroberer ließ die Leiche intakt und belebte sie mit einem völlig anderen Geist wieder. Diese unheimliche Verwandlung war ein weiterer Grund, warum Zeitgenossen im westlichen Christentum so entsetzt waren über das Schicksal der ikonischen Stadt, die nach 1453 oberflächlich betrachtet fast dieselbe aussah, es aber in Wirklichkeit ganz sicher nicht war, als ob die ikonischen Gebäude selbst zu Verrätern geworden wären. Kurz gesagt: Das Bollwerk der Christenheit in Asien wurde zur Domäne seines potenziellen Zerstörers.

Dennoch gab es Mitte des 15. Jahrhunderts, als Konstantinopel fiel, bereits subtile Anzeichen dafür, dass die globale Zukunft nicht den Osmanen gehörte. Zukünftiger Handelsreichtum würde nicht mehr so sehr von Landrouten nach Osten abhängen, ob über die Häfen im östlichen Mittelmeer, nach Norden zu Kreuzungen mit der alten Via Egnatia oder durch den Bosporus zum Schwarzen Meer. Die mediterranen Seemächte Venedig und Genua hatten diese Routen jahrhundertelang dominiert. Doch am Atlantik eröffneten sich neue Perspektiven.

In den letzten Tagen des Reiches begannen andere Europäer – insbesondere die Portugiesen und Spanier – Alternativen zum östlichen Mittelmeer und Konstantinopel für ihre Handelsrouten zu sehen. Es war ironisch, dass der Aufstieg der Osmanen und insbesondere ihre Eroberung der Stadt die anhaltenden Bemühungen der Westeuropäer, alternative Passagen in einen zunehmend feindseligen Osten zu finden, nur noch weiter beschleunigten.

Lange vor Kolumbus begannen die Europäer an der Atlantikküste bereits, die Hochseeschifffahrt außerhalb des Mittelmeers zu meistern, vor allem entlang der Nord- und Westküste Afrikas und der Kanarischen

und Azoren. Portugiesische Karavellen hatten bereits im frühen 15. Jahrhundert die Anfänge dessen vorgezeichnet, was nach dem Fall Konstantinopels schließlich eine reiche maritime Zukunft des Handels mit China und Indien werden sollte.92

Der 29. Mai 1453 markierte auch eine große historische Kluft, an der die Vorstellungen von „Asien“ und „Europa“ dauerhaft durch das türkische Istanbul abgegrenzt wurden – unter der Prämisse, dass die westliche Stadt Konstantins eigentlich immer auf asiatischem Boden gelegen hatte und somit kulturell und politisch dorthin zurückgekehrt war, wo sie hingehörte. Jede Vorstellung, dass die Europäer den einst römischen Osten jemals wieder als ihre Heimat beanspruchen würden, war vorbei. Nach dem osmanischen Glauben sollte Asien den Asiaten gehören – und schließlich auch Europa. Beendet war auch jede Vorstellung, dass der Hellenismus das lateinische Westeuropa verdrängen würde, wie dies nach dem Zusammenbruch Westroms im 5. Jahrhundert jahrhundertelang der Fall gewesen war. Das Gleichgewicht zwischen einem angeblich barbarischen lateinischen Westen und einem zivilisierten griechischen Osten war umgekehrt.

Heute sind viele der von Osmanen und Oströmern umkämpften Gebiete nur noch Erinnerung. Viele der aktuellen Spannungen des 21. Jahrhunderts zwischen einem stereotypisch traditionalistischen, konservativen, armen und leidenden Osteuropa und einem liberalen, wohlhabenden und freizügigen Westeuropa entstanden nach 1453. Als der Hellenismus nachließ und die oströmische Bremse der osmanischen Expansion endete, fühlten sich die Osteuropäer im Stich gelassen, die Türken allein aufzuhalten, während ein sichererer, geschützter Westen ungehindert reich werden konnte.

Trotz der Muslim-Armeen, die 1529 und 1683 vor die Tore Wiens kamen, zeichnete sich ein erneuerter und selbstbewusster Westen am Horizont ab. Abgesehen von den kulturellen und wissenschaftlichen Durchbrüchen der Renaissance machte Europa schon bald einen Quantensprung bei der militärischen Aufrüstung und Technologie und erlangte innerhalb eines halben Jahrhunderts praktisch ein Monopol auf die transozeanische Schifffahrt, das den atlantischen europäischen

Monarchien unermessliche Reichtümer aus China, Indien und der Neuen Welt bescherte.

Die militärische und wissenschaftliche Dynamik des Westens führte die Abgesandten des spanischen Kaiserreichs nur dreißig Jahre nach der Entdeckung der Neuen Welt in das Herzland Mexikos. Dort trafen sie auf ein wunderbares Reich – ein selbstbewusstes, kriegerisches und in fast jeder erdenklichen Weise das genaue Gegenteil des katholischen spanischen Imperialismus. Doch das aztekische Tenochtitlán glaubte wie seine zum Untergang verurteilten Vorgänger, dass seine komplexen Verteidigungsanlagen, seine kriegerischen Fähigkeiten, seine Bemühungen, die Eindringlinge zu besänftigen, zu bestechen und einzuschüchtern – und sein Sinn für Gottesgnadentum und nachweisbare Macht – seine ewige Existenz sichern würden. So wie sich Thebaner, Karthager und Oströmer weder der Stärke ihrer Angreifer noch des zerstörerischen Genies der Führer ihrer Feinde voll bewusst waren, konnten sich auch die Azteken nie einen Mann wie Hernán Cortés vorstellen, der durchaus bereit war, sie zu vernichten, und in nur zwei Jahren die Macht dazu finden würde.

KAPITEL 4

ARROGANZ DER MACHT

Die totale Vernichtung des Aztekenreichs (Sommer 1521)

> Trojaner, vertraut nicht dem Pferd. Was auch immer es ist, ich fürchte die Griechen, selbst wenn sie Geschenke bringen. (Equo ne credite, Teucri / quidquid id est, timeo Danaos et dona ferentis.) —Virgil, Aeneis

> > Die [Azteken] hatten keine Pfeile, Speere oder Steine mehr, mit denen sie uns angreifen konnten, und konnten auch keine finden; und unsere Verbündeten, die mit uns kämpften, waren mit Schwertern und Rundschilden bewaffnet und schlachteten so viele von ihnen an Land und im Wasser ab, dass an diesem Tag mehr als vierzigtausend getötet oder gefangen genommen wurden. Das Wehklagen der Frauen und Kinder war so laut, dass es keinen einzigen Mann unter uns gab, dem nicht das Herz bei diesem Klang blutete.[1]

So berichtete Hernán Cortés, der Eroberer Neuspaniens, wie er die aztekische Hauptstadt Tenochtitlán ausgelöscht hatte. Wenn sein ausführlicher Bericht in seinem dritten Brief von 1521 an König Karl V. – einer von fünf, die Cortés zwischen 1519 und 1526, vor, während und nach der Eroberung, an seinen spanischen König schrieb – größtenteils zutreffend war, dann zeichnen die Einzelheiten der Eroberung, die er beschreibt, ein schreckliches Bild. Die Spanier – gestärkt durch ihre Stahlschwerter, Armbrüste, Kanonen und Arkebusen [primitieve

Vorderladergewehre] – und ihre einheimischen Verbündeten haben an einem einzigen Tag ihrer letzten Belagerung möglicherweise doppelt so viele Mexica (wie die Azteken allgemein unter sich und anderen Stämmen genannt wurden) getötet, wie die britische Armee von 1916 am ersten Tag in der Schlacht an der Somme verlor.

Wie Cortés seinem König weiter schrieb, ging man allgemein davon aus, dass der Krieg existenziell sei, als die Spanier und ihre Verbündeten sich zum zweiten Mal der Stadt am Texcoco-See näherten. Die Verlierer würden bis auf den letzten Mann getötet und aus Mexiko verschwinden. Die überlebenden Gewinner würden von da an tun, was sie wollten. Wie die Spartaner und ihre Verbündeten in der Schlacht bei den Thermopylen war Cortés‘ kleine Truppe tausendfach in der Unterzahl. Aber anders als Leonidas‘ Spartaner und Verbündete siegte Cortés in der Offensive als Eindringling, anstatt in der Defensive auf seinem eigenen Boden umzukommen. Es war einer der erstaunlichsten Siege und die völlige Vernichtung eines Gegners in der Militärgeschichte.

Cortés gestand seinem König später vielleicht, dass ihm das Herz geblutet habe, als er das Massaker an den aztekischen Kindern hörte, die seinen einheimischen Verbündeten zum Opfer fielen. Doch wären die Siege des Caudillos ohne die Einberufung Zehntausender wilder Krieger aus den benachbarten Tlaxcalanern in seine Armee nicht möglich gewesen. Da sie häufig Opfer aztekischer Menschenopfer geworden waren, verabscheuten sie die Azteken mehr als sie die Spanier fürchteten, eine Tatsache, die für Cortés‘ Strategie von wesentlicher Bedeutung war. Tatsächlich erwies sich dieses Bündnis mit den Ureinwohnern, das mit einer Reihe blutiger Schlachten begonnen hatte, die die Tlaxcalaner schließlich gegen die Spanier verloren, als Glücksfall für die Spanier. Die Tlaxcalaner galten als die herausragenden anti-aztekischen Krieger Zentralmexikos. Als fast einzige von Tenochtitláns zahlreichen Feinden hatten sie Wege gefunden, ihre Autonomie durch wechselnde Allianzen und außerordentliche Wildheit auf dem Schlachtfeld zu sichern.

Nach ihrem anfänglichen Scheitern des Widerstands gegen die Spanier hatten sich die Tlaxcalaner den Spaniern angeschlossen, mit dem festen Versprechen, an ihren aztekischen Peinigern letzte Rache zu nehmen. In den nächsten zwei Jahren erwies sich die Stadt Tlaxcala

unter allen unbeständigen Verbündeten von Cortés als der zuverlässigste, kompetenteste und tödlichste für die Azteken. Tlaxcala war entscheidend für Cortés' unwahrscheinliche Eroberung und in gewissem Maße auch für seine spätere Fähigkeit, mit kleinen Polizeikräften den größten Teil Zentralmexikos nach dem Krieg zu kontrollieren.[2]

> Um eine Vorstellung von der Wildheit der Tlaxcalaner und ihrer Loyalität gegenüber „dem Kapitän" (Cortés) zu bekommen, erinnern Sie sich an dieses tlaxcalanische Lied aus der Zeit der Eroberung:
>
> Ihr seid hier in Tenochtitlán angekommen! Seid stark, Tlaxcalaner! Huexotzincaner! Und was wird Nelpiloni von Fürst Xicotencatl hören? Seid stark! Heil!
>
> Halten wir Ausschau nach den Booten des Kapitäns. Und ah, sein Banner kommt gerade aus Tepepol. Darunter wird das mexikanische Volk verwüstet. Wehe! Seid stark! Heil!
>
> Helft unseren Herren! Mit eisernen Waffen zerstören sie die Stadt, sie zerstören die mexikanische Nation! Seid stark! Heil!
>
> Schlagt eure Trommel und lacht laut, oh Ixtlilxochitl! Tanzt am Adlertor! Hier! In Mexiko! Eure scharlachroten Schilde wirbeln auf den runden Stein zu. Seid stark! Heil!
>
> In der Zwischenzeit stürmen sie hervor und bieten sich an. Oh, Neffen! O tapferer Anahuacatl, und du, o Otomi-Häuptling Tehuetzquiti, wehe! Sei stark! Heil![3]

Der versierte Eindringling wusste, dass die Tlaxcalaner, nachdem sie ein Jahrhundert lang unter der Zwangsabgabe ihrer Jugend an die Menschenopferindustrie der Azteken gelitten hatten, in den letzten Tagen der verhassten Stadt wahrscheinlich keine Gnade zeigen würden. Cortés akzeptierte, dass seine eigene kleine Truppe weder zahlenmäßig noch mittelbar genug war, um die Vergeltungsmorde der Tlaxcalaner zu stoppen, selbst wenn er es gewollt hätte. In diesem riskanten Moment in

den Straßen der aztekischen Hauptstadt hatte er trotz späterer Geständnisse nicht den Wunsch, sie zurückzuhalten. Das Ergebnis war ein endloses Gemetzel, ein Blutbad, das nicht nur die Niederlage der Azteken zum Höhepunkt brachte, sondern auch die endgültige Auslöschung ihrer Zivilisation sicherstellte.

_____

Dieser surreale Kulturenkonflikt hatte im November 1519 begonnen, kurz nach der spanischen Landung an der Ostküste Mexikos. Gerüchten über eine riesige, reiche Stadt im Inneren des wenig besuchten Festlandes und einer Reihe von Kämpfen mit unterworfenen Satellitenstädten der Azteken folgten, bahnte sich das spanische Kontingent von etwa 500 Mann unter Cortés seinen Weg durch das Hinterland und marschierte in Tenochtitlán ein. Doch nach neun Monaten ununterbrochenen Reisens und wiederholter Kämpfe erreichte ein erschöpfter Cortés schließlich die Hauptstadt mit einer erschöpften Streitmacht, die für das riesige Aztekenreich keine Bedrohung mehr darzustellen schien. Doch was sie sahen, verblüffte – und erregte – sie. Während sie die Reichtümer der Inselmetropole inventarisierten und die enorme Asymmetrie zwischen ihrer kleinen Streitmacht und der ausgedehnten Aztekenstadt feststellten, wuchs in ihnen die Zuversicht, dass ihre angeborenen militärischen Vorteile ihre zahlenmäßige Unterlegenheit aufheben würden.

Cortés' kampferprobte Männer hatten schon bei ihrem anfänglichen gefährlichen Marsch ins Landesinnere von der Golfküste aus schnell vermutet, dass der zahlenmäßige Mangel der Spanier, ob angegriffen oder in der Offensive, teilweise durch ihre kulturellen, politischen und technologischen Vorteile ausgeglichen werden könnte. Nur drei Jahrzehnte nach den Entdeckungen von Kolumbus hatte Cortés herausgefunden, wer und was die Azteken waren; im Gegensatz dazu waren sich die Mexica zumindest anfangs weniger sicher über die Natur ihrer aufdringlichen Gäste. Und sie hatten sicherlich keine Ahnung, dass die Spanier ihr riesiges Reich innerhalb weniger Monate zerstören wollten, geschweige denn dazu in der Lage sein könnten.

Bernal Díaz del Castillo, Veteran des Feldzugs und unsere umfassendste zeitgenössische historische Quelle für die Eroberung, führte die spanische Fähigkeit, Tenochtitlán auszulöschen, teilweise auf das zurück, was heute manchmal als „kulturelle Verwirrung“ beschrieben wird. Diese lange vertretene Erklärung für Cortés' Erfolg ging davon aus, dass die Azteken die Spanier für Götter hielten. Daher zogen sie sich nicht nur von anfänglichen Angriffen zurück, sondern erlaubten den Eroberern [Konquistadoren] auch, in Tenochtitlán selbst versorgt zu bleiben.

Dennoch gibt es zahlreiche Beweise dafür, dass eine solche existenzielle Verwirrung nicht weit verbreitet war, zumindest nicht sehr lange. In Wahrheit schrieb Cortés nie, dass die Mexica oder eine andere Gruppe ihn für einen Gott hielten. Der früheste veröffentlichte Augenzeugenbericht, in dem die Spanier als Götter erwähnt wurden, stammt wahrscheinlich von Francisco de Aguilar, der schließlich seine Ländereien in Spanisch-Mexiko aufgab, Dominikanermönch wurde und Jahrzehnte später, in seinen Achtzigern, schließlich seine Memoiren über die gewaltsame Eroberung schrieb. „Sie betrachteten uns“, schrieb Aguilar später, „als unsterbliche Menschen und nannten uns teules, was Götter bedeutet.“[4]

Bernal Díaz stimmte dem natürlich zu. In seinem umfassenden Bericht über die ersten Begegnungen beschrieb er die Reaktionen der einheimischen Mayas in Vera Cruz:

> Als sie Taten sahen, die so wunderbar und für sie selbst so wichtig waren, sagten sie, dass kein Mensch es wagen würde, so etwas zu tun, und dass es das Werk von Teules war, denn so nannten sie die Götzen, die sie anbeteten, und aus diesem Grund nannten sie uns von da an Teules, was so viel heißt wie, dass wir entweder Götter oder Dämonen waren.[5]

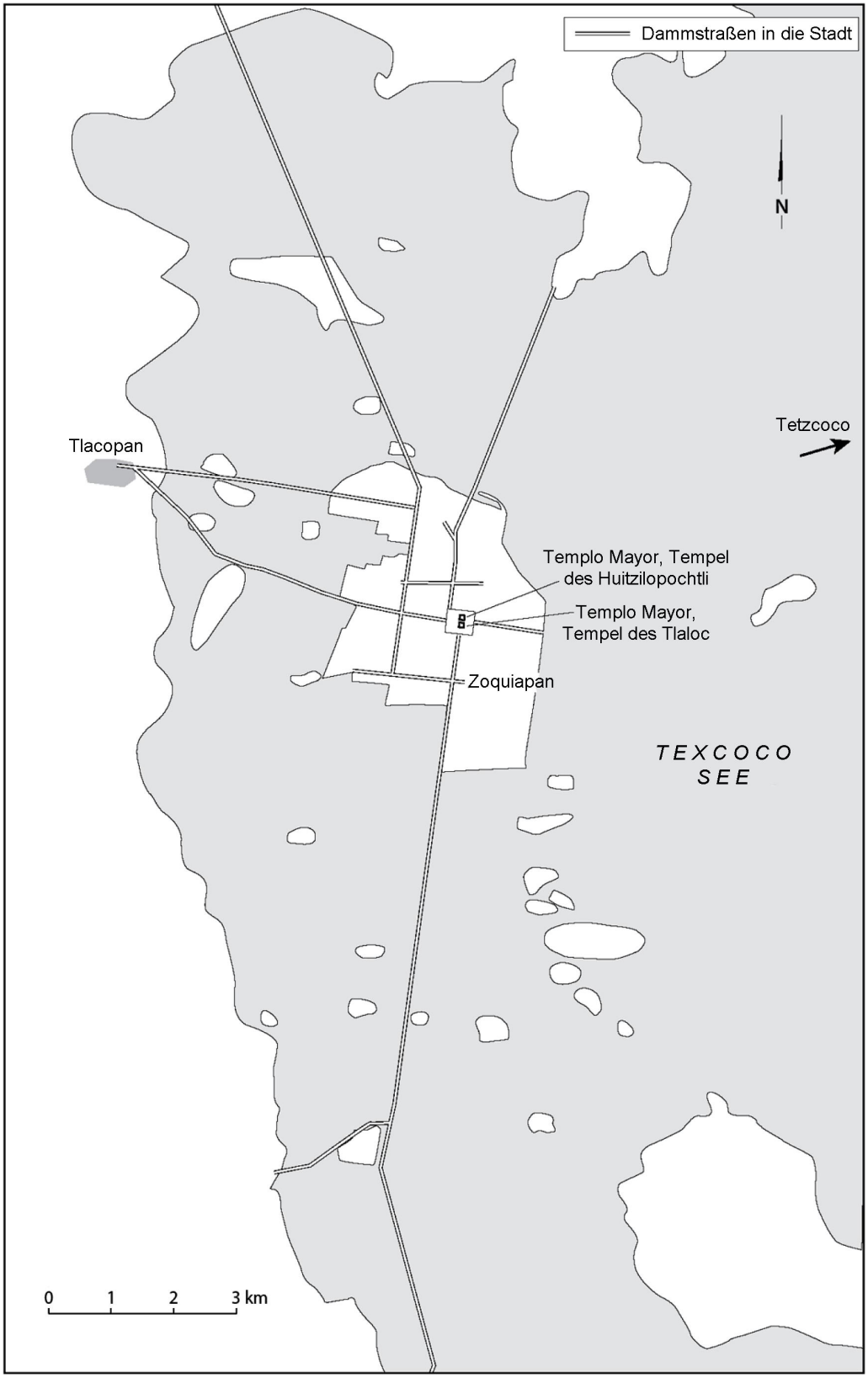
Andrés de Tapia, ein weiterer Chronist der Konquistadoren, beschrieb die erste Begegnung zwischen den Spaniern und den Tlaxcalanern ausführlich und zeigte erneut, dass zumindest einige Nahua – im

Allgemeinen die Ureinwohner Mexikos – die Neuankömmlinge zunächst für göttlich hielten:

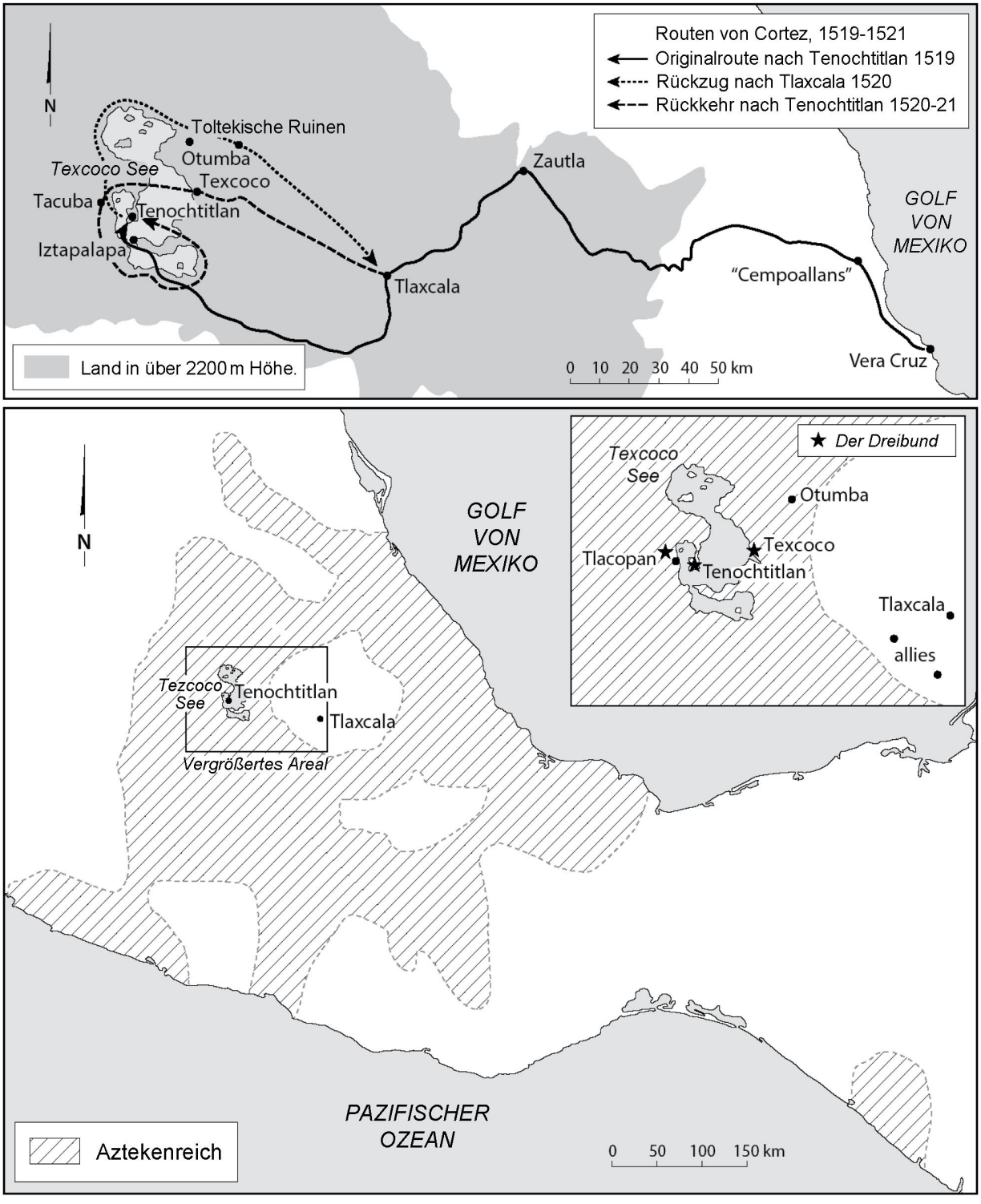
> Einige Indianer waren ins Lager gekommen und brachten [Cortés] fünf weitere Indianer mit und sagten zu ihm: „Wenn du ein Gott bist, der Fleisch und Blut isst, iss diese Indianer und wir werden dir mehr bringen. Und wenn du ein gütiger Gott bist, hier sind Federn und Weihrauch. Und wenn du ein Mann bist, hier sind Truthähne und Brot und Kirschen.“[6]

Was die religiöse Hierarchie der Azteken angeht, so kamen die Priester – Teil der Theokratie, die untrennbar mit der Monarchie verbunden war – angeblich zu dem Schluss, dass die magischen Tiere und Waffen, die Cortés mit nach Tenochtitlán brachte, eine Bestätigung alter Prophezeiungen waren. Die gefiederte Schlange und der vielgestaltige Gott Quetzalcoatl sollten angeblich schon lange in Fleischesgestalt erscheinen – noch im Jahr der Ankunft der Spanier –, begleitet von einem weißhäutigen, bärtigen Gefolge in Menschengestalt.

Tatsächlich listet der Florentiner Codex – eine gewaltige, 2400 Seiten umfassende illustrierte Kulturgeschichte der Azteken, die Jahrzehnte nach der Eroberung vom Franziskanermönch Bernardino de Sahagún aus Nahua-Quellen zusammengestellt wurde – ein Sammelsurium von Naturphänomenen auf, die eine göttliche Ankunft ankündigten. Von Blitzeinschlägen über Kometen bis hin zu magischen Erscheinungen seltsamer Tiere häuften sich solche verwirrenden Warnungen vor der bevorstehenden Ankunft der weißhäutigen Fremden. Infolgedessen hatten die beunruhigten Azteken eine gewisse Ahnung von ungewöhnlich schlimmen Dingen am Horizont. Ansonsten hatten sie keine Ahnung, wer oder was Cortés war, geschweige denn von den Gefahren, die ihnen bevorstanden, insbesondere angesichts der sehr unterschiedlichen taktischen und strategischen Protokolle der europäischen Kriegsführung: Vorliebe für entscheidende Schlachten, Vertrauen auf überlegene Technologie, strenge militärische Disziplin, Logistik und eine umfassende Befehlskette.[7]



Tenochtitlán



Das Aztekenreich im 16. Jahrhundert

Cortés nutzte sicherlich die Tatsache aus, dass einige religiöse Führer der Nahua eine Zeit lang geglaubt hatten, seine Männer könnten Teil eines göttlichen Gefolges des göttlichen Quetzalcoatl sein. Oder zumindest hatten die Boten aus den Küstenstädten derartige übernatürliche Vermutungen zunächst den Spionen und Spähern des regierenden Aztekenkaisers Montezuma II.* – des neunten Kaisers und Urenkels von Montezuma I. – kurz nach der spanischen Landung an der Ostküste mitgeteilt. [auch: Moctezuma; in Nahuatl: Moteucuhzoma, „Er schaut finster drein wie ein Fürst".]

Cortés nahm außerdem an, dass derartige Fantasien von enormer strategischer Bedeutung waren, zumindest während seines ersten Besuchs in Tenochtitlán in den letzten Wochen des Jahres 1519 und Anfang 1520. Für die überlebenden Azteken mag es später ebenso praktisch gewesen sein, den Spaniern im Nachhinein zu gestehen, dass ein Grund für ihre eigene Zerstörung die verheerenden Behauptungen ihrer Priester waren, ihre Krieger hätten es mit unsterblichen und nahezu unbesiegbaren göttlichen Besuchern zu tun. Ob die aztekische Hierarchie jemals wirklich glaubte, die Spanier seien göttlich, spielte keine Rolle, nachdem es ihnen nicht gelungen war, Cortés bei seinem ersten Auftreten zu vernichten, solange sie noch eine Chance hatten.[8]

Offensichtlich vermutete Montezuma II. selbst von ihrem ersten Treffen an, dass Cortés letztlich doch ein Mensch war. In seinem zweiten Brief vom Oktober 1520 an Karl V., in dem er seine Erfahrungen zusammenfasst und seine Pläne darlegt, zitiert Cortés Montezumas erste Aussagen an die Spanier (vermutlich übersetzt von La Malinche, Cortés' Geliebter, vom Nahuatl ins Maya und dann von Francisco Aguilar vom Maya ins Spanische):

> „Ich weiß auch, dass [Ihre Verbündeten] Ihnen gesagt haben, die Wände meiner Häuser seien aus Gold und dass die Fußmatten in meinen Zimmern und andere Dinge in meinem Haushalt ebenfalls aus Gold seien und dass ich ein Gott sei und dies auch behaupte und noch vieles andere. Die Häuser, wie Sie sehen, sind aus Stein und Kalk und Lehm." Dann hob er seine Kleider und zeigte mir seinen Körper. Während er seine Arme und seinen Oberkörper mit

> den Händen umfasste, sagte er: „Sieh, ich bin aus Fleisch und Blut wie du und alle anderen Menschen, und ich bin sterblich und stofflich.“[9]

Viel später, nach der Zerstörung der Stadt, wurde die Eroberung natürlich mythisiert. Sowohl die Spanier als auch die Überlebenden des Falls von Tenochtitlán verbreiteten die ursprüngliche Vorstellung, dass die spanischen Kavalleristen zentaurenartige Halbgötter gewesen seien – teils Menschen, teils bizarre vierbeinige Bestien, ausgestattet mit donnernden, tödlichen Feuerwaffen und scharfen Waffen –, die die Azteken zunächst verwirrt und in einen Zustand der Starre versetzt hätten. Und vielleicht hatten einige der Küsten-Maya anfangs geglaubt, Cortés' Pferde seien Drachen. Sie behaupteten, sie hätten vor allem Angst vor deren zahnigen und knurrenden Mäulern. Doch haben uns Gelehrte in jüngerer Zeit daran erinnert, dass es nur wenige vorspanische Berichte gibt, die die mythische Rückkehr Quetzalcoatls im Jahr 1519 erwähnen. Und selbst wenn aztekische religiöse Granden eine solche Prophezeiung verkündeten, ließ der anfängliche mystische Schock derart unterschiedlicher Kulturen bald nach.[10]

In den folgenden Monaten beobachteten die aztekischen Heerscharen, wie Cortés und seine Männer bluteten. Ihre Wunden bestätigten einige frühere widersprüchliche Gerüchte über die Spanier, die sie von Spähern und Boten der Küstenstämme erreicht hatten. Die Spanier wurden auch hungrig. In kleinlicher menschlicher Art zankten sie sich. Sie feilschten. Sie gierten nach Gold. Sie verlangten Sex von einheimischen Frauen. In der gottlosesten Wut rissen sie Götzenbilder nieder. Sie hielten ihren Heerscharen unverschämte Reden über Menschenopfer und Kannibalismus. Anstatt selbst Gottheiten zu sein, bekehrten sie die Mexica, ihre eigene Gottheit Jesus Christus als ihren Erlöser anzunehmen.

Am wichtigsten war jedoch, dass diese Männer aus Fleisch und Blut trotz all ihrer magischen Waffen – Pferde, riesige Hunde, spanischer Stahl, Kanonen, Arkebusen und Armbrüste – immer noch etwa sechs- bis achthundert zu eins in der Unterzahl waren. Spätere Berichte von Bernardino de Sahagún bezeugen, dass selbst der zögerliche Montezuma

II. darauf beharrte, dass seine Gäste keine Götter waren, geschweige denn gut gemeinte, sondern ziemlich wilde und gefährliche Menschen mit Kampfkräften, die weit über die seiner eigenen aztekischen Untertanen hinausgingen:

> Moctezuma weinte, und [wie] die Mexikaner weinten, als sie erfuhren, dass die Spanier sehr mächtig waren. Und Moctezuma brachte lautstark seine Not zum Ausdruck. Er fühlte Not, er war verängstigt, er war verblüfft; er brachte seine Not wegen der Stadt zum Ausdruck. Und tatsächlich waren alle zutiefst verängstigt. Es gab Schrecken, Erstaunen, Äußerungen von Not, Gefühle von Not. Es gab Beratungen. Es bildeten sich Gruppen, es gab Versammlungen von Menschen. Es wurde geweint – es wurde viel geweint, es wurde um andere geweint. Es gab nur hängende Köpfe, es herrschte Niedergeschlagenheit. Es gab tränenreiche Begrüßungen, es gab tränenreiche Begrüßungen an andere.[11]

Was in den nächsten acht Monaten in Tenochtitlán folgte, war eine Zeit der gegenseitigen Verbrüderung und Entdeckung, des Verrats, der Revolten, der Bürgerkriege, der wechselhaften Schlachten – und schließlich der fast vollständigen Vernichtung der ursprünglichen spanischen Streitkräfte. Schon nach wenigen Tagen in Tenochtitlán herrschte zunehmende Verwirrung darüber, ob die kleine Gruppe spanischer Konquistadoren Gefangene von Hunderttausenden Azteken war oder ob sie tatsächlich die Kontrolle über die Stadt hatten, weil sie ihren Kaiser Montezuma II. als stillschweigende Geisel hielten. Tatsächlich hatten die Spanier nur sechs Tage nach ihrer Ankunft am 6. November 1519 Montezumas kaiserliche Residenz besetzt und befestigt – mit dem Kaiser selbst darin. Beide Tatsachen trafen also zu: Die relativ wenigen spanischen Geiselnehmer im Kaiserpalast waren selbst Geiseln in der Kaiserstadt.

Bald, so schien es, bestätigten die meisten aztekischen Eliten frühere Gerüchte von der Küste, denen zufolge die Spanier nicht als Wohltäter, Götter oder einfache Abenteurer aus weiter Ferne gekommen waren, sondern als menschliche, goldbesessene Eroberer und Kolonisten, die

entschlossen waren, in Mexiko zu bleiben. Die im Laufe dieser Monate wachsende Vertrautheit der Azteken mit den Spaniern erwies sich für die oft eitlen Konquistadoren als beinahe verheerend, da sie sich ihrer wachsenden Gefahr noch kaum bewusst waren. Der stets listige Cuitláhuac, der Bruder von Montezuma II. – und dessen baldiger Nachfolger für kurze 80 Tage als Kaiser, bevor er den Pocken erlag –, hegte zunehmend wenig Zweifel: Die Spanier waren Verbrecher, die auf Diebstahl, Eroberung und den Ruin der Azteken aus waren. So plädierte er dafür, sie so schnell wie möglich auszurotten, bevor ihre Zahl und Macht zunahm.[12]

Von dem Moment an, als die Spanier zum ersten Mal in Tenochtitlán ankamen und um Einlass in die Stadt baten, hatte Cuitláhuac sie als existentielle Bedrohung angesehen. Montezumas Neffe Cacama dagegen hatte darauf gedrängt, sie willkommen zu heißen:

Cacama [sagte], es wäre ein Zeichen von mangelndem Mut, ihnen den Zutritt zu verweigern, sobald sie vor den Toren stünden. Er fügte hinzu, es sei für einen großen Herrn wie seinen Onkel nicht angemessen, die Botschafter eines anderen großen Prinzen abzuweisen. Wenn die Besucher Forderungen stellten, die Montezuma missfielen, könne er ihre Unverschämtheit bestrafen, indem er seine Heerscharen tapferer Krieger gegen sie schicke … Dann warnte ihn Cuitláhuac: „Ich bete zu unseren Göttern, dass du die Fremden nicht in dein Haus lässt. Sie werden dich hinauswerfen und deine Herrschaft stürzen, und wenn du versuchst, das zurückzugewinnen, was du verloren hast, wird es zu spät sein.“[13]

Unglücklicherweise für Montezuma und sein gesamtes Aztekenreich folgte er nicht dem Rat seines Bruders, sondern stimmte stattdessen seinem Neffen zu und ließ die Spanier in die Inselstadt.

Inmitten dieser Spannungen Anfang November 1919 und nach den ersten sechs Monaten gescheiterter Verhandlungen über den genauen Status und die Absichten der spanischen Besatzer zwang eine unerwartete Entwicklung Cortés, seine kleine Truppe in noch kleinere Kontingente aufzuteilen. Er verließ die Stadt in Begleitung von nur 250–300 Mann, als er von einer frischen spanischen Truppe 250 Meilen östlich erfuhr, die gerade in der Nähe des neuen Hafens von Vera Cruz gelandet war. Bei seiner Ankunft dort erfuhr der zahlenmäßig

unterlegene Cortés, dass neun spanische Schiffe aus Kuba mit mehr als 800 Soldaten, 20 Kanonen, 80 Reitern, 120 Armbrustschützen und 80 Arkebusieren [Gewehrschützen] angelegt hatten, die alle unter dem Kommando seines Rivalen standen, des allgemein inkompetenten Glücksritters Pánfilo de Narváez.

Cortés vermutete zu Recht, dass es sich bei diesen Neuankömmlingen nicht so sehr um Verstärkung als vielmehr um Usurpatoren oder Gefängniswärter handelte. Bald stellte er fest, dass diese neuen Konquistadoren auf Befehl des Gouverneurs von Kuba, Diego Velázquez de Cuéllar, geschickt worden waren. Letzterer hatte offenbar Bedenken hinsichtlich seiner vorherigen Ad-hoc-Genehmigung von Cortés' Abenteuer. Nun versuchte Velázquez, das Vorhaben von Cortés' unkontrollierbaren spanischen Freiberuflern zu vereiteln, die offenbar vorhatten, das, was Velázquez erfahren hatte, in Wirklichkeit ein riesiges und reiches mexikanisches Reich war, zu absorbieren.

Was folgte, war sowohl ein Albtraum als auch ein Geschenk des Himmels. Unglücklicherweise hatte Cortés nur eine Rumpftruppe von Konquistadoren zurückgelassen, um Montezuma II. als faktische Geisel im spanischen Bollwerk in der Hauptstadt festzuhalten. Noch beunruhigender war, dass er das Kontingent unter das Kommando seines brillanten, aber unberechenbaren und rücksichtslosen Leutnants Pedro de Alvarado gestellt hatte. Alvarado war der einzige Konquistadorenführer mit genügend Kühnheit und Klugheit, um die opportunistischen Azteken in Cortés' Abwesenheit abzuschrecken. Aber er war in seinen Wutanfällen und Wahnvorstellungen auch so rücksichtslos, dass er einen allgemeinen Aufstand der Azteken provoziert hat. Genau das geschah kurz nach Cortés' Abwesenheit, als Alvarado behauptete, er habe eine offensichtliche Verschwörung der Mexica entdeckt, die darauf abzielte, die winzige spanische Enklave zu stürmen, und müsse deshalb dem mutmaßlichen aztekischen Komplott zuvorkommen. Oder Alvarado war vielleicht so wütend und verängstigt über die zeremoniellen und ekstatischen aztekischen Rituale, dass er törichterweise eine Schar der versammelten aztekischen Aristokraten und Priester ermordete. Oder vielleicht sah er einfach die üppige Gold- und Juwelenpracht der Feiernden und versuchte, die herrschende Elite

sowohl auszurauben als auch zu vernichten, da er während Cortés' Abwesenheit für kurze Zeit ungehindert sein konnte. Was auch immer die Motive waren, die Spanier waren vielleicht nicht mehr als zweihundert Soldaten stark und sahen sich nun Zehntausenden wütender Azteken gegenüber, die dabei waren, ihr bevorstehendes Verderben herbeizuführen. Ein spanischer Soldat sagte später während Alvarados anschließendem Prozess aus, er habe Töpfe, Pfannen und Äxte gesehen und „die Indianer sagen hören, all das sei dazu da, Spanier zu töten, sie zu kochen und sie mit Knoblauch zu essen". Alvarado, der zu diesem Zeitpunkt verständlicherweise nervös war, war auch beunruhigt über eine große Figur eines Huitzilopochtli, die aus Amaranthsamen gebaut war, vermischt mit Blut von Gefangenen, die gerade geopfert worden waren. Es scheint auch wahrscheinlich, dass Alvarado die meisten seiner Informationen über die Absichten der Azteken von Tlaxcalanern mit Hintergedanken oder von Azteken oder ihren Gefangenen erhielt, die unter spanischer Folter gezwungen wurden, fast alles zu sagen.[14]

Was auch immer seine genaue Motivation war – Angst um sein Leben, Angst, dass die Spanier aus der Stadt vertrieben würden, Sorge, den abwesenden Cortés nicht zu enttäuschen, Wut darüber, dass die Azteken ihre neu aufgestellten christlichen Statuen entweihten – Alvarado griff die Festbesucher törichterweise an. Es folgte ein erbärmliches Blutbad. Seine Truppe gut gepanzerter spanischer Lanzenreiter und ihre Tlaxcalan-Freischärler blockierten alle Ausgänge des Tempelhofs. Dann stürmte die winzige spanische Truppe in voller Rüstung, angeführt von einigen Reitern, heran. Ähnlich wie Kaiser Justinian während des Tumults der sogenannten Nika-Unruhen (532 n. Chr.) Tausende unbewaffneter Gegner im Hippodrom von Byzanz niedergemetzelt hatte, mähten Alvarado und Dutzende seiner berittenen Konquistadoren Hunderte unbewaffneter Festbesucher nieder, die sich zusammengedrängt hatten, um ihren Kriegsgott Huitzilopochtli anzubeten:[15]

> Sie griffen alle Feiernden an, stachen auf sie ein, durchbohrten sie von hinten mit Speeren, und sie fielen sofort mit heraushängenden Eingeweiden zu Boden. Andere enthaupteten sie: Sie schnitten

> ihnen den Kopf ab oder spalteten ihn in Stücke. Anderen schlugen sie in die Schultern, und ihnen wurden die Arme vom Körper gerissen. Einigen verwundeten sie am Oberschenkel und anderen an der Wade. Anderen schlitzten sie den Bauch auf, und ihre Eingeweide fielen alle auf den Boden. Einige versuchten wegzulaufen, aber ihre Eingeweide schleiften beim Laufen; sie schienen sich mit den Füßen in ihren eigenen Eingeweiden zu verheddern.16

Unterdessen erwies sich ein zahlenmäßig ebenso unterlegener Cortés in Vera Cruz als weitaus klüger als Alvarado in Tenochtitlán. Weit davon entfernt, sein Kommando zu verlieren und von Pánfilo de Narváez wegen hochverräterischer Gehorsamsverweigerung in Ketten nach Kuba geschickt zu werden, versuchte der wohlklingende Cortés fast sofort, die Soldaten von Narváez' Polizeimission umzustimmen, indem er ihnen seine Gesandten versprach, im nahegelegenen Tenochtitlán leicht reich zu werden, und auch sie könnten daran teilhaben. Seine wiederholten Angebote von leichtem Gold an Narváez' Männer, die meist jung und ohne jegliche Kriegserfahrung im Neuen Weltkrieg waren, legen nahe, dass Cortés bereits vage Pläne hatte, nach seiner Rückkehr nach Tenochtitlán die Stadt zu erobern und die Beute aufzuteilen.

Nach langwierigen, aber gescheiterten Verhandlungen führte Cortés einen Nachtangriff durch und nahm nach einem kurzen Gefecht seinen potenziellen Gefangenen, den glücklosen Narváez, gefangen. In Wahrheit waren die meisten von Narváez' Männern nicht gerade begeistert von ihrem herrischen und inkompetenten Kommandanten. Viele kannten und respektierten Cortés – und mochten seine Versprechungen, man könne im Landesinneren Mexikos schnell reich werden, noch mehr. Infolgedessen war die Schlacht halbherzig: Cortés verlor nur zwei Männer, Narváez nur fünfzehn. Der verwundete und teilweise erblindete Narváez wurde in Gewahrsam zurückgelassen; Cortés entführte fast seine gesamte Streitmacht, darunter lebenswichtige Vorräte sowie ausgebildete Ärzte und Notare. Dann machten sich Cortés und seine stark vergrößerte Armee auf den Weg zurück nach

Tenochtitlán. Er hatte die Stadt mit einer dürftigen, schlecht ausgerüsteten Streitmacht verlassen, die auf dem Weg auf vielleicht vierhundert Konquistadoren verstärkt und aufgestockt worden war. Doch nun kehrte er zurück, nachdem er Narváez entsandt und seine Kontingente mit einer riesigen, gut ausgerüsteten Armee von etwa zwölf- bis fünfzehnhundert Soldaten besetzt hatte. Er würde sie bald alle brauchen. Cortés musste feststellen, dass Alvarados ebenso riskanter Schachzug furchtbar schiefgegangen war. Seine Männer waren umzingelt, halb verhungert und in einem provisorischen befestigten Gelände gefangen. Wenig überraschend waren die Menschen in der Stadt bewaffnet und bereit, jeden Spanier zu töten, den sie finden konnten.

Cortés kehrte mit dringend benötigtem Nachschub an Schießpulver, Waffen und Pferden nach Tenochtitlán zurück. Aber wenn die Spanier nun in einer scheinbar stärkeren taktischen Position waren, waren sie angesichts der veränderten Haltung ihrer Gastgeber während Cortés' Abwesenheit auch strategisch viel verwundbarer.

Bald wurde es noch viel schlimmer. Inmitten der immer wieder aufflammenden Kämpfe zwischen Spaniern und Azteken wurde Montezuma II. irgendwann am 30. Juni 1519 in spanischer Haft getötet, offenbar durch einen Stein oder ein Geschoss. Spätere Gerüchte behaupteten, er sei durch die Hand der Konquistadoren gestorben. Egal: Sein Tod markierte einen radikalen Wendepunkt in dem nun zum Scheitern verurteilten spanischen Versuch, die Stadt ohne offenen Krieg einzunehmen. Die genauen Umstände seines Ablebens sind auch 500 Jahre später noch umstritten. Wer auch immer der eigentliche Schuldige war, wahrscheinlich sahen sowohl die Spanier als auch die Azteken den zunehmend inkohärenten und ineffektiven König als irrelevant oder sogar als Belastung an und waren daher nicht allzu besorgt, ihn sterben zu sehen.

Trotzdem wurden die Spanier als schuldig angesehen, einen aztekischen Kaiser getötet zu haben, wenn auch einen, den Tausende der Mexica bereits aufgegeben hatten und den sie als Hindernis bei der Tötung der Konquistadoren betrachteten. Zu diesem Zeitpunkt hatten die Spanier, umgeben von einem wütenden Heer, keine andere Wahl, als das

Risiko einzugehen, mit ihrer gesamten neu verstärkten Streitmacht aus der Hauptstadt zu schleichen – und mit all dem Gold, das die törichten, gierigen, überladenen und gepanzerten Konquistadoren mit ihnen an sich nehmen wollten. Während Cortés' ursprüngliche Konquistadorentruppe sich nach dem Einmarsch in die Hauptstadt und deren Besetzung an die aztekische Kriegsführung gewöhnt hatte, hatten Narváez' Neulinge kaum eine Ahnung von den Gefahren, die von Schwärmen mexikanischer Krieger ausgingen.

Ein schwerer Regen hatte die Dammwege schlammig und stellenweise rutschig gemacht. In der Nacht der geplanten Flucht war die Dunkelheit keineswegs so stark, dass die Flucht der Konquistadoren verdeckt werden konnte, sondern die Dunkelheit und die Schatten verstärkten das Gewitter nur noch mehr und verwirrten die Spanier weit mehr als ihre Verfolger. Ein aztekischer Wachposten gab bald am frühen Morgen Alarm, dass die Spanier auf der Flucht waren und sich langsam über die unbekannten, dunklen und rutschigen Dammwege des Texcoco-Sees schleppten.

Innerhalb weniger Minuten erschienen Hunderte von Kanus neben den Dammausgängen, deren Insassen die Spanier mit Pfeilen und Steinen bewarfen. Wellen von Fußsoldaten aus der Stadt strömten hervor, um die zurückweichenden gepanzerten Männer ins Wasser zu stoßen. Viele von Narváez' Männern hatten sich in ihrer Gier mit Goldsäcken beladen und rutschten so aus oder wurden in den See gezogen. Dort ertranken die meisten oder wurden als spätere Nahrung für Huitzilopochtli herausgefischt. „Wer starb, starb reich, und sein Gold tötete sie", wie sich ein spanischer Chronist später erinnerte.

Andere Azteken rannten oder paddelten weiter, um die Dammwege aufzubrechen und den Rückzug abzuschneiden. Die mittlere und hintere Kolonne bekam die volle Wucht des aztekischen Angriffs zu spüren und kam größtenteils um, während die meisten von Cortés' Männern an der Spitze mehr Glück hatten. Das folgende Debakel wurde von den Spaniern als die legendäre Noche Triste oder „traurige Nacht" verewigt. Der spätere Florentiner Codex beschrieb in blutigen Einzelheiten die beinahe vollständige Vernichtung der spanischen Kolonne:17

> Als die Spanier den Kanal der Tolteken, den Tlatecayohuacan, erreichten, warfen sie sich kopfüber ins Wasser, als würden sie von einer Klippe springen. Die Tlaxcaltecas, die Verbündeten aus Tliliuhquitepec, die spanischen Fußsoldaten und Reiter, die wenigen Frauen, die die Armee begleiteten – alle kamen an den Rand und stürzten sich hinein. Der Kanal war bald mit den Leichen von Männern und Pferden verstopft; sie füllten die Lücke im Damm mit ihren eigenen ertrunkenen Körpern. Diejenigen, die ihnen folgten, gelangten auf die andere Seite, indem sie über die Leichen gingen.[18]

Zwischen vierhundert und siebenhundert Konquistadoren wurden auf der Stelle getötet. Alle, die zurückblieben und überlebten, wurden die Stufen der Großen Pyramide von Tenochtitlán hinaufgeführt, um in den folgenden Tagen geopfert zu werden. Cortés und seine zerschlagene Truppe von weniger als 800 erschöpften und verwundeten Überlebenden erreichten gerade noch die nahe gelegene Ebene der Stadt Otumba, wo sie einer riesigen aztekischen Armee von etwa 20.000 Kriegern gegenüberstanden, die sie verfolgte. Wie durch ein Wunder hatte eine kleine Gruppe berittener Lanzenreiter überlebt und konnte über die Dammwege fliehen. Nun richteten sich die ständigen Angriffe dieser gepanzerten Reiter klugerweise gegen die verfolgende aztekische Elite. Schließlich spießten sie in Otumba genug von ihnen auf, sodass die riesige aztekische Armee am 8. Juli, etwas mehr als eine Woche nach der Noche Triste, aufgab und nach Hause marschierte, was sich später als fataler Fehler herausstellen sollte. Es war nicht ganz klar, warum die Azteken beschlossen, die abziehenden Spanier anzugreifen, obwohl die unmittelbaren Gründe – ihr erbärmlicher Diebstahl und Mord an den Festbesuchern, der Tod von Montezuma in spanischer Gefangenschaft und die Angst, sie könnten mit stärkeren Truppen zurückkehren – ausreichten, um sie zu vernichten, solange die Azteken noch die Chance dazu hatten.[19]

Otumba markierte für die Invasoren den Tiefpunkt der spanischen Eroberung, mit Ausnahme vielleicht des unbezwingbaren Cortés selbst. Zwar wurde er jetzt von Horden der Azteken und ihrer Verbündeten

verfolgt. Die meisten seiner einheimischen Verbündeten hatten ihn abrupt verlassen, da sie annahmen, dass die spanischen Überreste dem Untergang geweiht waren. Die mexikanische Provinz wandelte sich aus Angst vor aztekischen Repressalien von Unterstützung zu Feindseligkeit. In den spanischen Reihen wuchs die Uneinigkeit. Die Hälfte seiner einst stolzen und gut ausgerüsteten neuen Armee war tot. Jeder andere Anführer hätte einen sofortigen Rückzug unter Kampf in den sicheren Hafen von Vera Cruz angeordnet. Und doch sollte es nur noch schlimmer werden. Cortés musste einen Mordanschlag vereiteln, ein Vorbote einer wahrscheinlichen allgemeinen Meuterei der Unzufriedenen, die behaupteten, sie wollten einfach nur zurück zur Küste marschieren, nach Hause segeln und den Albtraum dessen, was sie beim Templo Mayor – der Großen Pyramide mit ihren Zwillingstempeln auf der Spitze – gesehen hatten, hinter sich lassen. Seine Männer schrien über Cortés: „Warum will er uns hier behalten, damit wir den bösen Tod sterben? Was hat er gegen uns, dass er uns nicht gehen lässt? Unsere Köpfe sind zerschmettert, unsere Körper verwesen und mit Wunden und Geschwüren bedeckt, blutleer, schwach und nackt. … Er [Cortés] denkt nicht darüber nach, dass er ohne Männer, Gewehre, Waffen und Pferde ist (die die Hauptlast des Krieges tragen) und ohne Proviant, was der schlimmste Mangel von allen ist.“[20]

Nur wenige von Cortés’ Veteranen wollten jemals nach Tenochtitlán zurückkehren. Fast alle wussten nicht, wo sie Nahrung, Waffen und Munition herbekommen sollten. Die meisten hatten irgendeine Art von Verletzung erlitten. Sie hatten nicht alle so große Angst vor dem Tod im Kampf, aber nach der Massengefangennahme der Konquistadoren im See und auf den Dammwegen hatten sie furchtbare Angst davor, gefesselt und zur Pyramide hinaufgeschleift zu werden, wo ihnen die Priester das Herz herausreißen und ihre Leichen den Tieren und den hungernden Massen zum Fraß vorwerfen würden.

Doch Cortés behielt fast als einziger die Nerven. Nur dreizehn Monate nach dieser Katastrophe zerstörte Hernán Cortés mit weniger als tausend Konquistadoren, vielleicht fünfhundert weniger als die Armee, die zusammen mit ihren Verbündeten aus Tlaxcala während der Noche Triste geflohen war, das Aztekenreich. Seine neu aufgestellte Armee

tötete im Kampf vielleicht über hunderttausend Krieger und weitaus mehr Einwohner von Tenochtitlán und machte die ikonischen Gebäude der Hauptstadt und die Lehmhäuser ihrer Bewohner dem Erdboden gleich. Historiker streiten seit etwa fünfhundert Jahren über das Rätsel, wie eine so winzige spanische Invasionstruppe – die zu keinem Zeitpunkt mehr als fünfzehnhundert Soldaten zählte – geschlagen und kurz vor der Kapitulation stand, ein umfangreiches Bündnis mit den Ureinwohnern wiederaufbauen und nach Tenochtitlán zurückkehren konnte, um ein Reich mit vier Millionen Untertanen auszulöschen, das von einer gut verteidigten Hauptstadt mit Hunderttausenden Einwohnern aus regiert wurde. Und das alles in weniger als zwei Jahren.

_____

Als die Thebaner gegen Alexander den Großen revoltierten, rechneten sie wohl kaum mit einer Chance gegen seine Makedonischen Belagerer. Das klassische Theben und sein Umland zählten kaum mehr als hunderttausend Einwohner, die einst unbezwingbare thebanische Armee war vielleicht nicht stärker als zehntausend. Alexander kam mit mehr als dreißigtausend Veteranen und griff auf Tausende antithebanischer Böoten aus Thebens Umgebung zurück, die ihn bei der Belagerung unterstützten. Die Thebaner, die bald eingekesselt sein würden, waren sich des Rufs der nördlichen Belagerer, ihrer zunehmenden Übermacht, der grausamen Makedonischen Kriegsführung unter Alexanders verstorbenem Vater Philipp II. und der Wahrscheinlichkeit, dass eine Niederlage gleichbedeutend mit ihrer Unterwerfung sein würde – wenn auch vielleicht noch nicht mit ihrer völligen Vernichtung. Trotzdem kämpften sie, auch weil die tatsächliche Zahl von Alexanders Belagerern vielleicht nur doppelt so groß war wie die der thebanischen Armee und der verschiedenen zivilen und sklavischen Verteidiger auf der Mauer. Im Gegensatz dazu hatte Montezuma II., der Großherrscher des Aztekenreichs, als er Hernán Cortés zum ersten Mal in seiner Hauptstadt Tenochtitlán willkommen hieß, drei bis vier Millionen Untertanen unterschiedlichen Status unter seiner lockeren Kontrolle. Er herrschte über etwa 320.000 Quadratkilometer in Südzentralmexiko, ein Gebiet,

das fast so groß war wie das heutige Kastilien ohne Granada – oder etwa zwei Drittel des heutigen Spaniens. Allein die schiere Größe von Montezumas II. Herrschaftsgebiet machte es unwahrscheinlich, dass ein paar hundert spanische Soldaten es erobern konnten, geschweige denn sein Territorium besetzen und seine Bevölkerung unter Kontrolle halten konnten. Selten in der Geschichte großer Belagerungen hatte eine so kleine Streitmacht wie die Spanier und ihre Verbündeten aus Tlaxcala eine so große kaiserliche Hauptstadt eingenommen.21

Tenochtitlán war eine ziemlich junge Stadt, auf ihrem Höhepunkt im Jahr 1519 nicht älter als zwei Jahrhunderte. Es war auch kein provinzielles Theben. Die beeindruckende Metropole von fünf Quadratkilometern erhob sich auf einer leicht erhöhten Insel in der Mitte des seichten Texcoco-Sees. Die schwimmende Stadt mit ihren 200.000 bis 400.000 ständigen Einwohnern war über die Sümpfe mit einem komplexen System von Dammwegen verflochten. Sie verbanden die Insel auf fast allen Seiten mit dem umliegenden Festland, wie Speichen, die von einer Radnabe ausgehen. Die Zufahrtsstraßen waren Teil eines Labyrinths aus Kanälen, Schleusen und Aquädukten, die sowohl den Wasserstand des Sees als auch den Zugang zur und von der Stadt regelten. Die Möglichkeit, diese Ein- und Ausgänge des Sees zu öffnen und zu schließen, machte die Stadt scheinbar nahezu uneinnehmbar. Durch die Regulierung des Wasserstandes des Sees konnte die Stadt schnell wieder zu einer befestigten Insel mit Kanälen auf allen Seiten werden, und zwar auf eine Weise, die weitaus raffinierter war als eine europäische mittelalterliche Burg mit Graben.

Nach der Noche Triste gingen die Azteken davon aus, dass die spanische Bedrohung größtenteils vorüber war. Zweifellos wurden die bedrängten und besiegten spanischen Nachzügler auf dem Land von den opportunistischen Untertanen des Reiches überfallen und abgeschossen, die sich nun bei dem neuen und weitaus kriegerischeren Kaiser Cuitláhuac einschmeicheln wollten. Sogar als die Nachricht vom spanischen Wiederaufstieg, dem anschließenden mysteriösen Bau von Schiffen für den Einsatz auf dem See und der Neuformierung des anti-aztekischen Bündnisses unter der Führung der unbezwingbaren Tlaxcalaner eintraf, hatten die Azteken noch immer guten Grund,

zuversichtlich zu sein. Man hatte ihnen versichert, dass die Spanier noch immer eine winzige – und einmal geschlagene – Streitmacht waren.

Die Azteken schlussfolgerten auch richtig, dass die Noche Triste den Höhepunkt der spanischen Truppenstärke und Versorgung dargestellt hatte. Sie lagen nicht falsch mit der Annahme, dass Cortés nie wieder so viele gut ausgerüstete Konquistadoren gegen Tenochtitlán anführen würde. Als die Azteken nun von der Verteidigung in die Offensive gingen, bestand ihre unmittelbare Strategie darin, Cortés an die Küste zu jagen oder zumindest unterworfene Städte zu zwingen, sich gegen ihn zu wenden und ihm unterwegs aufzulauern. Doch nach der Niederlage der Azteken bei Otumba war in der aztekischen Hierarchie eine seltsame Entspannung zu spüren, als ob der gedemütigte und besiegte Cortés nie zurückkehren würde und die Stadt nun sicher sei.

Auf seltsame Weise ähnelten die jeweiligen Einstellungen der Sieger und Besiegten der paradoxen Mentalität der 1930er Jahre nach dem Ersten Weltkrieg, als die besiegten Deutschen ebenso sehr auf eine Wiederholung des Krieges aus waren wie die siegreichen Franzosen und Briten, die eine solche vermeiden wollten, und gleichzeitig zuversichtlich waren, dass ihre Streitkräfte jeden deutschen Angriff abwehren könnten. Auch Cortés war nach seiner demütigenden Niederlage unerschrocken und begierig auf eine Wiederaufnahme des Konflikts, während Cuauhtémoc, der nächste Nachfolger des verstorbenen Königs Montezuma II. nach Cuitláhuac, noch selbstsicherer war, dass die Ressourcen und natürlichen Verteidigungsanlagen der Stadt den Eindringling erneut abwehren würden. Arroganz mag dazu beigetragen haben, die Azteken zu vernichten, aber bis zu ihrem endgültigen Ende hatten sie guten Grund zu glauben, dass ihre Zahl, ihre Verbündeten und ihr Reichtum siegen würden. Sie hatten keine genaue Vorstellung davon, woher genau die Spanier gekommen waren, geschweige denn etwas über die Bevölkerung und die Ressourcen des kaiserlichen Spaniens. Die Spanier waren zwar von der Verteidigung der Stadt beeindruckt und von ihrer Niederlage am 1. Juli 1520 getroffen, aber die Institutionalisierung von Menschenopfern durch die Azteken, insbesondere die blutigen Methoden der Massentötung von Opfern und der Verfütterung der

Erschlagenen an die Einwohner, waren ihnen weitaus mehr zuwider. Fast alle indigenen Völker zwischen Vera Cruz und Tenochtitlán, Freunde und Feinde der Azteken, praktizierten Menschenopfer und Kannibalismus in gewissem Umfang, aber nie in einem Massenmaßstab, der an die Todesindustrie in Tenochtitlán heranreichte, einer Tötungsmaschine, die in ganz Zentralmexiko Angst und Hass verbreitete.

So ersetzten Rache und ein wachsender Hass auf den Kannibalismus der Azteken die spanische Ehrfurcht vor der Stadt. Wenn überhaupt, war Cortés noch entschlossener, die Azteken zu vernichten, weil ihre Kultiviertheit und ihr Reichtum in den Dienst eines Massenmords in einem Ausmaß gestellt wurden, das den Spaniern völlig zuwider war, wenn nicht sogar von ihnen als durch und durch satanisch angesehen wurde.

Moderne Gelehrte sind sich nicht einig über die Zahl der aztekischen Opfer, die vor der spanischen Eroberung jedes Jahr geopfert wurden. Einige Historiker gehen davon aus, dass allein die Azteken jährlich zwischen 20.000 und, weniger wahrscheinlich, 250.000 Menschen abschlachteten, ganz abgesehen von den Opfern in den Satellitenstädten und -orten des Vier-Millionen-Menschen-Reichs. Tatsächlich ist das enorme Ausmaß der aztekischen Menschenopfer – wie es beispielsweise auf einem piktografischen Gedenkstein aus der tatsächlichen Einweihung des letzten Wiederaufbaus des Templo Mayor im Jahr 1487 dargestellt ist – nahezu unfassbar. Die zeitgenössischen Aufstellungen listen 20.000 Menschen auf, die während der viertägigen Zeremonie an mehreren Altären geopfert wurden. Die bloße Mechanik des Todes, die nötig war, um so viele zu töten, hat einige Kommentatoren zu der Annahme veranlasst, dass die Zahlen übertrieben sein müssen.[22]

Neben der enormen Zahl menschlicher Opfer gibt es auch Kontroversen über die Institutionalisierung des Kannibalismus im Anschluss an die Opfer. Manchmal wird argumentiert, dass das Fehlen großer einheimischer domestizierter Pflanzenfresser in Mexiko zu einem Mangel an verfügbarem tierischem Eiweiß geführt habe. Somit formalisierten Ritual und Religion lediglich die existentielle Realität, dass andere Menschen für die Azteken Ersatzversionen von Rindern, Schweinen, Ziegen oder Schafen waren. Andere Gelehrte haben

Menschenopfer und Kannibalismus entweder als Ausdruck der Notwendigkeit gesehen, Überbevölkerung in einer fragilen Landschaft zu verhindern, oder als praktischen Wert von Terror und öffentlichen Gewaltspektakeln, die für die politische Kontrolle in einem so komplexen, geordneten System notwendig sind.

Auf jeden Fall wurden die Beendigung von Menschenopfern und Kannibalismus später von den Spaniern nachträglich zu Rechtfertigungen für die Zerstörung des Aztekenreichs, als ob der Erwerb von Gold, Arbeitskraft und Land zweitrangige Erwägungen gewesen wären. Sogar während der letzten Belagerung der Stadt und des Sieges über die Azteken gab es viele vorübergehende Rückschläge, bei denen Konquistadoren gefangen genommen, gefesselt und zu den Opfertischen auf der Spitze der großen Pyramide geschickt wurden – eine Tatsache, die die Spanier erneut erschreckte und wütend machte, während sie sich beim Dem Erdboden gleichmachten und immer weiter vorwärtskamen:

> Einer nach dem anderen wurden sie gezwungen, auf die Tempelplattform zu klettern, wo sie von den Priestern geopfert wurden. Die Spanier waren zuerst dran, dann ihre Verbündeten, alle wurden getötet. Sobald die Opfer beendet waren, ordneten die Azteken die Köpfe der Spanier in Reihen auf Spießen an. Sie stellten auch die Köpfe ihrer Pferde auf. Sie platzierten die Köpfe der Pferde unten und die Köpfe der Spanier darüber und ordneten sie alle so an, dass die Gesichter zur Sonne zeigten.[23]

22 Monate nachdem Cortés und seine spanischen Konquistadoren und einheimischen Verbündeten Tenochtitlán erstmals betreten hatten, angeblich in Frieden am 8. November 1519, kehrten sie im Frühjahr und Sommer 1521 zurück, um Krieg zu führen. Diesmal waren sie entschlossen, die Azteken zu erobern und zu kolonisieren – oder zu vernichten. Cortés war jetzt viel weiser als bei seinem ersten schockierenden Besuch in der Stadt und war sich der Gefahr durch Zehntausende tödlicher aztekischer Krieger bewusst, die seine kleine

Armee während der Noche Triste und danach bei Otumba fast ausgelöscht hatten.

In den Monaten zwischen der Katastrophe und seiner Rückkehr, um Rache zu üben, war Cortés zu dem Schluss gekommen, dass er, um dieses Venedig der Neuen Welt im Landesinneren auf dem Texcoco-See zu stürmen, gleichzeitig zu Land und zu Wasser kämpfen müsste. Ein Problem war die Durchführung einer ausgewachsenen Seeschlacht auf einem Binnensee etwa 225 Meilen vom Hafen von Vera Cruz entfernt. Cortés begegnete dieser Herausforderung, indem er seine Männer unter der Aufsicht seines genialen Schiffsbauingenieurs Martín López dreizehn Brigantinen – kleine Schaluppen – entwerfen und dann seine einheimischen Verbündeten zum Bau auffordern ließ.

Um eine weitere Katastrophe wie die der Noche Triste zu verhindern, plante die kleine Seearmada, ihre überlegenen Schiffe und Waffen einzusetzen, um die wütenden Angriffe von einigen Hundert aztekischen Kanus abzuwehren, die das sumpfige Wasser kreuzten. Dann, befreit von Angriffen von der Seeseite, konnten sich Cortés‘ berittene und gepanzerte Lanzenträger und Infanterie ihren Weg durch die kaum geschützten aztekischen Scharen auf die mehreren breiten Dammwege bahnen, die direkt in die Inselstadt führten. Mit anderen Worten, alles, was auf der Noche Triste schiefgelaufen war, würde nun korrigiert werden, um einen spanischen Sieg im letzten Angriff sicherzustellen.

Um jedoch eine solch unwahrscheinliche Flotte zu erwerben, mussten die Spanier ihre Brigantinen mit hohem Deck aus einheimischem Holz bauen und sie sowohl mit Segeln als auch mit Rudern antreiben. Anschließend mussten solche Ad-hoc-Schiffe – in Einzelteilen zerlegt – durch oft feindliches Gebiet transportiert werden, etwa 130 Kilometer von ihrem Bauplatz in Tlaxcala zum Texcoco-See. Dort angekommen sollten die Schiffe am Ufer wieder zusammengebaut und dann durch die Sümpfe über einen eigens gebauten Kanal in den See gelassen werden. Nur so konnten die Konquistadoren und ihre Verbündeten Tenochtitlán blockieren und dann die Dämme über dem See sichern, um sich den Weg in die Stadt zu bahnen und sie einzunehmen.[24]

Diese Leistung, eine Stadt im Landesinneren zu blockieren, indem man eine ganze Armada baute und über Land transportierte, war

beispiellos und ein wahres Zeichen von Cortés' militärischem Genie. Ein fast zeitgenössischer Bericht von der aztekischen Seite zeigt, welche tödliche Wirkung diese Flotte hatte, nachdem sie Mitte April 1521 vom Stapel gelassen wurde:

> Die Spanier beschlossen nun, Tenochtitlán anzugreifen und seine Bevölkerung zu vernichten. Die Kanonen wurden in die Schiffe eingebaut, die Segel gehisst und die Flotte fuhr auf den See hinaus. Das Flaggschiff führte den Weg an und hisste eine große Leinenstandarte mit Cortés' Wappen. Die Soldaten schlugen ihre Trommeln und bliesen ihre Trompeten; sie spielten ihre Flöten und Chirimias [Oboen] und Pfeifen. Als die Schiffe sich dem Viertel Zoquiapan näherten, erschraken die einfachen Leute bei dem Anblick. Sie holten ihre Kinder in die Kanus und flohen Hals über Kopf über den See, stöhnten vor Angst und paddelten so schnell sie konnten. Sie ließen all ihren Besitz zurück und verließen ihre kleinen Bauernhöfe, ohne sich umzudrehen.[25]

Bis Ende Mai war es den Spaniern gelungen, die Stadt einzukreisen und zu blockieren. Sie standen nun vor den dreimonatigen Schrecken, sie Block für Block einzunehmen, da es keine Chance auf eine allgemeine Kapitulation gab. Natürlich hatte Cortés immer erklärt, dass er kein Verlangen danach habe, die Stadt zu zerstören. Zwei Jahre lang hatte ihn Tenochtitlán als Juwel der Neuen Welt fasziniert. Die Spanier fanden es von der Größe her vergleichbar mit Cordoba oder Sevilla und hatten sichere Tributeinnahmen von seinem Imperium. Nach fast zwei Jahren des immer wiederkehrenden Krieges, der heuchlerischen Verhandlungen, der Intrigen mit und gegen die Azteken und ihre Verbündeten und der internen Kämpfe mit seinen eigenen spanischen Abenteurern hatte Cortés seine Agenda, Strategien und Taktiken radikal geändert, um dem Puls des oft bizarren und unberechenbaren Schlachtfeldes zu entsprechen. Vor der Noche Triste am 30. Juni 1520 hatte Cortés vielleicht noch an der Fantasie gehangen, dass die Vernichtung nicht notwendig sein könnte, wenn er der aztekischen

Schlange den königlichen Kopf abtrennte und ihre imperialen Windungen Hunderte von Meilen hinter Tenochtitlán schlaff machte.

Doch in den mehr als zwei Jahren seit seiner Landung an der Ostküste Mexikos im März 1519 waren all seine anfänglichen Hoffnungen, das riesige Reich durch Kooptierung oder Liquidierung der aztekischen Führung und Übernahme der Kontrolle über die Hauptstadt in spanische Herrschaft zu integrieren, langsam zu einem gottlosen spanischen Albtraum geworden. Cortés' Rückkehr nach Tenochtitlán im Jahr 1521 würde jede osmanische Lösung ausschließen, die darin bestand, einfach die kulturelle DNA der Stadt zu verändern und gleichzeitig ihre Infrastruktur zu bewahren, ihre Elite zu töten oder zu bekehren und den Rest der Religion und Politik der Sieger zu unterwerfen.

In diesen letzten Wochen ununterbrochener Kämpfe im Gefolge der Noche Triste hatte Cortés von seinem Lager aus miterlebt, wie zu viele seiner gefangenen Hidalgos – der niedere Adel Spaniens – den aztekischen Göttern auf der hohen Pyramide der Stadt geopfert wurden, ihre schlagenden Herzen herausgerissen, Teile ihrer bemalten Leichen von einer hungrigen aztekischen Elite verschlungen und die Reste den Hunden und Fleischfressern des königlichen Zoos vorgeworfen wurden. Ein Herausgeber von Cortés' Briefen an Karl V. beschrieb die priesterliche Praxis einmal in allen Einzelheiten, was zum Teil den späteren gnadenlosen letzten Angriff der Spanier auf die Stadt erklären könnte:

> Während er die Worte des Rituals aussprach, stieß er ein scharfes Messer aus Feuerstein in die Brust des Opfers, stieß seine Hand schnell in die Öffnung und riss das schlagende Herz heraus, das er zunächst hochhob und dann zu Füßen des Götterbildes ablegte. Manchmal wurde das Herz in eine Vase gelegt und auf dem Altar stehen gelassen, oder es wurde begraben oder mit verschiedenen Zeremonien als Reliquie aufbewahrt, oder es wurde von den Priestern gegessen; das frische Blut wurde auf die Lippen der Götzen geschmiert. Wenn das Opfer ein Gefangener aus der Schlacht war, wurde sein Kopf den Priestern als Trophäe übergeben, die Eingeweide wurden den Hunden gegeben und die

> anderen Körperteile wurden mit Mais gekocht und in kleinen Stücken den Gästen angeboten, die der Geber des Opfermahls eingeladen hatte.[26]

Cortés' wichtigster Chronist, Bernal Díaz, beklagte den grausamen Tod seiner gefangenen Kameraden während der letzten Belagerung der Stadt. Díaz selbst hatte Angst, dass die Spanier eine weitere Noche Triste erleiden würden, aber dass diesmal alle zahlenmäßig unterlegenen Konquistadoren ein Rendezvous mit den Obsidianmessern der Priester von Huitzilopochtli, dem aztekischen Kriegsgott, haben könnten:

> Ich muss sagen, als ich sah, wie meine Kameraden jeden Tag zum Altar gezerrt wurden, ihre Brust aufgerissen und ihre pochenden Herzen herausgerissen wurden, und als ich sah, wie die Arme und Beine dieser zweiundsechzig Männer abgetrennt und gegessen wurden, fürchtete ich, dass sie eines Tages dasselbe mit mir machen würden. Zweimal hatten sie mich bereits ergriffen, um mich wegzuzerren, aber es gefiel Gott, dass ich ihren Klauen entkam. Als ich mich an ihre grausamen Tode erinnerte und an das Sprichwort, dass der kleine Krug viele Male zur Quelle geht, und so weiter, fürchtete ich den Tod mehr als je zuvor.[27]

Es wurde viel über die Schrecken der aztekischen Menschenopfer geschrieben, aber wenig über ihre Wirkung auf die Konquistadoren, die sie in Angst und Schrecken versetzten, dann wütend machten und schließlich dazu brachten, die aztekische Theokratie zu zerstören. Es lohnt sich auch, daran zu denken, dass diese Art von Menschenopfern in ganz Mesoamerika nahezu universell war. Die Tlaxcalaner-Verbündeten der Spanier bildeten keine Ausnahme. Cortés selbst schrieb nach einer Schlacht an Karl V. über die Tlaxcalaner: „An diesem Abend aßen unsere Verbündeten gut zu Abend, weil sie alle, die sie getötet und gefangen genommen hatten, zum Essen zerlegten." Zweifellos hat die Allgegenwärtigkeit dieser Praxis den späteren Wunsch der Spanier motiviert, nicht nur das Aztekenreich zu zerstören, sondern die mesoamerikanische Zivilisation nahezu auszulöschen.[28]

Als Cortés schließlich zum Texcoco-See zurückkehrte, um die Hauptstadt von April bis August 1521 zu belagern, was sich als die letzte viermonatige Belagerung herausstellen sollte, entwickelte sich die Schlacht um Tenochtitlán zu einem stetigen Zermürbungs- und Vernichtungskrieg, als Cortés die hartnäckigen Verteidiger der Stadt ausrottete. Der spanische Angriff unterschied sich von traditionellen europäischen Belagerungen, da es keine massiven Festungsmauern um die Stadt mit Verteidigern auf ihren Wällen gab, wie es in Karthago oder Konstantinopel üblich war. Die Azteken nutzten stattdessen ihr komplexes System aus Deichen, Dämmen und Schleusen nach dem Vorbild des mittelalterlichen Venedigs auf brillante Weise aus. Das Venedig benötigte aufgrund des Schutzes durch die umgebende Lagune und der Vertrautheit der Venezianer mit den Gezeiten, Strömungen und von Menschenhand geschaffenen Kanälen, Leitwegen und Docks der Mündung ebenfalls nur wenige Mauern.

Als der Widerstand im Sommer 1521 zunahm, beschloss Cortés, Tenochtitlán Stück für Stück zu zerstören und den Großteil der aristokratischen, politischen und religiösen Eliten auszulöschen. Was die Zehntausende anging, die in der Seestadt lebten, war er bereit, einen Großteil der verzweifelten, kranken und hungernden Bevölkerung verhungern zu lassen, auszubrennen und zu töten. Offenbar dachte er, aus diesem Mini-Holocaust würde bald eine Phönix-Zivilisation von „Neuspanien“ entstehen, bestehend aus spanischen Oberherren und unterwürfigen indigenen Völkern. Die stetige Zermürbung der aztekischen Elite bedeutete nicht nur eine sichere Eroberung, sondern auch, ohne ihre Anwesenheit, eine tragfähigere Besetzung und Kolonisierung Zentralmexikos.

Die wütenden Spanier zogen dank ihrer einheimischen Verbündeten ihren Ring um die eingeschlossene Hauptstadt täglich enger. Der amtierende Aztekenkönig Cuauhtémoc (Schwiegersohn und Neffe des verstorbenen Montezuma II.), der nach der kurzen Herrschaft des Scharfmachers Cuitláhuac (Bruder des verstorbenen Montezuma II.) die Herrschaft übernahm, wusste nur zu gut, dass die frühere Naivität der Azteken gegenüber der spanischen Bedrohung tödlich war. Stattdessen bestand die einzige Wahl seines Volkes nun darin, sich entweder zu

unterwerfen und sich den Spaniern anzuschließen, wie die Tlaxcalaner, oder den Konquistadoren bis zum Ende Widerstand zu leisten und sie alle zu töten.

Nach wochenlanger, praktisch festgefahrener Belagerung hatten Cortés und seine Belagerer zur See Ende Juli 1521 endlich die Kontrolle über den größten Teil des flachen Texcoco-Sees erlangt. Dadurch konnten die Spanier die belagerte Inselstadt weitgehend von Wasser, Lebensmitteln, Vorräten und Transportmitteln abschneiden. Wie vorherzusehen war, erwachte Cortés' einst dezimierte Koalitionsarmee plötzlich zu neuem Leben, als er von seinem überraschenden Erfolg hörte. Während er die Schlinge um Tenochtitlán enger zog, kehrten Tausende der leidgeprüften Untertanen der Azteken in die spanischen Reihen zurück, auf der Suche nach Sieg, Beute – und Rache. Am wichtigsten war, dass drei neue Entwicklungen dafür gesorgt hatten, dass die letzten Tage der Belagerung für die Spanier nicht wie die unglückselige Noche Triste endeten.

Erstens hatte Cortés Nachschub erhalten. Nach dem Rückzug der Noche Triste nach Tlaxcala hatte Cortés seinen entmutigten Truppen versprochen, dass er ihnen neue Vorräte und Waffen besorgen würde – was von entscheidender Bedeutung war, da seine zahlenmäßig weit unterlegenen Truppen auf reichlich Bolzen für die Armbrüste und Schießpulver für die Arkebusen angewiesen waren, die beide nur von der Karibikküste und aus Kolonien importiert werden konnten. Sein Sekretär Francisco Gómara zitierte ihn, wie er die Truppen beruhigte:

> „Wir werden bald Pferde von den Inseln bekommen und wir werden Gewehre und Waffen aus Vera Cruz herbeischaffen, wo es viele davon gibt und sie in Reichweite sind." Habt keine Angst oder Sorge wegen der Versorgung [unserer Verbündeten], denn ich werde euch reichlich versorgen, besonders da sie dem folgen, der das Land beherrscht, so wie wir es mit unseren Pferden tun werden"… Mit dieser Rede und Antwort von Cortés gaben seine Männer den Gedanken auf, Tlaxcala zu verlassen und sich nach Vera Cruz zurückzuziehen.[29]

Dann, vor der Ankunft in Tenochtitlán Ende 1519 und Anfang 1521, kamen tatsächlich Versorgungsschiffe an der Ostküste Mexikos an. Der Konquistador Bernal Díaz schrieb:

> Nun erreichten uns Nachrichten, dass ein großes Schiff aus Spanien und den Kanarischen Inseln angekommen war, beladen mit einer großen Vielfalt an Waren, Musketen, Pulver, Armbrüsten und Armbrustseilen sowie drei Pferden und anderen Waffen. Cortés schickte sofort Gesandte, um alle Waffen und das Pulver und alles andere, was sie trug, zu kaufen.[30]

Sowohl die spanischen Behörden in der Karibik als auch die lokalen aztekischen Agenten erreichten Berichte, dass sich eine neu aufgestellte Expeditionsarmee unter Cortés neu formiert hatte. Seine Konquistadoren waren endlich wieder in der Offensive – jetzt mit einer besseren Chance, Gold zu erbeuten, als dass ihnen am Templo Mayor das Herz herausgerissen wurde. Infolgedessen wurden einige Schiffe und ihre Ladungen, die ursprünglich für andere spanische Kolonisten bestimmt waren, an Cortés umgeleitet. Er wurde also ausreichend versorgt – wenn auch nicht auf dem Niveau, auf dem er am Vorabend der Noche Triste gewesen war, so doch immerhin genug, um seine Männer zu ermutigen und seinen Verbündeten zu zeigen, dass er Tenochtitlán wahrscheinlich einnehmen konnte.

Während der letzten Belagerung kamen oder gingen Tausende einheimischer Verbündeter, basierend auf klugen Einschätzungen, ob ein rachsüchtiger Aztekenkaiser oder ein erschöpfter Cortés die größere Gefahr für ihre nahegelegenen Städte darstellte. Cortés verfolgte eine geschickte Zuckerbrot-und-Peitsche-Strategie, indem er jeden Verbündeten, der Hilfe nach Tenochtitlán schickte, streng bestrafte, während er neuen Verbündeten Amnestien und Versprechen dauerhafter Unabhängigkeit sowohl von den Azteken als auch von den wahrscheinlichen spanischen Eroberern anbot. Nur Cortés besaß das diplomatische Geschick und die Gerissenheit, genügend einheimische Kräfte bei der Stange zu halten, um den Sieg zu sichern.

Cortés hatte es außerdem geschafft, fast tausend spanische Soldaten zusammenzuschustern. Die meisten der unerfahrenen Soldaten von früher – größtenteils diejenigen, die sich Cortés 1520 aus dem Narváez-Kontingent angeschlossen hatten – waren während der Noche Triste auf tragische Weise verloren gegangen. Cortés' Überreste waren jedoch die kampferprobten Veteranen, die die letzten zwei Jahre fast ununterbrochener Kämpfe überlebt hatten. Alle hatten unschätzbare Erfahrungen mit der unheimlichen Kriegsführung der Azteken gesammelt, insbesondere mit ihrem Schwerpunkt auf der Gefangennahme statt der Tötung von Feinden und mit der Verwundbarkeit ihrer ungepanzerten Krieger gegenüber den Hiebwaffen aus Toledo-Stahl.

Außerdem verfügte Cortés mit seinen Verstärkungen über viele wichtige erfahrene Spezialisten und Reiter. Tatsächlich bestand über ein Drittel von Cortés' Belagerungstruppen aus schwer bewaffneten Lanzenreitern, erfahrenen Matrosen und altgedienten Arkebusieren – Fußsoldaten, die mit primitiven, aber dennoch tödlichen Musketen ausgerüstet waren, deren praktische Anwendung und Tödlichkeit zur Zeit von Cortés' Invasion in Europa radikal verbessert worden waren.

Viele Bogenschützen waren jetzt mit weiteren tödlichen, schnell feuernden Armbrustgewehren ausgerüstet. Dabei handelte es sich um Armbrüste, deren Reichweite und Geschwindigkeit durch Stahlbögen dramatisch verbessert worden waren.

Gómara beschreibt die spanischen Truppen stolz:

> Sobald die Brigantinen vom Stapel gelassen wurden, hielt Cortés eine Parade ab. Er zählte 900 Spanier: 86 von ihnen beritten, 118 bewaffnet mit Armbrüsten und Arkebusen und der Rest mit Piken, Schilden und Hellebarden [eine lange Stange mit einer axtähnlichen Klinge], neben den Schwertern und Dolchen, die sie alle bei sich trugen. Sie hatten auch mehrere Brustpanzer und viele Brustpanzer und Lederjacken. Außerdem zählte er drei schwere Geschütze aus Gusseisen und 15 kleine Bronzestücke, zehn Zentner Pulver und jede Menge Schrot. Das waren die Armee, die Waffen und die Munition Spaniens, mit denen Cortés die

> Belagerung Mexikos, der größten und stärksten Stadt Indiens und der Neuen Welt, durchführte.[31]

Zweitens hatte sich im Spätherbst 1519 und im Winter 1520 eine Pockenepidemie als verheerend für die überfüllte Stadt erwiesen, insbesondere für eine jungfräuliche Bevölkerung ohne die erworbene Immunität der Spanier, die so oft eine sonst meist tödlich verlaufende Krankheit linderte. Schätzungen, wonach die Hälfte bis drei Viertel der aztekischen Bevölkerung durch die Pocken ausgelöscht wurden, sind möglicherweise übertrieben, dennoch wurde die Epidemie zu einem Kraftmultiplikator für Krieg und Hunger.[32]

Selbst in den letzten Monaten der Epidemie nahm die Bevölkerung der Stadt weiter ab, während Tausende von Überlebenden oft krank oder geschwächt waren und kaum noch Widerstand leisten konnten. Die Pest hatte sich auch ins Hinterland ausgebreitet, wodurch die Arbeitskräfte des Reiches in den Außenbezirken dezimiert wurden und zusätzlich zu Nahrungsmittelknappheit in der Stadt beitrug. Dass die Azteken die Krankheit zu Recht mit der Ankunft der Spanier gleichsetzten, verstärkte nur den tödlichen Mythos der Unbesiegbarkeit der Spanier – als wären die Pocken beinahe eine göttliche Biowaffe, die ganze Teile der aztekischen Bevölkerung ausgelöscht hatte. Jahre später lieferte Bernardino de Sahagún eine detaillierte Beschreibung der Pandemie:

> [Die Krankheit] brachte große Verwüstung; sehr viele starben daran. Sie konnten nicht mehr herumlaufen, sondern lagen in ihren Behausungen und Schlafstätten, unfähig, sich zu bewegen oder zu rühren. Sie konnten ihre Position nicht ändern, sich nicht auf die Seite oder aufs Gesicht legen oder den Kopf heben. Und wenn sie eine Bewegung machten, schrien sie laut. Die Pusteln, die die Menschen bedeckten, verursachten große Verwüstung; sehr viele Menschen starben daran, und viele verhungerten einfach; Hunger herrschte, und niemand kümmerte sich mehr um andere … Nach sechzig Tagen ließ die Krankheit nach und endete … Die Mexica-Krieger waren dadurch sehr geschwächt. Und als die Dinge in diesem Zustand waren, kamen die Spanier.[33]

Natürlich verwüsteten die Pocken die einheimischen Verbündeten von Cortés ebenso wie die Azteken. Aber der entscheidende Unterschied war, dass die spanische Führung den Ausbruch größtenteils überlebte, während viele der herrschenden Hierarchie von Tenochtitlán dies nicht taten. Die politische und religiöse Komplexität des hierarchisch geordneten Regierungssystems der Azteken machte den Verlust der Elite angesichts der Zehntausenden von Leben, die vom Palast aus reglementiert wurden, noch verheerender.[34]

Drittens hatte sich die Dynamik des Krieges endlich von den Schlachten in den Ebenen zur Belagerung von Tenochtitlán selbst gewandelt, da das einstmals große Aztekenreich aufgrund von Überläufern und neuen spanischen Allianzen zusammenbrach. Abgesehen vom psychologischen Wert, seinen einheimischen Verbündeten zu zeigen, dass die Spanier in der Offensive waren, schöpfte Cortés aus einer langen spanischen und europäischen Tradition der Belagerungskunst, die kürzlich während der letzten Belagerungen der Reconquista, der christlichen „Rückeroberung“, Spaniens von muslimischen Oberherren und der Kriege gegen die Osmanen verfeinert worden war.

Im Gegensatz dazu hatten die Azteken noch nie einer so starken Streitmacht gegenübergestanden, die ihre Stadt stürmen wollte, und schon gar nicht einer, die über technologisch überlegene Waffen verfügte und die ihre Zivilisation nicht nur schwächen oder Gefangene nehmen wollte, sondern zerstören wollte. Ein Fragment eines aztekischen Gesangs spiegelt die institutionalisierte Arroganz wider, Tenochtitlán sei unverwundbar: „Hier fürchtet niemand, im Krieg zu sterben. / Das ist unser Ruhm … / Wer könnte Tenochtitlán bezwingen? / Wer könnte die Grundfesten des Himmels erschüttern?“[35]

Ungeachtet der bescheidenen Größe seiner eigenen Streitkräfte hatte Cortés darauf gesetzt, dass ein geschickter Belagerer mit einer kleinen, gut ausgerüsteten und gut versorgten Armee, Marine, Artillerie und Raketentruppen, unterstützt durch einheimische Verbündete, die vermeintlich beeindruckende Insel eher in ein Gefängnis als in eine Festung verwandeln könnte. Und genau das ist den Konquistadoren gelungen, die die Stadt systematisch über Land und Meer von ihrem

Binnenreich abschotteten und alle Unterstützungswege für Tenochtitlán unterbrachen, selbst als die Spanier gelegentlich innehielten, um sich neu zu formieren und die eingeschlossene Bevölkerung inmitten von Hungersnot und schwelenden Krankheiten schmoren zu lassen.

Cortés hatte eindeutig eine konventionelle europäische Belagerung vom Meer aus geplant, ähnlich wie Alexanders brutal erfolgreiche Eroberung der Inselfestung Tyros (332 v. Chr.), einer vermeintlich uneinnehmbaren Stadt, die schließlich sowohl durch eine Seeblockade als auch durch den Bau eines Kais zur Insel durch die Makedonier eingenommen wurde. Cortés sprach zu seinen Truppen über die neuen Vorteile, die sich seinen Konquistadoren boten, als die Brigantinen endlich in den See gelassen wurden, um Tausende von aztekischen Kanus davon abzuhalten, seine Infanterie anzugreifen:

> Meine Brüder und Kameraden, ihr seht diese Brigantinen jetzt fertig und einsatzbereit, und ihr wisst, wie viel Arbeit sie uns gekostet haben und wie viel Schweiß sie unsere Freunde gekostet haben. Ein sehr großer Teil meiner Hoffnung, Mexiko einzunehmen, beruht auf ihnen, denn wir werden entweder schnell alle Kanus der Stadt verbrennen oder sie in den Kanälen versiegeln. Dabei werden wir dem Feind so viel Schaden zufügen, wie die Landstreitkräfte anrichten können, denn der Feind kann ohne Kanus ebenso wenig überleben wie ohne Nahrung.[36]

Cortés konnte aufgrund der europäischen Erfahrung fest davon überzeugt sein, dass eine solche Belagerung mit vereinten Waffen funktionieren würde. Doch er hatte noch immer keine Ahnung, wie lange die Belagerung angesichts der übermenschlichen Raserei der Azteken dauern würde, oder wie die wiederaufgebauten Brigantinen auf dem unbekannten See und bei den unbekannten Winden zurechtkommen würden.

Tatsächlich dauerten die letzten Schlachten um und gegen die Stadt fast vier Monate, von Ende April bis Mitte August 1521. Während dieser Monate verloren die Spanier weiterhin Männer an aztekische Banden, die das Schlachtfeld durchstreiften und versuchten, spanische

Nachzügler und Verwundete niederzuschlagen, zu überwältigen, zu fesseln und wegzutragen. Während der Kampfpausen konnten die Konquistadoren den Tötungsschrein auf der entfernten Pyramide des Templo Mayor bestaunen und die grausamen Opfer ihrer gefangenen Kameraden miterleben, gefolgt von aztekischen Kannibalenfesten.

Solange es den Azteken selbst in den vorletzten Phasen der letzten Belagerung gelang, erschöpfte Konquistadoren zu überwältigen und zu fesseln, um sie als Nahrung für ihr Pantheon zu opfern, gingen die Mexica davon aus, dass ihre Götter noch auf ihrer Seite waren. Folglich dachten sie nicht an eine Kapitulation. Doch je weniger Spanier und ihre Verbündeten den aztekischen Kriegern in die Hände fielen und je ausgehungerter ihre blutigen Götter wurden, desto mehr schienen die Götter Tenochtitlán den Konquistadoren überlassen zu haben.

_____

Und was für eine Stadt das war! Der erste Eindruck, den die Konquistadoren im November 1519 von den Monumenten der Stadt bekamen, hatte Cortés‘ erfahrene Veteranen verblüfft. Manche verglichen sie mit der durch Kanäle getrennten Republik Venedig, die damals ebenfalls auf dem Höhepunkt ihrer Macht und ihres Reichtums war. Tatsächlich konnte es neben Paris und Neapel wohl nur Venedig mit der Größe der Kaiserstadt von Montezuma II. aufnehmen. Für einige der ehrfürchtigen und weitgereisten Spanier war Tenochtitlán sogar noch beeindruckender als die reichsten italienischen und spanischen Städte, vor allem aufgrund seiner einzigartigen Nutzung und Anpassung an den See.

Das Stadtzentrum war ein Musterbeispiel für anspruchsvolle Baukunst, vor allem das sogenannte Templo Mayor-Heiligtum, das den religiösen und zeremoniellen Pflichten des Reiches gewidmet war. Zwei nebeneinander liegende Schreine krönten eine monumentale Pyramide mit flacher Spitze und weitläufigen Treppen, die sich 27 Meter über die Stadt und die anderen, kleineren pyramidenförmigen Tempel des Heiligtums erhob. In den beiden Hauptschreinen befanden sich jeweils die Bilder von Tlaloc, der Regengottheit, und des furchterregenden

Huitzilopochtli, des aztekischen Kriegsgottes. Beide waren Fleischfresser und sollten durch häufige Gaben von Menschenfleisch und -blut besänftigt werden.

Die Spanier hatten vor ihrer Ankunft in Tenochtitlán Menschenopfer aus erster Hand gesehen. Sie waren von diesem Schauspiel zunächst verblüfft und dann angewidert, wie Cortés selbst später in seinem ersten Brief an Karl V. im Jahr 1519 berichtete:

> Sie haben einen weiteren Brauch, der grauenhaft und abscheulich ist und eine Strafe verdient und den wir noch nie zuvor an einem anderen Ort gesehen haben. So oft sie etwas von ihren Götzen verlangen, nehmen sie, damit ihre Bitte annehmbarer wird, viele Jungen oder Mädchen und sogar erwachsene Männer und Frauen und öffnen in Gegenwart dieser Götzen ihre Brüste, während sie noch leben, nehmen die Herzen und Eingeweide heraus und verbrennen die besagten Eingeweide und Herzen vor den Götzen und bringen ihnen den Rauch als Opfer dar. Einige von uns, die dies gesehen haben, sagen, dass es das Schrecklichste und Furchterregendste ist, was man je gesehen hat.[37]

Doch die Spanier waren nun voller Ehrfurcht darüber, dass das, was sie zufällig in den Satellitendörfern zwischen der Küste und Tenochtitlán gesehen hatten, hier in der Hauptstadt von den Azteken in eine regelrechte Industrie des Massensterbens verwandelt worden war. Und sie wurden noch mehr erzürnt, als Hunderte ihrer eigenen Landsleute, die nach der Noche Triste, auf Patrouillen im mexikanischen Hinterland und während der anschließenden viermonatigen Belagerung im Jahr 1521 gefangen genommen wurden, Menschenopfer erlitten.

Über die Menschenopfer hinaus gab es zwischen den spanischen Invasoren und ihren aztekischen Heerscharen noch weitere Gegensätze, die uns helfen zu verstehen, warum die Spanier letztlich die Grundfesten Tenochtitláns zerstörten. Anders als Montezuma oder auch Alexander der Große, der das Oberhaupt der Regierung, der Armee und der Staatsreligion seines Landes war, war der 35-jährige Cortés ein unbedeutender spanischer Kolonialbeamter mit fast keiner militärischen

Erfahrung. Er war daher einer Reihe von Prüfungen und Beschränkungen unterworfen, sobald er wieder spanische Gerichtsbarkeit in der Neuen Welt betrat. Im wilden Landesinneren Mexikos galt er vielleicht als allmächtig, aber ansonsten war er unter den Legionen von Offizieren und Soldaten in Spaniens riesiger imperialer Bürokratie, Flotte und Armee ein wahrer Niemand.

Cortés hatte die letzten fünfzehn Jahre als aufstrebender, aber nicht besonders erfolgreicher kubanischer Landbesitzer, Intrigant und kleiner Beamter verbracht. Theoretisch gab es in Spanien Tausende aufstrebender Cortéses, die alle im ersten halben Jahrhundert der Entdeckung der Neuen Welt darauf aus waren, jenseits des Atlantiks reich zu werden. Mit anderen Worten, die Zeitgenossen hatten in den Jahren vor seiner Landung an der Ostküste Mexikos nichts besonders Außergewöhnliches an Cortés gefunden.

Als Amateurabenteurer erlangte Cortés seine Legitimität nur durch eine zweifelhafte und anscheinend vorübergehende Genehmigung der spanischen Kolonialregierung in Kuba zur Erkundung des mexikanischen Landesinneren. Seine Genehmigung war unsicher, da Gouverneur Velásquez zum Zeitpunkt der Abreise von Cortés Bedenken hatte, einem so ehrgeizigen, aber ansonsten gesellschaftlich wenig beeindruckenden Freiberufler ein potenziell lukratives Gebiet zuzuweisen.

Als Cortés‘ kleine Armee am 8. November 1519 erstmals die Hauptstadt der Azteken betrat, gefolgt von etwa tausend verachteten Untertanen der Azteken, den Tlaxcalanern, schien die bunt gemischte Truppe keine erkennbare Bedrohung für Montezuma II. darzustellen, geschweige denn für sein beträchtliches Reich. Cortés war anders als Alexander, Scipio oder Mehmet II., die alle genau wussten, was sie vorhatten, wenn sie sich ihren Zielstädten näherten. Wahrscheinlich hatte er zunächst keine Ahnung, dass das Endergebnis dieser tödlichen ersten Begegnung innerhalb von zwei Jahren die Zerstörung der Stadt und der Zusammenbruch ihres riesigen Reiches sein würde.

Trotz der Ungewissheit der spanischen Mission in Mexiko und der wenig beeindruckenden Vorgeschichte ihres Anführers sollte sich der unwahrscheinliche Hernán Cortés bald als einer der fähigsten

militärischen Köpfe der Geschichte erweisen und sicherlich auch als einer der unbezwingbarsten. Auch wenn die Azteken zunächst keine Ahnung hatten, ob er eine Gottheit war, waren seine Fähigkeiten im Vergleich zu anderen spanischen Abenteurern seiner Generation sicherlich gottgleich. Oder, um es anschaulicher auszudrücken: In Extremsituationen erwies sich Cortés wie Alexander der Große als geborener, hochqualifizierter Killer.[38]

_____

Es gibt mindestens ein halbes Dutzend Erklärungen dafür, warum die Spanier die Azteken scheinbar so schnell besiegten. Alle diese Auslegungen sind umstritten. Viele sind eingebettet in zeitgenössische ideologische und politische Kontroversen. Die spanische technologische Überlegenheit gegenüber den Azteken war an sich nicht ausschlaggebend für den Konflikt. Aber die überlegene Bewaffnung der Konquistadoren diente als Kraftmultiplikator einer Reihe anderer Vorteile, darunter Tiere, Einstellungen, Kultur, Taktik, Strategie und Feldherrenkunst, die den Azteken völlig fremd waren.[39]

Wie bereits erwähnt, war es bis vor kurzem üblich, die kulturellen Verwirrungen der Azteken zu begründen. Erstens verwechselten viele Mitglieder der aztekischen Elite die Ankunft der Spanier angeblich mit einer Prophezeiung eines bevorstehenden Besuchs des Gottes Quetzalcoatl in der Hauptstadt seiner Anbeter; deshalb nutzten sie nicht sofort das volle Potenzial ihrer überwältigenden Zahl und ihrer Heimvorteile. Dieser Erzählung zufolge konnten die Azteken dieser existenziellen Bedrohung ihres Überlebens zunächst nicht begegnen, weil sie sich nie sicher waren, ob die Tötung der Spanier nicht ein elementares Sakrileg darstellen würde, das göttliche Vergeltung nach sich ziehen würde. Vielleicht war die Ankunft der Spanier Teil eines göttlichen Plans. Doch selbst wenn die Berichte über die religiöse Verwirrung der Azteken wahr wären, verschwand dieser Schock sicherlich innerhalb weniger Tage nach der Ankunft der Spanier, als die Azteken sich mit den gierigen und lüsternen Spaniern vertraut machten.

Wir haben bereits die Unplausibilität der damit verbundenen Idee diskutiert, dass die Azteken die Spanier lange Zeit selbst für Götter hielten, dass sie zurückkehrende Gottheiten waren. Diese Vorstellung könnte natürlich zumindest teilweise erklären, warum die aztekische Hierarchie Cortés und seinen Männern überhaupt törichterweise den Zutritt in ihre Stadt gestattete und ihnen Zugang zum Kaiser gewährte. Die berichtete Debatte zwischen Montezuma und seinem Bruder Cuitláhuac zu genau diesem Thema legt jedoch etwas anderes nahe. Auch hier ist nicht klar, ob die aztekische Führung jemals glaubte, die Spanier seien Götter. Wir haben zuvor Montezumas Bemerkungen gegenüber Cortés zitiert, der seine eigene Sterblichkeit gestand. Die Vorstellung einer spanischen Göttlichkeit erklärt sicherlich nicht den wütenden Widerstand, den die Azteken bald leisteten.[40]

Zweitens blieb eine konstante kulturelle Trennung zwischen den Taktiken der beiden Streitkräfte bestehen. Sicherlich waren die sogenannten „Blumenkriege“ oder Ritualkriege der Azteken – die hauptsächlich mit dem Ziel inszeniert wurden, Opfer für Opferungen zu fangen – ebenso wie ihre traditionelleren Eroberungskonflikte ohne Protokolle oder Regeln gegen benachbarte Städte brutal. Etwa zwei Jahrzehnte vor Cortés‘ Ankunft führte das Aztekenreich auf den Ebenen des nahegelegenen Atlixco unterhalb des berühmten Vulkans Popocatépetl einen gewaltigen Blumenkrieg gegen die vereinigten Armeen der Staaten Huejotzingo, Tlaxcala, Cholula und Tliliuhquitepec. Trotz der ritualisierten Formalitäten und Protokolle ließen zeitgenössische Berichte vermuten, dass auf beiden Seiten etwa 40.000 Menschen starben oder versklavt und geopfert wurden.[41]

Die Schlachten in Mesoamerika im Jahrhundert vor Cortés‘ Ankunft zielten hauptsächlich darauf ab, Gefangene für spätere Opfer zu machen, nicht darauf, sie sofort zu töten, obwohl die Protokolle in Extremfällen manchmal zusammenbrachen und die Logik des Tötens die Bemühungen, Opfer zu ergreifen, übertraf. In jedem Fall erwies sich die bloße Existenz dieses Ziels als Nachteil für die Azteken bei der Konfrontation mit den Spaniern. Wie Cortés selbst waren die spanischen Soldaten zunächst hoch qualifizierte Killer, die erkannten, dass der Sieg normalerweise der Seite zufiel, die tötete oder verwundete oder mehr

Feinde vertrieb, um die gegnerische Streitmacht kampfunfähig zu machen. Sie waren ganz sicher nicht daran interessiert, Gefangene zu nehmen, es sei denn, es gab einen unmittelbaren Vorteil, sie zu versklaven oder als Informanten einzusetzen.

Zugegeben, viele frühere Aztekenkriege wurden geführt, um benachbarte Völker zu absorbieren, die besiegten Bevölkerungen auszubeuten und die Macht und den Reichtum des Reiches zu vergrößern, das offiziell als der von Azteken dominierte „Dreifachbund“ bekannt war. Tatsächlich war es eine Art erzwungener Bund kleinerer und schwächerer Staaten, der von den drei Nahuatl sprechenden Stadtstaaten am Seeufer, Texcoco, Tlacopan und Tenochtitlán, regiert wurde. Dennoch waren zur Zeit der Ankunft der Spanier Kriege zur Gefangennahme von Opfern häufiger als Eroberungskonflikte. In den Blumenkriegen privilegierten allgemeine Regeln die Tapferkeit einzelner, Gefangene nehmender Krieger, angesichts des übergeordneten gemeinsamen und unersättlichen Bedarfs an menschlichen Opfern. Mit anderen Worten: Was die Azteken als Krieg betrachteten, hätten die Spanier vielleicht als tödliche, aber dennoch formalisierte Turniere bezeichnet.

Während Gelehrte manchmal darauf verwiesen, dass die Geiselnahme in Wirklichkeit dem Töten des Feindes untergeordnet war, entdeckten die Spanier in vielen Konflikten des Dreibundes das Gegenteil: Die Azteken legten, zumindest anfangs, tatsächlich mehr Wert darauf, Konquistadoren zu fesseln und wegzutragen, als sie im Kampf zu töten. Cortés’ Männer fanden den aztekischen Brauch, das Schlachtfeld nach Opfergefangenen abzusuchen, entsetzlich. Die Azteken schienen „sich selbst auf die Schwertspitzen der Kastilier aufspießen zu wollen, um ihre Besitzer in die Hände zu bekommen“, schrieb Bernal Díaz.[42]

Doch die Spanier entdeckten bald, dass trotz des Schreckens menschlicher Opfer die Taktik, Opfer zu fangen, anstatt Feinde zu töten, auch zu ihrem großen Vorteil war, besonders angesichts der Tatsache, dass sie immer weit in der Unterzahl waren. Es war für gut gepanzerte Spanier viel einfacher, ihre Feinde direkt zu töten, als für leicht bekleidete Azteken, gepanzerte Männer zu betäuben, gefangen zu nehmen, zu fesseln und nach hinten zu bringen, als zukünftige Nahrung

für ihre Götter. Sicherlich muss dies eine der schwierigsten Aufgaben für einen aztekischen Soldaten im Nahkampf mit einem spanischen Schwertkämpfer gewesen sein, der ihn töten wollte.

Dennoch bieten zahlreiche Berichte während der spanischen Eroberung anschauliche Beschreibungen von zahlenmäßig unterlegenen, schwer bewaffneten Konquistadoren, die von Horden von Angreifern umzingelt, niedergerissen und gefesselt wurden, nur um dann aus der Schlacht geführt zu werden, um auf dem Templo Mayor an die Reihe zu kommen. Die gesamte Anstrengung, Gefangene zu sammeln, erforderte Dutzende von aztekischen Kriegern, um sie aus dem Nahkampf zu führen und sich so selbst aus der Schlacht zu entfernen. Im Gegensatz dazu hatte ein spanischer Soldat kein anderes Interesse, als den aztekischen Kämpfer vor ihm zu töten oder außer Gefecht zu setzen; dies war Teil der umfassenderen taktischen Methoden seiner Gruppe, um Cortés strategisches Ziel eines Fuß-für-Fuß-Vormarsches ins Stadtzentrum zu erreichen. Zusammenfassend waren Hunderte von Killern Zehntausenden von Leichenräubern überlegen.

In der entscheidenden Schlacht von Otumba beispielsweise, die auf den spanischen Rückzug während der Noche Triste folgte, hielten etwa 800 Konquistadoren einer viel größeren aztekischen Streitmacht stand, die etwa 20.000 Krieger umfasst haben könnte, und erlitten dabei nur sehr wenige Verluste, auch hier, weil die Azteken zu oft darauf bestanden, einzelne spanische Soldaten niederzuschlagen und gefangen zu nehmen, anstatt sie zu töten.

Cortés selbst befand sich mitten im Kampfgetümmel, erlitt jedoch nur eine leichte Verletzung an der Hand, da der Feind ihn gefangen nehmen wollte, anstatt ihn zu töten. Er und seine kleine Wache konnten jedoch den aztekischen Anführer Matlatzincatl im Handgemenge entdecken und stürmten durch die Menge direkt auf ihn zu. Während Cortés den Angriff anführte, tötete sein Gefolgsmann Juan de Salamanca möglicherweise Matlatzincatl und erbeutete die aztekischen Standarten. Das Ergebnis war eine wachsende Panik unter dem Feind, der nun jegliches Gefühl für die Gesamtführung und den Sammelpunkt, zu dem er seine Gefangenen zurückbringen konnte, verlor. Der Konquistador

und Kampfveteran Francisco de Aguilar beschrieb später die knappe Schlacht:

> Während Cortés sich seinen Weg zwischen den Indianern bahnte, ihre Hauptleute, die an ihren goldenen Schilden zu erkennen waren, auf wunderbare Weise auswählte und tötete und die einfachen Krieger ignorierte, gelang es ihm, ihren Generalhauptmann zu erreichen und ihn mit einem Lanzenstoß zu töten. … Während dies geschah, waren wir Fußsoldaten unter Diego de Ordaz vollständig von Indianern umzingelt, die uns fast in die Hände bekommen hatten, aber als Hauptmann Hernándo Cortés ihren Generalhauptmann tötete, begannen sie sich zurückzuziehen und uns Platz zu machen, sodass nur wenige von ihnen uns verfolgten.[43]

Es gab noch weitere taktische Unterschiede zwischen den Spaniern und den Azteken. Fast alle aztekischen Kämpfer waren Einzelkämpfer, ähnlich wie Achilles und andere bedeutende Helden, die in der Ilias dargestellt werden, während die Spanier im Gegensatz dazu Soldaten waren, die es gewohnt waren, gemeinsam und kooperativ zu kämpfen – sowohl Kavallerie als auch Pikeniere. Natürlich konnten aztekische Krieger geschickte Killer sein. Sie waren sicherlich mutig. Aber in gewisser Weise waren sie keine Berufssoldaten, die ihre Offensiven gemeinsam koordinierten.

Aztekische Führer sahen ihre strategischen Ziele nicht immer darin, so viele Feinde wie möglich zu töten, um den Widerstand zu brechen oder feindlich besetztes Gebiet zu erobern. Stattdessen bestand die größte Belohnung für Tapferkeit der aztekischen Krieger als Einzelkämpfer darin, Dutzende von Gefangenen anzuhäufen, um sie später zu verehren und individuell zu belohnen. Am Ende einer Schlacht wussten die Azteken, welche Krieger für individuelle Gefangennahmen, die für Menschenopfer bestimmt waren, Anerkennung erhielten. Später, damals in Tenochtitlán, während der rituellen Ermordung der Gefangenen, trugen ihre Entführer möglicherweise die Felle der Opfer. Im Gegensatz dazu ist es wahrscheinlich, dass kein Konquistador eine genaue

Vorstellung davon hatte, wie viele Azteken er persönlich getötet hatte, geschweige denn den Wunsch verspürte, aztekische Insignien zu tragen, aber er konnte sicherlich den Vormarsch oder Rückzug seiner Kameraden berechnen.44

Der aztekische Krieger, der alleinige Anerkennung für die Tötung oder Gefangennahme eines Spaniers wollte, handelte also häufiger nach homerischer Art und Weise als im Einklang mit seinen Mitkämpfern. Wenn es für die kleine spanische Armee von taktischem Vorteil war, zurückzuweichen oder vorzurücken, dann befolgten Cortés' Männer Befehle zum Rückzug oder Vormarsch im Gleichschritt, ohne Rücksicht auf die Wünsche einzelner Soldaten. Diese Idee der Aufrechterhaltung der Gruppensolidarität und des Zusammenhalts war dem Kriegerethos des aztekischen Kämpfers wahrscheinlich fremd, der sogar einen kollektiven taktischen Rückzug als Beweis seiner individuellen Feigheit betrachtet hätte.45

Drittens war ein viel plausibleres Beispiel für „kulturelle Verwirrung" die völlige Unkenntnis der Azteken mit spanischen Waffen: Kavalleriepferde, Kriegshunde, Schießpulver, Stahlschwerter, Stahlpanzer, Piken, Armbrüste und große Schiffe mit montierten Kanonen. Am wichtigsten war, dass diese Waffen den Azteken nicht nur unbekannt waren, sondern ihren eigenen auch weit überlegen waren. Bernardino de Sahagún berichtete später, wie der Klang der Waffen und die Beschaffenheit des spanischen Stahls die aztekische Elite in Angst und Schrecken versetzten:

> Besonders ohnmächtig wurde [Montezuma], als er hörte, wie die Gewehre auf [den Befehl der Spanier] losgingen, es klang wie Donner … Feuer prasselte und spuckte … es stank sehr widerlich … es verwandelte einen Baum in Staub; es schien, als würde er verschwinden, als hätte ihn jemand weggezaubert. Ihre Kriegsausrüstung bestand vollständig aus Eisen. Sie kleideten ihre Körper in Eisen, sie legten Eisen auf ihre Köpfe, ihre Schwerter waren aus Eisen, ihre Bögen waren aus Eisen und ihre Schilde und Lanzen waren aus Eisen. Und ihre Hirsche [Pferde], die sie trugen,

> waren so groß wie das Dach … Und ihre Hunde waren riesige Kreaturen … Als Montezuma das hörte, hatte er große Angst.[46]

Es gibt zahlreiche Anekdoten, dass die Azteken zunächst von den Pferden der Spanier verwirrt waren. Sie hatten noch nie etwas wie den Klang von Schießpulver erlebt. Sie hatten Angst vor Stahlklingen, die ihre Stoffrüstungen mit Leichtigkeit zerfetzten. Sie entdeckten, dass Arkebusen und Armbrüste ihre eigenen Pfeile im Vergleich wie Spielzeuge erscheinen ließen und zunächst nur durch übermenschliche Konstruktion erklärt werden konnten. Als die Azteken den Konquistadoren auf dem Schlachtfeld begegneten, konnten sie deren tödliche Waffen- und Tiervielfalt nie ganz verstehen.

In einer Gesellschaft, in der es überhaupt keine großen domestizierten Tiere gab, waren sowohl Pferde als auch die gepanzerten Männer, die sie ritten, völlig unverständlich und furchteinflößend. Militärhistoriker weisen darauf hin, wie die europäische Kavallerie die enorme zahlenmäßige Überlegenheit der Azteken zunichtemachen konnte:

> Es ist außergewöhnlich, welche Verwüstung ein Dutzend Reiter bei einer riesigen Indianerhorde anrichten konnte, und tatsächlich scheint es, als hätten die Reiter den Schaden nicht direkt angerichtet, sondern als hätte das plötzliche Auftauchen dieser „Zentauren“ (um Díaz del Castillos Wort zu verwenden) die Indianer so sehr demoralisiert, dass sie ins Wanken gerieten und die spanischen Infanteristen mit neuer Kraft auf sie losgehen konnten … Die Indianer hatten keine Ahnung, wie sie mit diesem übernatürlichen Biest, halb Tier, halb Mensch, fertig werden sollten, und standen einfach wie gelähmt da, während die stampfenden Hufe und blitzenden Schwerter sie niedermähten.[47]

Man könnte die Verwirrung der Azteken gegenüber Pferden mit der anfänglichen Reaktion der Römer auf Elefanten vergleichen, die ihnen wahrscheinlich erstmals in der Schlacht von Herakleia gegen den epirotischen General Pyrrhus (289 v. Chr.) begegneten. Die Römer erholten sich jedoch recht schnell von ihrer Angst vor diesen seltsamen

Bestien (die ursprünglich als lukanische „Ochsen“ bekannt waren), die Azteken hingegen nie. Anders als die Römer hatten sie keine Erfahrung mit Kriegern, die auf dem Rücken großer Tiere ritten, oder mit Helmen, Brustpanzern, Beinschienen, Metallröcken, Halsbergen, Schulter- und Ellbogenschützern und Panzerhandschuhen, die ihre Unterarme, Handgelenke und Hände schützten.[48]

Die Tiere und Waffen der Spanier waren nicht nur furchterregend neu, sondern auch äußerst effektiv gegen aztekische Krieger. Fast von Kopf bis Fuß durch Stahlpanzer geschützt, waren Cortés‘ Männer den mit Obsidian bestückten Klingen einheimischer Gegner nahezu unverwundbar – sofern die Konquistadoren überhaupt stundenlang auf den Beinen bleiben konnten, um zuzuschlagen und zu stechen. Wenn ein Spanier gelegentlich zu Boden ging, geschah dies normalerweise unter dem kollektiven Hämmern, Stolpern, Greifen und der schieren Last seiner Angreifer. Manchen fiel auch Erschöpfung zum Verhängnis, besonders in der äquatorialen Hitze und Feuchtigkeit im Frühling und Sommer, die das Gewicht der Stahlrüstung, die ständigen Schläge der mit Obsidianspitzen versehenen Klingen und die ununterbrochene Anstrengung des Führens eines drei Fuß langen Schwertes noch verstärkten. Wieder einmal stellt Bernardino de Sahagún fest, dass die Spanier inmitten des Blutbads nur mit ihrer Rüstung und ihren Waffen überleben konnten:

> Sie umzingelten sie [die Spanier] von allen Seiten, die Spanier begannen auf sie einzuschlagen und töteten sie wie Fliegen. Kaum waren einige getötet, wurden sie durch neue ersetzt. Die Spanier waren wie eine kleine Insel im Meer, die von allen Seiten von Wellen heimgesucht wurde. Dieser schreckliche Konflikt dauerte über vier Stunden. Während dieser Zeit starben viele Mexikaner und fast alle Verbündeten der Spanier und einige der Spanier selbst. Gegen Mittag begannen die Spanier unter den unerträglichen Anstrengungen des Kampfes zurückzubleiben.[49]

Bogenschützen und Speerwerfer waren die effektivsten aztekischen Soldaten, angesichts ihrer Anzahl und der Tatsache, dass die Kanten ihrer Einwegpfeile und -speere aus Obsidian ihre Schärfe behielten, wenn sie ihre Ziele trafen. Trotzdem konnten solche Geschosswaffen selten spanische Helme, Brustpanzer oder Schilde aus Holz und Leder durchdringen. Kleine spanische Antipersonenkanonen, Arkebusen und Armbrüste waren nicht besonders effektiv. Sie feuerten alle langsam, da sie dafür konzipiert waren, die Stahlpanzerung rivalisierender europäischer Fußsoldaten zu durchdringen, und nicht, um die Schwärme und Gruppen leicht gepanzerter aztekischer Krieger zu treffen. Schnelligkeit statt Schnelligkeit des Feuers wäre für die Spanier im Kampf gegen die Azteken vorteilhafter gewesen. Dennoch konnten solche Artillerieeinheiten, wenn sie von Schwertkämpfern geschützt wurden, gezielte Salven in die gelegentlichen Massen aztekischer Angreifer abfeuern, mit verheerenden Folgen, nicht zuletzt wegen des psychologischen Terrors, den diese ungewohnt lauten und durchdringenden Waffen verbreiteten.[50]

Aber am wichtigsten ist, dass unsere zeitgenössischen Quellen ständig die Vorteile von Cortés' berittenen spanischen Lanzenreitern betonen, die zu den tödlichsten Kriegern des Europas des 16. Jahrhunderts gehörten. Auf kräftigen arabischen Pferden mit reichlich Rüstung waren Kavalleristen nahezu unbesiegbar, als sie sich durch die aztekischen Massen pflügten, mit neun Fuß langen Holzlanzen mit Stahlspitzen stachen, mit ihren Toledo-Klingen schlugen und oft einzelne aztekische Soldaten niedertrampelten. Es wurde für die aztekischen Krieger fast unmöglich, spanische Lanzenreiter von ihren Pferden zu ziehen, da diese Kavalleristen daran gewöhnt waren, gegen eine Reihe weitaus besser bewaffneter europäischer und islamischer Feinde zu kämpfen.[51]

Zu den Reitern und Fußsoldaten gesellten sich spanische Kriegshunde, meist riesige Mastiffs oder Rassen, die den heutigen Wolfs- und Hirschhunden ähnelten, in die Schlacht. Mastiffs konnten bis zu 90 Kilogramm schwer werden und waren oft durch leichte Stahl- und Lederplatten geschützt. Die Hunde konnten ungeschützte Gliedmaßen der Azteken leicht zerreißen. Sowohl trampelnde Pferde als auch beißende Hunde waren eine Art Terrorwaffen, da die Ureinwohner

weder mit noch mit denen in Berührung gekommen waren. So wie die Azteken sich anfangs nicht sicher waren, ob Menschen und ihre Reittiere nicht zentaurenartige Hybridtiere waren, so stellten sie sich Mastiffs und Wolfshunde eher als Jaguare vor als als ihre eigenen kleinen und meist haarlosen Hunde. Und Bernal Díaz war der Meinung, dass solche riesigen Hunde im Kampf gegen die Azteken eine wichtige Rolle gespielt hatten:

> Während unseres Aufenthalts in Zautla bellte ein Mastiff von Francisco de Lugo fast die ganze Nacht. Die Menschen in Zautla fragten einige der Cempoallans [ein Verbündeter der Spanier], die die Kastilier begleiteten, ob es ein [Jaguar] oder nur ein Tier zum Töten von Indianern sei. Die Cempoallans erklärten, dass die Kastilier Hunde mitnahmen, um jeden zu töten, der sie belästigte.[52]

Wie schon seit der Antike waren schwer gepanzerte europäische Ritter und Fußsoldaten in Massen ebenso unverwundbar wie isoliert und auf offenem Gelände nahezu schutzlos. Dementsprechend versuchten die Spanier, ihre enorme technologische Überlegenheit zu vervielfachen, indem sie in disziplinierten, phalanxartigen Reihen kämpften, wobei Kavallerie und Raketentruppen ihre verwundbaren Flanken schützten.

Als Reaktion auf die tödliche Angriffskraft von Cortés‘ kleinen, aber gut organisierten Formationen zogen es die Azteken vor, Konquistadoren auf der Durchreise oder auf den offenen Ebenen anzugreifen, wo die geringe Zahl der Spanier und ihre einkolonnenartigen Märsche oft zu Hinterhalten und Fallen führten. Doch als die Stadt endgültig belagert wurde, war beiden Seiten klar, dass Reiter zu Land und Brigantinen zu Wasser endgültig dafür gesorgt hatten, dass die spanischen Reihen nicht so leicht zu umgehen und somit nicht aufzuhalten waren. Die beste Chance für die aztekischen Krieger bestand einfach darin, sich um die spanischen Soldaten zu sammeln, in der Hoffnung, dass die Anstrengung, Dutzende niederzumetzeln, was die Konquistadoren schließlich erschöpfen würde und es den aztekischen

Verstärkungen ermöglichen würde, und letztendlich deren Ziele zum Erliegen zu bringen.[53]

Vielleicht war es das unglückliche Schicksal der Azteken, ein Jahrhundert später nicht auf englische Eindringlinge dieser Art zu treffen, die 2.800 Meilen nördlich bei Plymouth Rock landeten. Pilger-Zivilisten flohen als religiöse Flüchtlinge und angehende Agrarsiedler und Kaufleute mit Frauen und Kindern aus Großbritannien nach Nordamerika. Im Gegensatz dazu kamen Cortés' Krieger, von denen viele Kolonisten aus der Karibik waren, mit wenigen Frauen und noch weniger Kindern in der Neuen Welt an. Sogar die Geschichten über die wenigen Frauen, die die Konquistadoren in Mexiko begleiteten, waren nicht mütterlicher, sondern kriegerischer Natur – wie die der legendären Konquistadora María de Estrada, die angeblich eifrig die aztekischen Reihen stürmte und dabei ihren Schlachtruf „Santiago!" schrie.[54]

Cortés und seine Abenteurer waren nicht als unsere Familiensiedler oder Flüchtlinge vor vermeintlicher religiöser Verfolgung gekommen. Sie waren keine Pilger, sondern kriegerische Abgesandte im Dienste der spanischen Kaiserkrone. Als eine Art Kreuzfahrer der Neuen Welt wurden die Siege der Konquistadoren als neue Konvertiten im globalen Kampf zur Rettung des bedrängten Katholizismus vor aufsteigenden protestantischen Abtrünnigen und islamischen Dschihadisten angesehen und sicherten das goldene Zeitalter der spanischen politischen Vorherrschaft in Europa im 16. Jahrhundert unter Karl V. Gleichzeitig versuchten die Konquistadoren der Neuen Welt auch, reich zu werden, indem sie Gold und Ackerland anlegten und schließlich große Haciendas mit Hunderten einheimischer Sklavenarbeiter besaßen. Cortés selbst kombinierte diese Motive – die Verbreitung des Katholizismus und die Förderung der Interessen der Krone bei gleichzeitiger Bereicherung – in seiner inspirierenden Rede an die Truppen, bevor er mit seiner neu versorgten Armee und den gerade fertiggestellten Brigantinen nach Tenochtitlán zurückmarschierte:

> Der Hauptgrund für unser Kommen in diese Gegend ist, den Glauben Jesu Christi zu verherrlichen und zu predigen, auch wenn es uns gleichzeitig Ehre und Gewinn bringt, die selten im selben Paket kommen . . . . Lasst uns also gehen und Gott dienen, unsere Nation ehren, unseren König verherrlichen und uns bereichern, denn das ist es worum es in der Eroberung Mexikos geht![55]

Noch wichtiger ist, dass der Konquistador als Nutznießer der Erfahrungen kämpfte, die er während fast achthundert Jahren gewalttätiger Kämpfe in der Reconquista gegen den Islam gesammelt hatte. Als María de Estrada ihren Schlachtruf „Santiago!“ ausstieß, sprach sie einfach den typischen Schlachtruf der Reconquista-Krieger im Kampf gegen den Islam aus – einen Appell um göttliche Hilfe an den Heiligen Jakob, den Schutzpatron Spaniens.

Parallel zu den langen und brutalen Bemühungen, Spanien von den muslimischen Imperialisten zu befreien, fanden außerdem ständig spanische Expeditionsüberfälle und Kriege entlang der Küste Nordafrikas statt. Die Azteken hatten natürlich keine Ahnung von den radikalen Verbesserungen der spanischen Taktik, die sich in den drei Jahrzehnten vor Cortés‘ Landung in Mexiko entwickelt hatten. In den letzten Schlachten der Reconquista hatten die Spanier ihre taktischen und strategischen Doktrinen verfeinert, indem sie Massenformationen spezialisierter, mit Piken bewaffneter Phalangiten ins Feld schickten, um den Schweizern nachzueifern. Sie wurden von leichter ausgerüsteten Schwertkämpfern mit Schilden sowie Arkebusieren [Gewehrschützen] und Armbrustschützen begleitet. All dies waren die unmittelbaren Vorläufer der gefürchteten Tercios („Drittel“). Dies waren die gefürchteten spanischen taktischen Formationen aus zehn Kompanien mit jeweils dreihundert Soldaten – was zu hoch qualifizierten und geschlossenen Einheiten von dreitausend Soldaten führte, die in 2.400 Pikeniere und 600 Arkebusieren aufgeteilt waren –, die bald auf den europäischen Schlachtfeldern Chaos anrichten sollten. Tercios sollte sich als eines der besten Beispiele für die sogenannte militärische Revolution in Europa herausstellen, als die Armeen von Muskelkraftwaffen zu

einem zunehmenden Einsatz von Handfeuerwaffen und Feldartillerie übergingen.56

Schließlich kam der oft vernachlässigte Faktor der Logistik paradoxerweise den Spaniern zugute. Im 16. Jahrhundert hatten die Spanier die Seefahrtskunst der transozeanischen Navigation gemeistert und segelten tapfer und meist erfolgreich die tückischen 10.000 Kilometer über den stürmischen Atlantik von Spanien in die Karibik und an die mexikanische Küste. Diese meist zuverlässige Lieferkette bedeutete, dass Cortés letztlich mehr Zugang zu den Ressourcen des spanischen Imperiums hatte als ein belagertes Tenochtitlán zu seinem umgebenden Aztekenreich.

Die Tatsache, dass die Konquistadoren als Invasoren von weit her gekommen waren, während die Azteken die Rolle der stationären und defensiven Partei spielten, erwies sich ebenfalls als enormer psychologischer Vorteil für die Spanier. Das umgekehrte Szenario, dass Montezuma II. eine Aztekenflotte von Vera Cruz nach Malaga führte, war absurd. Die Azteken wussten im Grunde nichts über die Herkunft oder Heimat der Invasoren. Sie nahmen an, dass die Spanier aus einem Ort namens Kastilien stammten, hatten aber nur eine vage Vorstellung davon, wo das lag. Für sie war das auffälligste Merkmal der Neuankömmlinge die Ansammlung seltsamer Tiere, die sie mitbrachten, wie Pferde, Kriegshunde und Vieh und Geflügel zum Verzehr: Hühner, Kühe, Ziegen, Schafe und Schweine. Für Nahua-Ohren klang die Endung des Wortes „Kastilisch“ wie das Suffix „-tlan“ vieler Nahua-Orte (z. B. Tenochtitlán). Und das neue, aus dem Nahuatl entlehnte Wort für „Huhn“ (caxtil) war „Kastilien“. Sie könnten also zu dem Schluss gekommen sein, dass die Spanier aus einem weit entfernten Ort kamen, der als „das Land der Hühner“ bekannt war.57

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass der Konquistador des Spaniens des 15. Jahrhunderts vielleicht die kühnste und dynamischste zeitgenössische Manifestation einer langen europäischen Tradition kriegerischer Tödlichkeit war. Seine umkämpfte Welt europäischer religiöser und politischer Rivalitäten wurde als ununterbrochener bellum omnium contra omnes („Krieg aller gegen alle“) dargestellt. Während die präkolumbianischen Azteken gegen Feinde kämpften, die ihnen

größtenteils vertraut waren und auf Schlachtfeldern in der Nähe ihrer Heimat stattfanden, waren die Spanier des 16. Jahrhunderts globale Krieger, die gegen jeden kämpften – die britische Marine auf hoher See, osmanische Janitscharen und maurische Fußsoldaten im Mittelmeer und die berittenen Condottieri auf Italiens heimischem Boden.[58]

Als Cortés in Tenochtitlán ankam, lag das Ende der jahrhundertelangen Reconquista tatsächlich noch keine dreißig Jahre zurück. Die Inquisition war noch in vollem Gange. Der Großinquisitor Tomás de Torquemada war erst zwei Jahrzehnte zuvor gestorben. Während Cortés in Tenochtitlán biwakierte, waren die europäischen Religionskriege zwischen Protestanten und Katholiken gerade erst ausgebrochen. Und der bahnbrechende Sieg Don Juans – des unehelichen Sohns Karls V. und Halbbruders König Philipps II. von Spanien – über die osmanische Marine bei Lepanto zeichnete sich nur noch ein halbes Jahrhundert entfernt ab.

Ganze Generationen junger Spanier wurden großgezogen und erwarteten einen endlosen Krieg. Seit kurzem hatten sie Zugang zu billigen gedruckten Büchern, da Gutenberg ein halbes Jahrhundert zuvor den Buchdruck erfunden hatte. Dementsprechend fesselten Informationen über die Wunder, Reichtümer und Möglichkeiten der Neuen Welt die Leser im gesamten Spanien des frühen 16. Jahrhunderts. Und Romane über ritterliche Ritter, die die neue und die alte Welt durchqueren – Die Abenteuer von Esplandián von Rodríguez de Montalvo ist ein gutes Beispiel – waren besonders bei den unteren Rängen der Aristokratie beliebt, die militärische Expeditionen ins Ausland als Abkürzung zu sozialem Aufstieg und Reichtum betrachteten.[59]

Cortés' Männer waren entweder Veteranen dieser endlosen Konflikte oder wurden von Jugend an in den Künsten unterrichtet, die einem ansonsten von Natur aus armen Spanien sein Imperium angesichts einer solchen Reihe von furchterregenden Feinden beschert hatten. Ihr Credo war, in der Neuen Welt erfolgreich zu sein, indem sie Land, Gold und Sklaven erwarben, die den Einfluss und die Macht des kaiserlichen Spaniens auf Kosten seiner europäischen Rivalen erweiterten. Die Erfolge sowohl der Konquistadoren als auch Spaniens sicherten ihrem

Gott die Bekehrung aller einheimischen Völker zu einem umkämpften orthodoxen Katholizismus, dessen Zukunft die Spanier aufgrund einer wachsenden Armee von Protestanten in ganz Europa als unsicher empfanden. Die aztekischen Priester mit ihren Messern auf den Pyramiden waren also nicht die einzigen religiösen Eiferer. Religiöse Leidenschaft stachelte die Spanier ebenso stark an, die die Azteken nicht nur als Feinde ihrer Krone betrachteten, sondern auch als teuflische Götzendiener, die das Gegenteil ihres christlichen Gottes waren.

Als Cortés Montezuma II. und die Exotik von Tenochtitlán traf, litt er ebenso wenig unter kultureller Verwirrung wie seine Landsleute, als sie gegen Nord- und Südeuropäer, Türken oder Araber mit ihrer beeindruckenden Vielfalt an Waffen, Taktiken und Strategien kämpften. Heute ist es im englischsprachigen Raum manchmal eine Ente, dass die Legionen des Reiches von Karl V. mittelalterliche Relikte waren, Gefangene von Don Quijote-artigen Fantasy- und Liebesromanen, die nach dem Jungbrunnen oder Städten aus purem Gold suchten, dem Aberglauben verfallen und auf der falschen Seite einer sich abzeichnenden transatlantischen Zukunft standen.

Tatsächlich gehörten das spanische Tercio, die Galeone und das kaiserliche Vizekönigreich zu den wirksamsten und temperamentvollsten militärischen und diplomatischen Institutionen der vorindustriellen Zeit. Sie helfen zu erklären, warum eine ressourcenarme Iberische Halbinsel die europäische Welt des 16. Jahrhunderts beherrschte. Die kriegerischen, aber hilflosen Azteken kämpften gegen nur ein paar hundert spanische Konquistadoren und ihre tödlichen Traditionen um ihr Leben und ihre Zivilisation.

Wie viele Europäer des 16. Jahrhunderts hatten auch die Spanier die Komplexität kontinentaler Rivalitäten, Dynastien, Allianzen und ununterbrochener Erbfolgekriege gemeistert. Der Schlüssel dazu war ein gemeinsames römisches imperiales Erbe des Divide et impera – der Kanon des „Teile und herrsche“, der in den populären Commentarii de Bello Gallico von Julius Caesar verewigt wurde. Diese alte Tradition der Ausweitung der nationalen Macht schulte die Spanier fast sofort darin, sowohl langjährige Feinde Tenochtitláns als auch seine unzufriedenen Verbündeten zu suchen und als Vasallenstaaten zu gewinnen. Cortés war

im großen Spiel des ständigen Krieges so geschult, dass er sich nicht an der launischen Treue der Texcocaner und gelegentlich der Tlaxcalaner störte. Stattdessen betrachtete er alle Verbündeten Tenochtitláns als jederzeit abtrünnig, wenn die richtigen Anreize gegeben waren, die normalerweise durch die Aussicht auf eine Niederlage der Azteken und einen Sieg der Spanier bestimmt wurden. Die Feinde der Azteken an einem bestimmten Tag waren seine willkommenen Verbündeten – zumindest für diesen Tag.60

Cortés hegte wahrscheinlich die Absicht, sein Versprechen zu halten, dass die indigenen Völker nach der Eroberung durch Allianzen schließlich volle Autonomie und die ewige Freundschaft der Spanier erlangen würden. Obwohl die Tlaxcalaner die versprochene Unabhängigkeit nicht ganz erreichten, genossen sie später eine Sonderbehandlung durch die Spanier. Jahrzehntelang erhielten sie Adelstitel, erhielten Halbautonomie für ihre Dörfer und, was am wichtigsten war, durften sie spanische Feuerwaffen besitzen. Am Ende räumte ihr neunzigjähriger König Xicotencatl der Ältere ein, dass die Zukunft der Tlaxcalaner unter Cortés und einem mächtigen und wohlhabenden spanischen Vizekönigreich zwar problematisch war, sie jedoch unter der anhaltenden Herrschaft der Azteken und ihrem Massenmordkult keine Hoffnung hatten. Oder wie Cortés es später in einem Brief an Karl V. in eigennütziger Weise ausdrückte:

> Als sie durch mich von Eurer Hoheit und Eurer sehr großen königlichen Macht hörten, sagten sie, sie wollten Vasallen Eurer Majestät und meiner Verbündeten werden und baten mich, sie vor diesem großen [aztekischen] Herrn zu schützen, der sie durch Tyrannei und Gewalt hielt und ihre Kinder nahm, um sie seinen Götzen zu opfern.61

Hätten die Spanier die Azteken ohne das Genie von Hernán Cortés besiegen können? Schließlich hatte der 34-jährige unbedeutende Funktionär fast keine Kampferfahrung, als er im März 1519 in Mexiko landete, und erfuhr von den spanischen Behörden in Kuba wenig Unterstützung – und bald offene Feindseligkeit. Er war außerdem von

einer Reihe brillanter spanischer Konquistadoren umgeben, von denen einige mehr Erfahrung im Kampf sowohl in der Neuen als auch in der Alten Welt hatten und über bessere aristokratische Verbindungen und mehr Einfluss verfügten. Pedro de Alvarado zum Beispiel war im gleichen Alter wie Cortés, hatte aber vor seiner Landung in Vera Cruz mehr Unterstützung von der spanischen Elite der Neuen Welt und mehr Kampferfahrung. Der jüngere Gonzalo de Sandoval half unzählige Male, die oft hoffnungslos erscheinende Lage der Spanier zu retten. Cristóbal de Olid und Alonso de Avila erwiesen sich als unschätzbar wertvolle Leutnants.

Dennoch ist es schwer vorstellbar, dass sich einer von Cortés‘ begabten Untergebenen nach der Noche Triste neu formierte. Wer wäre in der Lage gewesen, verwundete und erschöpfte Männer in den Kampf zu führen und die Azteken bei Otumba zu besiegen, die Gründung einer Marine zu organisieren oder so erfolgreich Koalitionen einheimischer Städte zu bilden, um sich den Spaniern anzuschließen? Wer sonst verband die ruhige Zurückhaltung, um Allianzen zu schmieden, mit der unkontrollierten Wut, um seine zahlenmäßig unterlegenen Männer in die Scharen der Azteken zu führen?

Betrachten wir die folgende Gegenüberstellung: Wäre Cortés im Mai 1520 in Tenochtitlán zurückgelassen worden, während der hitzköpfige Pedro de Alvarado nach Vera Cruz marschierte, um sich mit Narváez zu befassen, hätte es wahrscheinlich weder eine darauf folgende Noche Triste noch die dringend notwendige Aufnahme von Narváez’ Truppen und Vorräten gegeben. Cortés hätte die aztekische Aristokratie wahrscheinlich nicht abgeschlachtet, und Alvarado hätte nicht das diplomatische Geschick gehabt, Narváez’ Männer für sich zu gewinnen. Kein Anführer der spanischen Eroberung zeigte eine solche Unerbittlichkeit, solch unheimliche Fähigkeiten, sich nach Rückschlägen und Niederlagen zu erholen, und solche Talente, Männer zu überreden, zu inspirieren und zu nötigen, Dinge zu tun, die sie für aussichtslos hielten.62

Wenn man den einzigartig tödlichen spanischen Militarismus, die technologischen Vorteile und militärischen Traditionen des Westens, das tödliche Genie von Cortés, das günstige Bündnis mit den Tlaxcalanern

und die oft rigiden militärischen und politischen Rituale der Azteken zusammenzählt, erscheint die einst unwahrscheinliche Vorstellung, dass fünfzehnhundert Spanier ein Millionenreich in etwa zwei Jahren zerstören würden, gar nicht mehr so unwahrscheinlich.

_____

Die Zerstörung von Tenochtitlán und des gesamten aztekischen „Reichs“ – in Wahrheit eine lockere, erzwungene Treue Hunderter kleinerer Städte gegenüber Tenochtitlán – stellt eine Art Paradoxon dar. Wie bereits erwähnt, drückte Cortés auf spanischer Seite von seinem ersten Besuch an sein Erstaunen über die beeindruckende Größe und Komplexität der Stadt aus. Er gab zu, die wunderbare Metropole am See für sein neu geplantes spanisches Vizekönigreich enteignen zu wollen. Oder wie Cortés es in seinem zweiten Brief an seinen König, Karl V., ausdrückte: Nach nur sechs Tagen in Tenochtitlán hatte er beschlossen, Montezuma einzusperren, um die Kontrolle über die Stadt für die spanische Krone zu erlangen:

> Nach allem, was ich von der Stadt und dem Land gesehen hatte, schien es mir, dass es dem Dienst Eurer Königlichen Hoheit und unserer Sicherheit förderlich wäre, Montezuma in meiner Gewalt und nicht in völliger Freiheit zu lassen, damit er nicht von seiner Absicht und Neigung abließe, Eurer Hoheit zu dienen.[63]

Cortés bekräftigte später seine angebliche Absicht, die Azteken idealerweise zu beherrschen und zu befrieden, die Souveränität über ihr Reich zu übernehmen und dann ihre Hauptstadt und ihre Domänen als tributpflichtige Provinz der Krone zu erhalten. Mit anderen Worten, ursprünglich wollte er die Führung in Tenochtitlán ersetzen, nicht die prächtige Stadt dem Erdboden gleichmachen. Diese Idee wäre eher einem Muster gefolgt, das der kürzlich erfolgten osmanischen Besetzung Konstantinopels ähnelte, als der früheren römischen Einebnung Karthagos.

Cortés nahm außerdem zunächst an, dass Montezuma II. oder seine Nachfolger und Nachfolger angesichts der radikalen demografischen Asymmetrie zwischen der aztekischen Bevölkerung und der geringen spanischen Präsenz in der Neuen Welt des frühen 16. Jahrhunderts als Klientelkönige fungieren und die spanische Ordnung in der Neuen Welt durchsetzen könnten. Seine Untertanen würden außerdem dringend benötigte Arbeitskräfte für die spanischen Pläne für Landwirtschaft, Viehzucht und Kommunalbau liefern.

Doch innerhalb weniger Wochen seines ersten, achtmonatigen Aufenthalts in Tenochtitlán begriff Cortés, dass jede Art von Einigung mit der aztekischen Hierarchie unmöglich war. Die Unvereinbarkeit der Mexica mit den Lehren des Katholizismus und den spanischen imperialen Sitten und Gebräuchen war viel zu groß für jeden Kompromiss oder jede Versöhnung. Selbst ein untergeordnetes, aber noch intaktes Aztekenreich hatte in Neuspanien keinen Platz.

Cortés hatte an sich keine Einwände gegen die weitverbreitete Versklavung ihrer besiegten Feinde durch die Azteken. Als spanische Imperialisten bewunderten die Invasoren in gewisser Weise die Fähigkeit der imperialen Stadt, Zentralmexiko zu erobern und ein ausbeuterisches Reich aufzubauen. Als kriegerisches Volk fanden es die Konquistadoren auch logisch, dass die Elite der aztekischen Gesellschaft die militärische Aristokratie und die religiöse Geistlichkeit waren. Cortés' Soldaten begannen schnell, die Wildheit der Azteken im Kampf zu bewundern – und zu fürchten – und zu fürchten, was darauf folgen könnte. Als der letzte Kaiser der Azteken, Cuauhtémoc, schließlich gezwungen war, sich inmitten der Ruinen seiner Stadt zu ergeben, bot er Cortés seinen Kopf an, um seinem Elend ein schnelles Ende zu bereiten. Doch Cortés lobte stattdessen seine feurige Führung und den Mut seiner Männer und verschonte so sein Leben, zumindest für einige Monate. Der Konquistador Cortés bemerkte, dass es zum Ethos der spanischen Krieger gehörte, die Wildheit der Besiegten zu bewundern.

Dennoch wurde in der spanischen Vorstellung die gesamte Kultur der Azteken schnell zum Symbol für fast alles, was ihre Kirche und ihr König als vorzivilisatorisch und antichristlich definierten: grausame Menschenopfer, Kannibalismus, die polytheistische Anbetung von

Steingötzen, Polygamie und offene Homosexualität, um nur einige der vielen Elemente zu nennen, die sie in der aztekischen Kultur als abscheulich und als dauerhaftes Hindernis für die spanische Herrschaft über die Neue Welt betrachteten. In seinem zweiten Brief vom Oktober 1520, in den dunklen Tagen nach der Noche Triste, beschrieb Cortés die unheimliche Konstruktion der aztekischen Götzenbilder:

> Sie bestehen aus einer Masse aller Samen und Gemüse, die sie essen, gemahlen und miteinander vermischt und mit dem Herzblut menschlicher Wesen geknetet, deren Brüste bei lebendigem Leib geöffnet und die Herzen entnommen werden. Mit dem austretenden Blut wird das Mehl geknetet, bis die Menge erreicht ist, die zum Bau einer großen Statue erforderlich ist. Wenn diese fertig sind, bieten die Priester ihnen weitere Herzen an, die ebenfalls geopfert wurden, und beschmieren die Gesichter mit dem Blut.64

Solche Sünden waren im spanischen Denken nicht zufällig, sondern in großem Maßstab institutionalisiert und in die Lebensweise der Azteken eingeprägt. Tatsächlich durchdrang die Religion jeden Aspekt der aztekischen Gesellschaft so sehr, dass es unmöglich war, sich ihren Fortbestand ohne ihre blutrünstigen Gottheiten vorzustellen, so zumindest das Fazit der Spanier.

Infolgedessen trennte Cortés in seinem Kopf Tenochtitlán, die materielle Stadt und den Mittelpunkt des mexikanischen Reichtums, von der abscheulichen aztekischen Kultur, die es aufgebaut hatte. Vielleicht träumte Cortés innerhalb weniger Tage nach seiner Ankunft von einer dritten Alternative – wiederum so etwas wie Sultan Mehmet II. Pläne für ein erobertes Konstantinopel – die er der Zerstörung der Stadt oder der Aufrechterhaltung des tributzahlenden Tenochtitlán als aztekischen Klienten vorziehen würde. Stattdessen wollte er versuchen, die aztekische Hauptstadt intakt zu erhalten – allerdings ohne die herrschende Elite der Azteken, deren Armee und Kultur zusammen mit einem Großteil der Bevölkerung zerstört werden müssten. In seinem dritten Brief von 1522 nach der Eroberung behauptete Cortés sogar nach

der Noche Triste auf seinem Rückweg nach Tenochtitlán, die Spanier hätten immer noch geglaubt, sie könnten eine eroberte, aber intakte Stadt in eine neue spanische Kolonie eingliedern:

> Ich habe immer versucht, Mächtigster Herr, das Volk von Temixtitan [Tenochtitlán] mit allen Mitteln und Wegen für unsere Freundschaft zu gewinnen; einerseits, weil ich nicht wollte, dass sie ihre eigene Zerstörung provozieren, und andererseits, um sich von den Strapazen der vergangenen Kriege auszuruhen; aber hauptsächlich, weil ich wusste, dass es Eurer Majestät zugute kommen würde.[65]

Aber schließlich, in den bitteren letzten Tagen der letzten Belagerung, sah Cortés, dass die Zerstörung der physischen Stadt Tenochtitlán untrennbar mit dem Ende ihrer Kultur verbunden war, da die Verteidiger ihre Häuser und Schreine in ein wahres Stalingrad des 16. Jahrhunderts verwandelt hatten:

> Angesichts ihrer Auflehnung und ihrer Entschlossenheit, sich bis zum Tod zu verteidigen, schloss ich aus zweierlei: Erstens, dass wir wenig oder gar nichts von den Schätzen zurückerhalten würden, die sie uns genommen hatten, und zweitens, dass sie uns Anlass gaben und uns zwangen, sie vollständig zu zerstören. Dieser letzte Grund bereitete mir den größeren Kummer, denn er lastete auf meiner Seele und ließ mich darüber nachdenken, welche Mittel ich anwenden könnte, um sie zu erschrecken, damit sie ihren Fehler und den Schaden, den wir ihnen zufügen würden, erkennen würden; und ich fuhr fort, die Türme ihrer Götzenbilder und ihre Häuser niederzubrennen und zu zerstören.[66]

Zudem galten die Azteken als der kriegerischste der Nahuatl sprechenden Stämme, sodass ihre Vernichtung den Widerstand schwächerer Völker gegen die Spanier abschrecken würde. Die Idee,

realistische Abschreckung zu vermitteln, spielte zweifellos auch bei Cortés' Entscheidung eine Rolle.

Wir können nicht genau sagen, wann Cortés während seiner zweijährigen Bemühungen erkannte, dass sein indigenes Bündnis zunehmend die Fähigkeit besaß, die Stadt zu zerstören, und dass er von verärgerten Verbündeten dazu gedrängt werden würde. Auch ist nicht klar, zu welchem Zeitpunkt Cortés' Gefühl, dass es rationale Vorteile hätte, Tenochtitlán zu retten und neu zu erfinden, von der Rachewut überwältigt wurde, die durch die Wildheit des aztekischen Widerstands und ihre Hingabe an Menschenopfer entfesselt wurde. Obwohl wir weder den Moment kennen, in dem die Entscheidung fiel, die aztekische Hauptstadt dem Erdboden gleichzumachen, noch die genauen Gründe dafür, verstehen wir doch, welche Vorteile die Spanier in ihrer Auslöschung sahen – ähnliche und zugleich andere Begründungen als die in den vorhergehenden Kapiteln besprochenen Eroberer.

Alexander der Große machte Theben ganz spontan dem Erdboden gleich, aus Zorn über den Widerstand der Stadt und angesichts der Gefahr, die deren Aufstand für sein Vorhaben darstellen könnte, die griechischen Stadtstaaten zu einer riesigen Koalition zu vereinen, die seine drohende Invasion des Persischen Reiches unterstützen und mit Versorgungsgütern versorgen würde. Als er in Böotien ankam, bestand auf beiden Seiten wenig Zweifel daran, dass eine erfolgreiche Belagerung und Vergeltung der Makedonen vorherbestimmt waren. Doch als Alexander das volle Ausmaß des Hasses der Thebaner begriff, kam er zu dem Schluss, dass nur die Niederschlagung des Widerstands und die Zerstörung der Stadt – und nicht nur ihre Eroberung – den griechischen Vorstellungen von einer Opposition gegen Makedonien ein Ende bereiten würde. Und genau das geschah noch zu seinen Lebzeiten. Was Theben zum Verhängnis wurde, war die leidenschaftliche und unnachgiebige Hingabe der Stadt an ihre politische Unabhängigkeit. Dieser Widerstand stellte eine inakzeptable Gefahr für Alexanders Heimatfront dar, während er nach Osten in Asien marschierte.

Die Römer machten Karthago dem Erdboden gleich, weil sie wütend, erschöpft und müde waren von 118 Jahren Konflikt. Karthago wurde als wiederkehrender Feind betrachtet, der nach seinen beiden vorherigen

Niederlagen scheinbar wie Phönix aus der Asche erstand, um ihren wachsenden imperialen Plänen für ein römisches Mittelmeer entgegenzutreten. Dieses Schreckgespenst trug schließlich zu einer beinahe paranoiden Stimmung unter den Römern bei. Selbst die bloße Existenz der stark dezimierten Stadt aus dem 2. Jahrhundert v. Chr. schien für das aufstrebende Rom eine ebenso große Bedrohung darzustellen wie sein einst majestätisches Reich für seine bedrängten Großväter.

Natürlich gab es zwischen der punischen und der römischen Kultur angeborene Unterschiede, vor allem hinsichtlich ihrer Religionen. Doch die jahrhundertelange Rivalität wuchs größtenteils aus wirtschaftlichen und kommerziellen Streitigkeiten. Die hellenische Kultur war ein halbes Jahrtausend lang vom von den Phöniziern gegründeten Karthago absorbiert worden. Zur Zeit des Ersten Punischen Krieges konnten Rom und Karthago auf ein reiches gemeinsames hellenisches Erbe zurückgreifen, von ausgefeilter Agronomie über Militärpraktiken bis hin zur Literatur.

Die Belagerung Karthagos wurde also von beiden Seiten nicht als dritter punischer Krieg in einer endlosen Reihe von Konflikten betrachtet. Vielmehr wurde von Anfang an stillschweigend vereinbart, dass die Belagerung der letzte römisch-karthagische Krieg sein würde. Karthago übernahm von 1939 bis 1945 die Rolle Deutschlands, als die Alliierten schließlich beschlossen, dass nach 1870–1871 und 1914–1918 ein drittes deutsches „Problem“ durch die Teilung und Besetzung nach dem Krieg sowie die Zerstörung sowohl des preußischen Militarismus als auch des Nationalsozialismus endgültig gelöst werden würde.

Mehmet II. wiederum eroberte Konstantinopel, weil die ausgehöhlten Verteidigungsanlagen im Jahr 1453 darauf hindeuteten. Die Infrastruktur, der Reichtum, die Lage und die Verteidigungsanlagen der Stadt machten sie zur idealen Hauptstadt eines aufstrebenden Osmanischen Reiches, das bereit für eine weitere Expansion nach Westen war. Die Enteignung der Hagia Sophia der Ungläubigen als Moschee war für die osmanischen Muslime selbstverständlich; sie betrachteten das Christentum als einen alten Rivalen und eine unweigerlich erschöpfte Religion, deren Städte und Monumente angemessen umgestaltet und in den Dienst des Islam

gestellt werden mussten. Im Gegensatz dazu wäre es für Cortés unmöglich gewesen, die blutgetränkten Schreine des Templo Mayor zu retten und seine Pyramiden in katholische Monumente zu verwandeln.

Cortés hatte nur zwei Jahre Erfahrung mit den Mexica. Anders als in unseren früheren Fällen war die letzte Belagerung nicht Teil eines Jahrzehnte, geschweige denn Jahrhunderte andauernden erbitterten spanisch-aztekischen Machtkampfes. Ein weiterer letzter und besonders wichtiger Faktor bei seiner Entscheidung war der Hass seiner überaus wichtigen Verbündeten auf die Azteken. Viele von Tenochtitláns Nachbarn verachteten das Aztekenreich mehr als die spanischen Neuankömmlinge. Noch weniger bestand bei den Einheimischen der Wunsch, einen Kreuzzug für panmexikanische Freiheit und dauerhafte Autonomie von einem bekannten spanischen Herrscher anzuführen.

Wie im Codex Florentino festgehalten, empfanden die meisten aztekischen Untertanen dasselbe wie die Nahuatl von Teocalhueyacan, die angeblich „Cortés sagten, die Mexica seien unmenschlich und unterdrückerisch … Sie beschwerten sich auch beim Kapitän über die schlechte Behandlung, die Montezuma und die Mexica ihnen angetan hatten, indem sie ihnen hohe Tribute und große Leiden aufbürdeten, und sie sagten ihnen, dass sie sie noch schlechter behandeln würden, wenn sie sie verließen, weil die Mexica grausam und unmenschlich seien.“ Cortés’ einheimische Verbündete erkannten bald, dass zwar kein unterworfener Staat in der Vergangenheit auch nur die geringste Chance gehabt hatte, Tenochtitlán zu stürmen, Hernán Cortés jedoch ganz sicher eine Chance hatte. Somit bot sein seltsames Auftauchen eine einmalige Gelegenheit, die sich vielleicht nicht wiederholen würde.[67]

Cortés erhielt weder vom Gouverneur Kubas noch von der spanischen Krone Anweisungen über das Schicksal Tenochtitláns. Er handelte instinktiv. Er richtete seine Politik nach den Wünschen und Forderungen seiner eigenen Männer und seiner einheimischen Verbündeten. Tatsächlich lieferten seine Ad-hoc-Anweisungen später seinen Feinden und Rivalen Futter, die ihn des größenwahnsinnigen Gehorsamsverweigerungs und des Verrats an der spanischen Krone beschuldigten. Selbst als er große Teile Mexikos dem spanischen König übergab, wurde er von seinen Kritikern verfolgt, und zwar, wie sie

behaupteten, wegen seiner grundlosen Grausamkeit gegenüber der indigenen Bevölkerung, seiner persönlichen Machtgier und seiner angeblich unnötigen Zerstörung Tenochtitláns, eines potenziellen spanischen Aktivpostens.

Cortés versuchte nicht, die Stadt zu zerstören, nur um den unterworfenen Aztekenstaaten zu signalisieren, dass das Schicksal Tenochtitláns ihre eigene Strafe für ihren Widerstand sein würde, obwohl ein solches Schauspiel natürlich nicht ohne Vorteile für die Festigung der spanischen Kontrolle über Mexiko war. Stattdessen vermutete Cortés vielleicht nach der Noche Triste, dass er keine friedlichen Mittel finden konnte, um dem Aztekenreich das abzuringen, was er zunächst für große Reichtümer gehalten hatte. Die Goldschätze der fliehenden Spanier waren während der Noche Triste im See verloren gegangen. Nie wieder würden die Spanier etwas Vergleichbares von ihren Gastgebern erhalten.

Strategisch gesehen konnten die Spanier Mexiko nie vollständig kolonisieren und ausbeuten, solange ein rivalisierendes und mächtiges imperiales System mit Sitz in Tenochtitlán existierte. Diese Tatsache war dem einsichtigen Cuauhtémoc, dem zweiten Nachfolger von Montezuma II., sofort bewusst und er mobilisierte den Widerstand der Azteken auf eine Weise, wie es Montezuma II. nicht getan hatte. Als die bedrängten Azteken ihre Verteidigungsstrategie auf Straßenkämpfe und Hinterhalte zwischen ihren Häusern und Denkmälern umstellten, bestätigten sich Cortés' Vermutungen, wie er später an seinen König schrieb, dass es keine Möglichkeit gab, das imperiale System auszurotten, ohne die Infrastruktur der Azteken niederzureißen.

Solche revidierten Entscheidungen sind in der gesamten Militärgeschichte üblich. Gegen Ende des Zweiten Weltkriegs beschlossen General Curtis LeMay vom US Army Air Corps und das amerikanische B-29-Bomberkommando, dass die einzige Möglichkeit, Japans verstreute Industrie, die tief in den kleinen Stadtteilen Tokios verwurzelt war, zu zerstören, darin bestand, die Stadt – und Zehntausende von Menschen, die dort arbeiteten – in Brand zu stecken. LeMays ursprünglicher Auftrag, ausschließlich industrielle Ziele mit

hochexplosiven Präzisionsbombardements anzugreifen, wurde schnell als zu kostspielig und ineffektiv erachtet.

Als Cortés Mexiko-Stadt als Hauptstadt Spanisch-Mexikos wieder aufbaute, sollte sie als komplettes Gegenteil der aztekischen Ruinen aufragen, mit den Fundamenten von Kirchen auf zerstörten Pyramiden und Priestern in ihnen anstelle von Menschenopfern. In gewissem Sinne tat Cortés in Tenochtitlán das, was eine Reihe islamischer Kalifen in Jerusalem getan hatten, als sie die Al-Aqsa-Moschee auf dem Tempelbergkomplex, dem Standort des zweiten jüdischen Tempels von Herodes dem Großen, bauten, erweiterten und wieder aufbauten.

_____

Haben sich die Azteken über ihr wahrscheinliches Schicksal Illusionen gemacht? Hätten sie ihre Vernichtung vermeiden können, indem sie analog zu Tlaxcala ein Vasall Neuspaniens geworden wären – so wie Theben unter Alexander genauso ruhig hätte bleiben können wie Athen oder Korinth; oder wie Karthago es hätte werden können, wenn es zu einer romanisierten Klientelstadt wie Ephesus degradiert worden wäre, das von seinen hellenistischen Attaliden-Herrschern übernommen und intakt absorbiert worden war?

Die Azteken dachten nicht, dass sie dem Untergang geweiht wären, ebenso wenig wie die Thebaner, Karthager oder jene an den Mauern Konstantinopels. Freilich waren in ihre religiöse Orthodoxie Visionen der Apokalypse eingebettet – bei manchen wurden sie am Vorabend der spanischen Ankunft durch etwa zwei Jahrzehnte gelegentliche seltsame Berichte über weiße, bärtige Krieger an der Küste Mexikos genährt. Diese Vorstellung vom Ende Tenochtitláns war nicht rein abstrakt, da die Azteken in ihrem weiteren Umfeld ständig die allzu realen Ruinen früherer Zivilisationen vor Augen hatten, wie etwa die monumentalen Reliquien der Tolteken, die die Ebenen Zentralmexikos übersäten.

Jede der beiden verfeindeten Mächte befand sich in ihrem goldenen Zeitalter und hatte einen Höhepunkt an Reichtum und Einfluss erreicht, der ernsthafte Rivalen und schon gar keine Anzeichen eines bevorstehenden Niedergangs mehr ausschloss. Die Azteken entschieden

sich, Cortés auf Leben und Tod zu bekämpfen, weil sie nach dem Verlust von Montezuma II. schnell und richtig vermuteten, dass ansonsten bei jeder vorgeschlagenen Einigung eine friedliche Koexistenz unmöglich sei. Im Falle einer Niederlage würden sie mit Sicherheit ihre Religion, ihren Reichtum und ihre Macht sowie ihre Bräuche und Traditionen verlieren.

Wir sollten daher jedoch nicht den Schluss ziehen, dass die Bereitschaft, auf Leben und Tod zu kämpfen, gleichbedeutend mit Todeswunsch sei. Die Azteken gingen verständlicherweise davon aus, die Invasoren besiegen zu können, insbesondere nach der vernichtenden Niederlage und dem Massaker der Spanier während der Noche Triste. In ihren Augen waren sie zahlenmäßig immer noch im Vorteil, kannten ihr Heimatland gut, hatten erprobte Waffen, wilde Krieger, jede Menge Verbündete und ein religiöses Mandat, da sie den Gelüsten ihrer hungrigen Götter sklavisch nachkamen. Genauer gesagt: Während die Azteken vielleicht davon ausgingen, dass in den fernen, finsteren Orten, aus denen Cortés kam, noch Zehntausende weitere Konquistadoren lebten, die alle in der Lage waren, ihr Reich zu erreichen, kamen sie zu dem Schluss, dass ihre beste Überlebenschance darin bestand, Cortés' winzige Vorhut zu vernichten, bevor seine Nachfolger in weitaus größerer Zahl und Stärke eintrafen. Dies sollte auch eine Warnung für künftige Konquistadoren sein, sich fernzuhalten.

Zugegeben, es gab wahrscheinlich einige aztekische Beamte – wie schon in Theben, Karthago und Konstantinopel –, die voraussahen, dass der Widerstand ihrer Städte ihre kollektive Auslöschung sicherstellen würde; also versuchten sie, ihre Anführer zu überreden, Bedingungen zuzustimmen, wie demütigend und unterwürfig diese auch sein mochten. Spanische Aufzeichnungen erwähnen gelegentlich inoffizielle Friedensfühler aus unsicheren aztekischen Quellen. Aber wir haben keine Aufzeichnungen darüber, dass ein solcher aztekischer Anführer ernsthaft angeboten hätte, sich zu ergeben, um Tenochtitlán zu retten, zumindest nicht, bis die Stadt bereits größtenteils umzingelt und zur Hälfte zerstört war – trotz ständiger Überläufer von Gruppen kranker, hungernder oder obdachloser Azteken, die versuchten, aus der Stadt zu fliehen, bevor sie endgültig zerstört wurde.

Die Vernichtung der Azteken war nicht allein auf Fehlkalkulation und Naivität zurückzuführen. Ihr Ende war auch das Ergebnis einer begründeten und empirischen Entscheidung zum Widerstand mit echten Hoffnungen auf einen Sieg. Die aztekische Strategie der Tiefenverteidigung beruhte auf konzentrischen Ringen verbündeten Widerstands. Tributpflichtige Städte würden Cortés' Vormarsch in Richtung Hauptstadt abschwächen und sicherstellen, dass seine Streitkräfte bis zu ihrer Ankunft in Tenochtitlán kontinuierlich geschwächt wären. Dieser Plan erwies sich schließlich als vergeblich, als die Spanier mit ihrer Flotte zum Texcoco-See fuhren, als Cortés begann, die meisten der aztekischen Verbündeten auf seine Seite zu ziehen, als er die Stadt von Wasser und Lebensmitteln abschnitt, als er die Pocken ihr Werk tun ließ und als er begann, Tenochtitlán systematisch Block für Block zu zerstören. Doch bis zu den letzten Wochen ihrer Existenz hätten die Azteken nicht damit gerechnet, dass ihre Stadt bald ausgelöscht werden würde; und so erwogen sie auch nie ernsthafte diplomatische Mittel, um diese zu verhindern, da sie gleichbedeutend mit kollektiver Sklaverei war.

Da Cortés' Armee überwiegend aus Eingeborenen bestand und das Aztekenreich aus der Unterwerfung der umliegenden Nahua hervorgegangen war, hatten die Azteken guten Grund zu der Annahme, dass die wenigen Spanier trotz ihrer Pferde und technologischen Vorteile kein anderes Ergebnis erzielen würden als die früheren Niederlagen von Tenochtitláns Feinden.

Die Annahmen der Azteken waren jedoch aus mehreren Gründen katastrophal falsch. Wenn ein Teil der Macht der Azteken auf der Angst ihrer Nahua-Rivalen vor der systematischen Institutionalisierung von Massenopfern beruhte, so haben die Azteken die Auswirkungen ihrer blutigen Praktiken auf die Spanier völlig falsch eingeschätzt. Während spanische Zeitgenossen die grausamen Bilder der Opferung ihrer Mitkonquistadoren dokumentierten, war die unheimliche Wirkung ebenso wahrscheinlich, dass sie Wut wie Angst oder vielmehr eine verzweifelte, von Rachegelüsten angetriebene Wut auslöste. Jedes Mal, wenn ein Kader Spanier öffentlich geopfert wurde, wurde Cortés von

seinen Männern daran erinnert, dass eine solche Todesmaschinerie vernichtet und nicht kompromittiert werden müsse.

Auch hatten die Azteken nie die Gelegenheit, technologische Parität zu erreichen. Obwohl sie nach der Noche Triste gelegentlich Erfolg hatten, indem sie Lanzen mit erbeuteten Toledo-Klingen einsetzten, gab es nie genug solcher angeeigneter Schwerter, Armbrüste oder Lanzen, um im Kampf einen Unterschied zu machen. Und sie erbeuteten ganz sicher keine spanischen Waffen und beherrschten die wenigen, die ihnen in die Hände fielen, auch nicht im Geringsten, wie es die Inkas später erlebten. Letztere lernten im Laufe eines viel längeren, vierzig Jahre dauernden Widerstands manchmal, spanische Pferde zu reiten, und waren gelegentlich mit erbeutetem Toledo-Stahl ausgerüstet. Die Belagerung von Tenochtitlán, wenn man sie überhaupt als Belagerung bezeichnen kann, ist eines der besten Beispiele in der Geschichte, bei dem die technologische Ungleichheit zwischen Angreifer und Angegriffenem die gesamte Schlacht kennzeichnete.[68]

Solange die Todeshäuser auf dem Templo Mayor standen, versuchten die todbringenden aztekischen Krieger in den letzten Gefechten immer noch, Konquistadoren zu erschlagen und zu betäuben, anstatt sie einfach zu töten. Tatsächlich war es bei einer der letzten Schlachten in der Nähe des Sees von Xochimilco, dass die Mexica Cortés selbst aus dem Sattel warf und umzingelte. Hätten sie solche Versuche, ihn gefangen zu nehmen und zu fesseln, eingestellt und ihn einfach auf der Stelle getötet, wäre Cortés umgekommen und die spanischen Belagerer wären führerlos geworden. Stattdessen glaubten die Mexica weiterhin, dass ihre Götter, wenn sie spanisches Blut tranken, das tun könnten, was ihre eigenen Obsidianklingen nicht vermochten.

———

Das Ausmaß an Tod und Zerstörung bei der Belagerung von Tenochtitlán lädt zu vielen Vergleichen ein. Ein Beispiel ist die Schlacht von Verdun (21. Februar 1916–18. Dezember 1916), bei der im Verlauf von etwa zehn Monaten etwa 300.000 Menschen starben – eine Zahl, die mit den Todesopfern der Azteken, Tlaxcalaner, Spanier und anderer

Eingeborener in den letzten dreizehn Monaten des nahezu ununterbrochenen Krieges vergleichbar ist. Doch anders als die Toten des Ersten Weltkriegs, die größtenteils durch Artillerie, Maschinengewehre und Krankheiten umkamen, wurden die meisten Eingeborenen und Spanier, abgesehen von den Opfern der Pocken und anderer Epidemien, nur durch Handwaffen getötet, was auf eine Wahnsinnswut schließen lässt, die in der Neuzeit ihresgleichen sucht.

Es gibt keine genauen Zahlen über die einheimischen Todesopfer bei der Zerstörung Tenochtitláns durch die Spanier, zumindest nicht für die Zeit zwischen der spanischen Landung an der mexikanischen Küste Ende März 1519 und dem endgültigen Ende Tenochtitláns, als der trotzige letzte Aztekenkaiser Cuauhtémoc und seine Resttruppen am 13. August 1521 die Stadt kapitulierten, die größtenteils nur noch in Trümmern lag. Zwischen 200.000 und 400.000 Stadtbewohner waren nun obdachlos oder tot. Man schätzt, dass während des zweijährigen Krieges mindestens 200.000 aztekische Krieger, Zivilisten und Verbündete direkt umgekommen sind.

Viele wurden natürlich von den Tlaxcalanern und Spaniens anderen indigenen Verbündeten geopfert und gegessen. Francisco Gómara bemerkte später: „Cortés flehte seine indianischen Herren an, diese armen Teufel die sich selbst ergeben hatten, nicht zu töten; aber die Versuchung war zu groß und etwa 15.000 wurden getötet und geopfert.“[69]

Die Idee, ein Azteke zu sein, verschwand mit der Stadt, als die Überlebenden ihre Kultur, Religion und schließlich sogar den größten Teil ihrer Sprache verloren. Die Mehrheit der Überlebenden verschmolz mit der indigenen und schließlich mestizischen Bevölkerung. Achtzig Jahre nach dem Fall von Tenochtitlán hatten viele der überlebenden alten aztekischen Königs- und Adelsfamilien längst spanische Namen und Ehren- und Bürokratiepositionen erhalten, um die indigene Bevölkerung zu beaufsichtigen. Doch die meisten wussten kaum etwas über die Welt ihrer längst verstorbenen Großeltern, auch wenn sie noch immer ein vages Gefühl hatten, dass ihre Vorfahren einst majestätisch und imperial gewesen waren.[70]

Aufgrund der materiellen Pracht und Komplexität der aztekischen Zivilisation ist es für die heutige mexikanische Bevölkerung und ihre Diaspora häufig üblich, direkte Nachkommen von aztekischen Vorfahren zu behaupten. Es ist jedoch viel wahrscheinlicher, dass die einheimische, Nahuatl sprechende Bevölkerung, die das überlebte, was man durchaus als aztekischen Völkermord bezeichnen könnte, die Belagerer von Tenochtitlán waren und nicht die dem Untergang geweihten Bewohner. Ebenso ist die heutige mexikanische Bevölkerung eher mit den siegreichen, überlebenden Verbündeten der Spanier – und als Mestizen mit den siegreichen Spaniern – verwandt, die die Azteken vernichteten, als mit irgendwelchen Überlebenden ihrer Zerstörungen.[71]

Während die Azteken als solche ausgelöscht wurden, überlebte das größere Volk der Nahua. Tatsächlich leben die Nahua bis heute in Zentralmexiko, obwohl fast alle ihre Nachkommen heute Spanisch sprechen und teilweise von Spaniern abstammen. James Lockhart, der wichtigste Historiker der Nahua nach der Eroberung, fasste die darauffolgenden 500 Jahre nach der Aztekenherrschaft als ein dreistufiges Phänomen der kontinuierlichen Assimilation zwischen der kleineren spanischen Oberschicht und den weitaus zahlreicheren Nahua zusammen:

> (1.) eine Generation (1519 bis ca. 1545–50), in der sich trotz großer Revolutionen, Neuorientierungen und Katastrophen wenig an den Konzepten, Techniken oder Organisationsformen der Nahua änderte; (2.) etwa 100 Jahre (ca. 1545–50 bis ca. 1640–50), in denen spanische Elemente jeden Aspekt des Lebens der Nahua durchdrangen, jedoch in begrenztem Umfang und oft als vereinzelte Ergänzungen innerhalb eines relativ unveränderten indigenen Rahmens; und (3) die Zeit danach, die sich bis zur mexikanischen Unabhängigkeit und in vielerlei Hinsicht bis in unsere Zeit erstreckte, in der die Nahuas eine neue Welle spanischer Elemente annahmen, die sich heute oft stärker auf den organisatorischen und technischen Rahmen auswirkten und in einigen Fällen zu einer wahren Verschmelzung der beiden Traditionen führten.[72]

In den folgenden fünfhundert Jahren blieben winzige Inseln ausschließlich Nahuatl sprechender Völker bestehen – im Jahr 2005 etwa 1,5 Millionen unter den 130 Millionen Einwohnern des heutigen Mexiko. Viele, obwohl nominell katholisch, verehren noch immer einige vorspanische Götter, bewahren Bräuche und Traditionen aus der Zeit vor der Eroberung und haben kaum oder gar keine spanischen Vorfahren. Sie bleiben eine Erinnerung daran, dass alles und doch nichts irgendwann ein vollständiges Ende findet.[73]

Während des Krieges starben etwa über zweitausend spanische Konquistadoren. Die große Mehrheit starb an Krankheiten, fiel im Kampf, ertrank während der Noche Triste im See oder wurde in der Schlacht gefangen genommen und später von den Azteken geopfert. Quellen zufolge starben weit über zwanzigtausend Tlaxcalaner, fast ausschließlich Männer, im Kampf. Vielleicht starben auch andere einheimische Verbündete in der gleichen Zahl. Die Zahl der Opfer von Pocken – die wahrscheinlich zuerst von der Narváez-Gruppe nach Mexiko gebracht wurden – oder Darmerkrankungen und anderen eingeführten Krankheitserregern ist nicht bekannt, aber ihre Auswirkungen während der eigentlichen Eroberungsjahre wurden möglicherweise oft übertrieben. Niemand kennt die Zahl der Ureinwohner, die in den Jahrzehnten nach dem Fall von Tenochtitlán schließlich an allen importierten Krankheiten starben, aber die Zahl könnte viele Millionen betragen haben.[74]

Obwohl Cortés und seine Nachfolger schließlich viele seiner vor der Eroberung geschlossenen Autonomieabkommen mit seinen einheimischen Verbündeten brachen, rotteten die Spanier sie dennoch nicht auf die Art aus, wie sie es mit der Mehrheit der Azteken getan hatten. Stattdessen betrachteten die Spanier die indigene Bevölkerung als entscheidend für eine neue spanisch-mexikanische Nation mit zahlreichen und oft Zwangsarbeitern, katholischen Untertanen und Reichtum für die Krone. Cortés selbst verließ den See nach der Zerstörung der Stadt nicht. Er war ebenso eifrig dabei, Tenochtitlán durch die Stadt zu ersetzen, die bald die Hauptstadt Neuspaniens (heute Mexiko-Stadt) und der Standort eines spanischen Vizekönigreichs werden sollte, wie er es nur Monate zuvor getan hatte, als er die Stadt

zerstört hatte. Er hatte mehrere Gründe, auf den Ruinen zu bauen. Cortés argumentierte, dass die Azteken den See klugerweise als Knotenpunkt für Handel und Schutz genutzt hatten, und auch wegen der fruchtbaren Ackerflächen, die sich dahinter erstreckten. Einst war der Ort auch von über einer Million Einwohnern von Satellitendörfern umgeben, die reichlich Arbeitskräfte boten. Noch wichtiger war, dass noch mehr Millionen Menschen in Mexiko, ob gut oder schlecht, an die Vorstellung gewöhnt wurden, dass die größte Stadt der Neuen Welt am Standort von Tenochtitlán lag. So fasste Cortés die Gründe für seine Entscheidung in seinem dritten Brief nach der Eroberung zusammen:

> Ich habe überlegt, wo man innerhalb des Seenkreises eine weitere Stadt errichten könnte, denn sie war für die größere Sicherheit und den Frieden all dieser Gegenden notwendig. Da die Stadt [Tenochtitlán] so berühmt war und sich so viel Bedeutung und Berühmtheit erworben hatte, schien es uns gut, sie wieder aufzubauen, denn sie war vollständig zerstört. … In den vier oder fünf Monaten, seit mit dem Wiederaufbau der besagten Stadt [Tenochtitlán] begonnen wurde, ist sie bereits sehr schön, und Eure Majestät können glauben, dass sie mit jedem Tag edler wird, sodass sie vor dem Oberhaupt und der Herrin all dieser Provinzen stand und es von nun an sein wird.[75]

Mit Absicht wollte Cortés die Eingeborenen an die spanische Überlegenheit erinnern – nachdem er Tenochtitlán zerstört hatte, errichtete er an genau derselben Stelle ein neues Stadtzentrum und verwendete dabei viele der Steine der Monumente der alten Stadt wieder. In gewisser Weise verstand Cortés, wie die pyramidenförmigen Gesellschaften der Azteken und ihrer Nachbarn in der Neuen Welt funktionierten. Er versuchte, die besiegten Hierarchien durch seine eigenen zu ersetzen, unter der Prämisse, dass diese eroberten Völker neuen, aber auch ähnlichen Befehlen von oben aus dem Gebiet ihrer ehemaligen Herren ausgesetzt sein würden.

Die neue Stadt, die folgte, übertraf bald sogar die Erwartungen der siegreichen Spanier. Ein Gitternetz wurde über die ehemaligen unregelmäßigen Blöcke von Tenochtitlán gelegt, während das alte aztekische Zentrum der Stadt zum Hauptplatz des aufstrebenden Mexiko-Stadt wurde. Auf den Ruinen des Templo Mayor erhob sich die Kathedrale des Heiligen Franziskus, deren Fundamente aus den zerstörten Steinstatuen der alten aztekischen Götter bestanden. Die Spanier bauten in ihrem eigenen Viertel Häuser, die größtenteils aus wiederverwendeten Steinen bestanden, und hießen etwa dreißigtausend Ureinwohner willkommen, in ihrer neuen Stadt zu leben. Es war nicht ganz klar, aus welchen Stämmen die neue indigene Bevölkerung von Mexiko-Stadt bestand. Aber angesichts des Blutbads der Eroberung waren die meisten keine Azteken per se.

Der schnelle Bau der neuen Hauptstadt zog später den Zorn der spanischen Kleriker der Gegenreformation auf sich, die Cortés für das vorherige Abschlachten Unschuldiger kritisierten und außerdem die Ausbeutung Tausender einheimischer Arbeiter anmerkten, die eingesetzt wurden, um das Gelände zu roden und wieder zu nutzen. Es war eine Besonderheit der legalistischen kaiserlichen spanischen Bürokratie, dass eine scheinbar brutale, oft spontane Eroberung durch Regierungserlasse genehmigt und im Nachhinein von einer Armee von Beamten und Inspektoren überprüft werden musste.

Um zu erklären, warum eine so große, komplexe und aufstrebende Stadt so schnell an so wenige fiel, haben wir am Ende der Azteken sowohl wiederkehrende als auch einzelne Ursachen am Werk gesehen. Doch die spanische Eroberung war auch ein völlig asymmetrischer Krieg, anders als alle zuvor diskutierten. Es prallten nicht nur völlig unterschiedliche Zivilisationen, Religionen, Kulturen, Technologien, Regierungen, Militärprotokolle, und Zahlen, aufeinander, die den zahlenmäßig weit unterlegenen Spaniern zugutekamen, sondern auch von Natur aus gegensätzliche Mentalitäten. Die Spanier und die Azteken hatten nicht nur unterschiedliche Vorstellungen vom Zustand der Menschheit, sondern ihre Denkweisen waren füreinander unergründlich und letztlich völlig unvereinbar.

Wir sehen in diesem Kapitel aber auch ein wiederkehrendes, universell menschliches Thema über Zeit und Raum hinweg. Die Verdammten, die am Rande der Zerstörung der Zivilisation stehen, haben eine Haltung, die teils aus Arroganz und teils aus Naivität geboren ist und die man vielleicht am besten mit „Das kann uns nicht passieren“ zusammenfassen kann.

EPILOG

WIE DAS UNVORSTELLBARE ZUM UNVERMEIDLICHEN WIRD

> Jetzt ist dort, wo einst Troja war, ein Getreidefeld, und die Erde, von der Sense zerteilt und reich an Phrygischem Blut, ist reich geworden. Die halb vergrabenen Knochen der Helden werden vom gebogenen Pflug zerfetzt, und Unkraut verdeckt die zerstörten Häuser.
>
> (Iam seges est, ubi Troia fuit resecandaque falce, luxuriat Phrygio sanguine pinguis humus; semisepulta virum curvis feriuntur aratris ossa, ruinosas occulit herba domos.) – **Ovid, Heroides**

Die totale Vernichtung von Kulturen und Zivilisationen ist sicherlich eine treffende Charakterisierung des Schicksals unserer vier Städte und ihrer Umgebung. Vor Alexander war das antike Theben ein einheitlicher Stadtstaat mit einer eigenen, einzigartigen Identität, die tausend Jahre zurückreichte. Dennoch war es nur ein Zehntel so groß wie das späte Karthago oder Tenochtitlán. Auch wenn das klassische Theben in den letzten Jahren seiner Existenz fast so viele Einwohner hatte wie das geschrumpfte Konstantinopel, so war die Fläche Thebens doch nur ein Bruchteil der 3.500 Morgen innerhalb der Mauern der großen byzantinischen Stadt. Seine geringe Größe erklärt viel von seiner leichten Zerstörung.

Die Thebaner hatten vor 335 v. Chr. zehn Jahrhunderte lang in der Stadt gelebt, sicherlich seit der mykenischen Zeit. Nach Alexanders Zerstörung sollten sie dies nie wieder tun. Die Makedonier töteten oder versklavten die Bevölkerung. Der größte Teil der Stadt wurde dem Erdboden gleichgemacht. Das Theben, das den mythologischen Stoff für

die Tragödien von Ödipus, Antigone und Pentheus von Äschyleus, Sophokles und Euripides geliefert hatte, war für immer verschwunden.

Diejenigen, die den Ort wieder besiedelten, waren möglicherweise größtenteils griechische Böoten, die sich in Dialekt und Ethnizität ziemlich ähnelten. Doch weder sie noch andere kannten sie als die ursprünglichen Thebaner, die sich ein Jahrtausend lang als eigenständiges griechisches Volk mit einem bestimmten Ort definiert hatten. Die darauf folgende Wiedergründung der Stadt brachte ein neues griechisches Volk ohne Verbindung zur Vergangenheit. Es sollte keine böotische Föderation mehr geben, die mit ihrer Hauptstadt im klassischen Theben verankert war.

Mehr noch, die Zerstörung Thebens markierte auch das weitere Ende der unabhängigen klassischen Poleis und das Finale des goldenen Zeitalters Griechenlands. Es wurde also mehr als nur ein Stadtstaat zerstört. In einem sehr realen Sinne endete eine ganze Lebensweise, die auf autonomer Selbstverwaltung beruhte, als Alexander die Tore Thebens betrat, es auslöschte und es als panhellenisches Modell dessen anbot, was mit jedem griechischen Stadtstaat geschehen würde, der von seiner alten Unabhängigkeit träumte.[1]

In ähnlicher Weise blieben Spuren der punischen Sprache nach der Zerstörung Karthagos über sechshundert Jahre lang in vielen Regionen Nordafrikas erhalten, insbesondere in ländlichen Gebieten. Doch die Vorstellung einer punischen Mittelmeerzivilisation jenseits Nordafrikas oder gar karthagischer Stadtgebiete darin – mit einer einheitlichen Religion, einem nationalen Charakter und einer gemeinsamen nationalen Vergangenheit – war vorbei, selbst als das römische Karthago ein Jahrhundert später zur zweitgrößten Stadt des Römischen Reiches im Westen heranwuchs.

Einige Griechen, die das Massaker und die Versklavung Konstantinopels überlebt hatten, lebten weiterhin als untergeordnete christliche Untertanen oder islamische Konvertiten oder als Sklaven im neuen Konstantinopel. Diese neue Stadt stellte die majestätischen religiösen und staatlichen Monumente Konstantinopels sowie seine Sprache, Gesetze und Bräuche in den Dienst des Islam, der türkischen Kultur und des Osmanischen Reiches. Es blieben verstreute

Bevölkerungen griechisch sprechender orthodoxer Völker in Kleinasien, zumindest bis zur Zerstörung Smyrnas im Jahr 1922, dem Massaker oder der Vertreibung fast der gesamten verbliebenen griechischen Bevölkerung und dem letzten Bevölkerungsaustausch zwischen Griechen und Türken im Jahr 1923. Doch die Vorstellung einer geschlossenen byzantinischen Zivilisation, die außerhalb Griechenlands und seiner Inseln eine hellenische und romanisierte Kultur etabliert hätte, war in Kleinasien bereits 1453 und auf dem griechischen Festland bereits 1460 verschwunden.

Heute gibt es in Zentral- und Südmexiko und Teilen Mittelamerikas einige Mexikaner, die Abwandlungen des Nahuatl besser sprechen als Spanisch. Es gibt Millionen von Ureinwohnern, die als Christen und Bürger Mexikos die rudimentären Bräuche ihrer Vorfahren bewahren, die in oder um Tenochtitlán lebten. Dennoch gab es nach 1521 keine nennenswerte aztekische Zivilisation mehr, zumindest nicht in der Form, wie sie in der Vergangenheit existiert hatte. Ihre unabhängigen Kaiser, ihre formelle Religion, ihre Tempel und ihre Bräuche des Kannibalismus, der Menschenopfer und der Polygamie waren so gut wie ausgelöscht. Aztekische Kleidung, Waffen und sogar die Ernährung wurden von einer neuen Mestizenkultur absorbiert. Es gab nie wieder eine aztekische Nationalidentität, obwohl, wie in Kapitel 4 erwähnt, die Vorstellung einer aztekischen Vergangenheit noch immer ein sehr romantischer Teil der modernen mexikanischen Identität ist.

Kurz gesagt: Wenn ein Grieche im Jahr 200 v. Chr. sagte: „Ich lebe im alten Theben“, oder ein Einwohner im Jahr 100 v. Chr. verkündete: „Ich bin ein Bürger des punischen Karthago“, oder ein Griechischsprachiger im Jahr 1500 behauptete: „Ich bin ein Einwohner des griechischen Konstantinopels“, oder jemand im Jahr 1600 verkündete: „Ich wohne im Mexiko-Stadt der Azteken“, dann wurde er oder sie entweder als völlig verrückt angesehen oder in Wirklichkeit als böotischer Untertan eines hellenistischen Königs, römischer Bürger in Nordafrika, Ausländer zweiter Klasse, Sklave in einer islamischen Stadt der Türken oder indigener oder gemischtrassiger Einwohner des spanischen Mexiko-Stadt interpretiert.

Selbst Jahrhunderte nach der Auslöschung dieser Zivilisationen blieben ihre Schicksale in der Populärkultur verewigt. In Musik und Poesie beklagten Endzeitanspielungen den Untergang dieser einst mächtigen und majestätischen untergegangenen Staaten. Manchmal warnten gemeinsame Themen, dass selbst die Mächtigen dem wankelmütigen Schicksal nicht entkommen konnten. Manchmal war die Botschaft eine göttliche Rache für Arroganz. Aber häufiger beklagten Lieder und Gedichte einfach den Verlust besiegter Zivilisationen, die nicht verdient hatten, was ihre moralisch Unterlegenen ihnen zugefügt hatten.

Das Thema eines „karthagischen Friedens“ – die unnötige Vernichtung eines bereits besiegten punischen Feindes, mit Andeutungen des späteren Schicksals des Siegers – war in der westlichen Poesie und Prosa von Vergil bis T. S. Eliot und W. H. Auden weit verbreitet. Im Fall des Endes vom Oströmischen Reich beklagten rituelle griechische Klagelieder die daraus resultierenden Kosten für die hellenische und christliche Zivilisation. Konstantin Kavafis‘ Gedicht „Captured“ aus dem Jahr 1921 endet mit „Lasst es gelesen werden, lasst es betrauert werden, lasst euer Herz brechen. / Wehe uns, ach, für uns wurde Rumänien erobert.“ W. B. Yeats’ ebenso berühmtes Gedicht „Sailing to Byzantium“ beschreibt die spirituelle Unsterblichkeit in einem alternden Körper, indem es diesen paradoxen menschlichen Zustand mit der unsterblichen mystischen Majestät von Ostrom vergleicht, die trotz des damaligen Zustands von Konstantinopel fortbestand.

> Ein alter Mann ist nur ein armseliges Ding, ein zerfetzter Mantel auf einem Stock, es sei denn,
>
> die Seele klatscht in die Hände und singt, und singt lauter für jeden Fetzen in ihrem sterblichen Kleid, …
>
> Und deshalb bin ich über die Meere gesegelt und in die heilige Stadt Byzanz gekommen.

Und dort in Byzanz bleibt die unsterbliche Erinnerung an den einst großen Ort:

> Oder auf einem goldenen Ast sitzend, um den Herren und Damen von Byzanz zu singen
> von dem, was vergangen ist, was vorübergeht oder was kommen wird.

Zeitgenössische rituelle Klagelieder der Azteken begründeten eine lange Gattung des Mitleids über das Ende von Tenochtitlán. Ein Gedicht der Mexica endet: „Tränen strömen, Tränen regnen dort in Tlatelolco. Die mexikanischen Frauen sind in die Lagune gegangen. So ist es wirklich. Also gehen alle. Und wohin, Kameraden? Es ist wahr. Sie verlassen die Stadt Mexiko. Der Rauch steigt auf, der Dunst breitet sich aus."

In der modernen Zeit ist das Schicksal der Azteken nach wie vor ein beliebtes Thema der Poesie, und nirgendwo mehr als in den Werken von William Carlos Williams. In seiner Sammlung In the American Grain betrauerte Williams das Ende Mesoamerikas: „Das Land! Spüren Sie es nicht? Bringt es Sie nicht dazu, hinauszugehen und tote Indianer behutsam aus ihren Gräbern zu heben, um ihnen – als müsste es sogar an ihren Leichen haften – etwas Authentizität zu stehlen." Und in einem langen Prosagedicht, „Die Zerstörung von Tenochtitlan", romantisierte Williams das Ende von Montezuma: „Er hatte alles getan, was er konnte, und wurde geschlagen. Er legte seine Hand auf den Griff von Cortez' Dolch und bat den Spanier, ihn zu ziehen und ihm ins Herz zu stoßen. Cortez lehnte ab. Später versuchte der Eroberer, die Stadt wieder aufzubauen. Viva quien vence!" („Lang lebe der Sieger!") 2

Obwohl unsere Wahl dieser vier Zerstörungen teilweise auf ihre historische Bedeutung zurückzuführen ist, ist es ansonsten ziemlich schwierig, ein jüngeres Beispiel einer bedeutenden politischen und kulturellen Vernichtung nach dem Ende der Azteken und Inkas zu

finden. Es gibt beispielsweise kein Sowjetrussland mehr, aber das russische Volk, die russische Sprache und Kultur leben unter der autokratischen Russischen Föderation weiter.

Sogar indigene Völker wie die Apachen oder Zulu, die vernichtend besiegt und stark und absichtlich dezimiert wurden, überlebten, obwohl ihre Sprache, Kultur und Bevölkerung der Kontrolle einer Eroberungsmacht unterworfen waren. Dennoch gibt es heute sowohl eine politisch anerkannte Zulu-Gemeinschaft als auch politische Stammeseinheiten der amerikanischen Ureinwohner, erstere in Südafrika, letztere in den Vereinigten Staaten.

Sogar eine jüngere Parallele zur Auslöschung „Preußens“ und des „Preußentums“ in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts ist nicht ganz mit den Schicksalen der in diesen Kapiteln Verurteilten vergleichbar. Preußen war sowohl vor als auch nach der Gründung der deutschen Nation von etwa 1850 bis 1918 die dominierende Kraft in Europa. Einst ein kleiner, peripherer Staat des 15. Jahrhunderts, der vom Deutschen Orden gegründet und regiert wurde, kämpfte Preußen um Unabhängigkeit gegen die mächtigeren Polen, Schweden und Litauen. Eine Reihe kompetenter Herrscher brachte Preußen bald dazu, fast das gesamte Gebiet von Belgien bis Vilnius zu kontrollieren.

Ein preußischer Staatsmann von machiavellistischem Genie, Otto von Bismarck (1815–1898), schuf dann die Grundlagen des Deutschen Reiches. In gewisser Weise war seine Schöpfung Großpreußen unter einem anderen Namen und wurde von Aristokraten aus dem ehemaligen und inzwischen nicht mehr existierenden Gebiet Altpreußens mit seinem charakteristischen extremen militaristischen Ethos dominiert. Die Niederlage im Ersten Weltkrieg kostete Deutschland Westpreußen, und die Zerstörung Deutschlands im Zweiten Weltkrieg bedeutete das Ende Ostpreußens (des ursprünglichen Staates) sowie seiner historischen Hauptstadt Königsberg.

Der Großteil des Territoriums Altpreußens wurde daraufhin von Deutschen gesäubert. Die Stadt Königsberg wurde fast vollständig zerstört, die Überreste der historischen Burg wurden 1968 auf Befehl von Leonid Breschnew, dem Generalsekretär der Kommunistischen Partei der Sowjetunion, gesprengt. Die Russen und ebenso die

Westalliierten betrachteten die Ereignisse der Niederlage Frankreichs durch Preußen im Jahr 1871, der deutschen Invasion Frankreichs und Russlands im Jahr 1914 und des Nazi-Angriffs auf Polen im Jahr 1939 als ein anhaltendes „preußisches Problem“. Die Westalliierten beabsichtigten, dass die preußische Kultur, Nomenklatur und Infrastruktur Sühne leisten sollten, indem sie in einem neuen Deutschland verschwanden, das modern, demokratisch, liberal – mit einem Wort, un- oder antipreußisch – sein würde. Aber die Preußen wurden, ganz anders als die in Theben, Karthago, Konstantinopel und Tenochtitlán, in eine verwandte ethnische und politische Einheit aufgenommen. Nazideutschland versuchte, mithilfe der Technologie und industriellen Praktiken des 20. Jahrhunderts das jüdische Volk, seine Religion, Kultur und Identität auszulöschen – und es gelang ihm durch den Holocaust, zwei Drittel aller Juden Europas auszurotten. Da die Juden jedoch nicht auf eine Nation beschränkt blieben, sondern vom Atlantik bis nach Russland – und über ganz Nordamerika, Großbritannien, sein Imperium und den Nahen Osten – verstreut waren und da Deutschland einen Krieg gegen die vereinte Macht des Britischen Empires, Sowjetrusslands und der Vereinigten Staaten nicht gewinnen konnte, scheiterte Hitlers abscheuliche Mission letztlich an der Vernichtung seiner Endlösung.

Zwischen 1915 und 1917 versuchte das zerfallende Osmanische Reich, die über zwei Millionen Menschen umfassende armenische Bevölkerung in Anatolien zu eliminieren. Es mag ihm gelungen sein, die Hälfte der unter osmanischer Kontrolle stehenden Armenier zu vernichten; erst der Zusammenbruch der Mittelmächte vereitelte die Endlösungspläne des zerfallenden Sultanats. Eines der grausamen Paradoxe dieser Holocausts war, dass sie nicht wegen der weltweiten Empörung über solche von der Regierung geplanten Völkermorde endeten, sondern weil Nazideutschland und die Osmanen sich auf der Verliererseite eines Weltkriegs befanden und bald als Regierungen aufhören würden zu existieren, bevor ihre makabren Pläne vollständig verwirklicht werden konnten.

Ein weiterer Grund, warum die vollständige Zerstörung einer Zivilisation im Krieg selten vorkommt, ist, dass es viele Warnungen gibt,

dass ein bevorstehender Krieg eine Niederlage ankündigen kann, und eine Niederlage wiederum die Vernichtung. Infolgedessen entscheiden sich die meisten Städte oder Staaten dafür, unter sogar demütigenden Bedingungen zu kapitulieren, anstatt bis auf den letzten Kopf ausgelöscht zu werden. Im Gegensatz dazu bieten die Vernichtungen unserer vier Städte unheimlich ähnliche Lektionen über Zeit und Raum hinweg über das, was wir das „Melian-Dilemma“ nennen könnten, die schreckliche Wahl zwischen kalkuliertem Überleben und mutiger Ausrottung. Oder anders ausgedrückt: Die Verdammten stehen vor einem ewigen Dilemma: Sie haben die freie Wahl, entweder trotz ihrer wahrscheinlichen Vernichtung weiterzukämpfen oder in garantierter, demütigender Unterwürfigkeit zu überleben.

Außerdem kann das Ende einer Zivilisation sowohl allmählich als auch abrupt erfolgen. Oder um die berühmte Bemerkung des Schriftstellers Ernest Hemingway in Fiesta über den Bankrott zu paraphrasieren, der „erst allmählich und dann plötzlich“ voranschreitet: Das Ende dieser Zivilisationen war die explosive Manifestation eines bereits andauernden, zermürbenden Prozesses. Der Niedergang bedeutete zwar nicht die Auslöschung, begrenzte aber mit Sicherheit die Möglichkeiten, eine Invasion zu überleben. Am besten lässt er sich als allmähliche Schwächung der Lebensfähigkeit eines Staates definieren, bis kaum mehr als die Hauptstadt selbst und das unmittelbar umliegende Land übrig bleiben.

Es gibt auch eine bestimmte Formel, die immer wieder auftaucht: Alexanders Makedonien war im Aufschwung; das besetzte Theben war im Niedergang. Karthago hatte bis 149 den größten Teil seines Reiches verloren; Rom stand kurz davor, eine Supermacht im Mittelmeerraum zu werden. Innerhalb der Mauern Konstantinopels wuchsen Unkrautfelder; die Osmanen strömten begierig darauf nach Wien. Spanien steuerte auf das goldene Zeitalter unter Karl V. und Philipp II. zu; das relativ junge Aztekenreich begann bereits zu verhärten und in Fraktionen zu zerfallen.

Die Kontrolle der Thebaner über die umliegenden böotischen Stadtstaaten hatte schon lange vor Alexanders letzter makedonischer Belagerung nachgelassen, insbesondere nach der katastrophalen Niederlage der thebanischen und athenischen Streitkräfte drei Jahre

zuvor in der Schlacht von Chaironeia 338 v. Chr. Dieses Debakel ermutigte desillusionierte antithebanische Böoten, mit ihren makedonischen Oberherren ein Dreiecksabkommen gegen die Hauptstadt Theben zu schließen. Als Alexander eintraf, war Theben nicht länger der Schiedsrichter der großen böotischen Konföderation, sondern eine eigenständige Stadt.

Als sich die Krise verschärfte, gingen Thebaner und Makedonier gleichermaßen davon aus, dass es keine präventive Invasion der Thebaner in Makedonien geben würde – zumindest nicht im früheren Stil von Epaminondas' großer Invasion Lakoniens im Jahr 370 v. Chr., die die wiederholten Machtprojektionen Spartas in Böotien beendet hatte. Dementsprechend rechneten thebanische Verbündete und Neutrale klugerweise damit, dass Alexander eher vor den Toren Thebens stehen würde, als dass thebanische Hopliten den makedonischen Palast in Pella umzingeln würden.

Zur Zeit der römischen Invasion Nordafrikas im Jahr 149 v. Chr. war das einstmals riesige karthagische Reich durch ein Jahrhundert römisch-karthagischer Feindseligkeiten auf kaum mehr als Karthago selbst geschrumpft. Würde Karthago zerstört, gäbe es in Spanien keine großen Satellitenstädte mehr, die die punische Zivilisation fortführen könnten, und in Nordafrika nur noch wenige (z. B. Utica). Während etwa 115 Jahren Konflikt und Spannungen mit Rom war Karthago seiner beträchtlichen Pufferstaaten entlang der nordafrikanischen Küste und in Spanien beraubt worden, zusammen mit einer häufigen Präsenz in Sizilien. Während seine europäischen Kolonien in Spanien einst Italien bedrohten und Karthago gleichzeitig eine Verteidigung in der Tiefe boten, waren beim Ausbruch des Dritten Punischen Krieges nur noch die Mauern Karthagos das Bollwerk des Reiches.

1453 herrschte das tausend Jahre alte Byzantinische Reich in Konstantinopel nicht mehr über ein fast kontinentales Reich, das sich einst in seiner größten Ausdehnung von der Nähe Gibraltars bis nach Persien und vom Niltal bis zu den Alpen erstreckt hatte. „Byzanz" war vor der endgültigen Erstürmung der Stadt auf Enklaven rund um Konstantinopel und das Schwarze Meer sowie einige Teile des griechischen Festlands reduziert worden, da Venezianer, Genuesen,

Türken, Franken und Araber sich stritten und ein einstmals gewaltiges byzantinisches Reich verschlangen.

Die meisten Provinzen, die nach der Enthauptung Konstantinopels noch einige Jahre überlebten, wie das byzantinische Despotat Morea mit seiner Hauptstadt Mystras auf der Peloponnes, waren ohnehin schon seit langem halbautonom. Diese verbliebenen Gebiete wurden innerhalb eines Jahrzehnts nach dem Verlust Konstantinopels ausgelöscht. Sicherlich gab es keine Generäle mehr wie Belisar und Narses aus dem 6. Jahrhundert, die den Feinden Byzanz tausend Meilen von Konstantinopel entfernt den Krieg nach Hause gebracht hatten.

Das unbarmherzige Genie von Hernán Cortés bestand nicht nur in seiner systematischen Zerstörung der riesigen Hauptstadt Tenochtitlán. Vielmehr hatte er nach der Noche Triste wichtige Verbündete der Azteken systematisch aus dem Weg geräumt. Solche Überläufer machten es Tenochtitlán fast unmöglich, sich auf Verstärkungen an Menschen und Material zu verlassen, geschweige denn, präventive Expeditionsarmeen auszusenden, um Gehorsam und Widerstand des Kaisers gegen die Ankunft der Spanier zu erzwingen. Im April 1521 war die Eroberung Tenochtitláns gleichbedeutend mit der Zerstörung des Aztekenreichs.

Waren all diese Städte also dem Untergang geweiht, ihr Schicksal angesichts der asymmetrischen Macht der Invasoren und Belagerten vorherbestimmt?

Nicht unbedingt. Die Niederlagen Karthagos in den ersten beiden Punischen Kriegen hatten nicht zur völligen Zerstörung des Reiches geführt, geschweige denn Karthagos selbst. Wie der betagte und oft paranoide Cato nach einem Besuch in Karthago am Vorabend des dritten Krieges bemerkte, schien die Stadt nie wohlhabender gewesen zu sein. Darüber hinaus scheiterten einige der berühmtesten brutalen und asymmetrischen Belagerungen der Geschichte – das antike Syrakus (415–13), Malta (1565), Wien (1683), Gibraltar (1779–83), Leningrad (1941–44).

Konstantinopel und sein Reich waren mehr als zwei Jahrhunderte vor seinem Fall von den fränkischen Freibeutern des abgebrochenen Vierten Kreuzzugs (angeführt von Dandolo, dem 95-jährigen, blinden Dogen

von Venedig) geplündert, besetzt und enteignet worden. Doch obwohl Konstantinopels kaiserliche Herrschaftsgebiete im 13. Jahrhundert unter der sogenannten Frankokratie zum großen Teil an eine Reihe fränkischer und venezianischer Herren aufgeteilt worden waren, hatten die Byzantiner bis zum Ende desselben Jahrhunderts die Macht über ihre Hauptstadt und wichtige Teile Griechenlands zurückgewonnen. Und sie hielten dieses Reich für weitere anderthalb Jahrhunderte.

Mit anderen Worten, es gab genügend Ressourcen für eine stärkere Verteidigung, ganz abgesehen von der erwarteten Hilfe der Millionen westlichen Christen. Eine alternative Geschichte ist plausibel, in der der brillante Genuese Giovanni Giustiniani Longo nicht auf den Mauern verletzt wurde oder nicht befahl, ihn verwundet zu seinen Schiffen zu bringen, und Konstantinopel dann die notwendigen paar Tage durchhielt, die nötig waren, um die Belagerer des Sultans abzuschrecken. Letztere hatten am 29. Mai 1453 die Hoffnung aufgegeben, jemals die massiven Mauern der Stadt zu durchbrechen, und wollten sich unbedingt zurückziehen.

Tenochtitlán war größer als die meisten europäischen Großstädte seiner Zeit. Trotz Cortés' Genie, seiner großen mexikanischen Allianz und seiner überwältigenden technologischen Vorteile bleibt es unbestreitbar, dass Cortés zu keinem Zeitpunkt einen Angriff auf die riesige Stadt mit mehr als 1.500 Konquistadoren organisierte.

Ein Beispiel für das Überleben trotz großer Übermacht: Die Gesamtstärke der erfolgreichen Streitkräfte im Jahr 1565 unter dem Kommando der Malteserritter betrug nie viel mehr als 6.000 Mann. Die riesige osmanische Belagerungsmacht von 40.000 Mann hätte die Festung und mit ihr den gesamten Malteserorden mühelos auslöschen müssen, wenn nicht ihre brillante Führung und ihr fanatischer Widerstand sowie die osmanische Inkompetenz gewesen wären.

Um auf Thukydides' „Melischen Dialog" über eine grausame athenische Invasion eines neutralen Inselstaates im Jahr 416 v. Chr. zurückzukommen: Es ist sogar tragische Ironie vorhanden, wenn die Gesandten der maritimen Angreifer die Hoffnungslosigkeit der Sache der melischen Verteidiger und damit die Sinnlosigkeit ihres Widerstandes belehren. Dieser Rat der athenischen Realisten steht im

Widerspruch zu ihrem eigenen heroischen und erfolgreichen Widerstand gegen eine überwältigende Übermacht bei Salamis während der Perserkriege, etwa 64 Jahre zuvor.

Zusammenfassend lässt sich sagen, dass es ähnliche Szenarien gibt, in denen jede der vier diskutierten Städte durch bedingungslose Kapitulation und Demütigung oder geschickte Diplomatie hätte überleben können. Für Theben bedeutete eine Rückkehr zum unterwürfigen Status anderer griechischer Stadtstaaten, den Makedoniern einige griechische Patrioten und Aufständische auszuliefern – die wahrscheinlich von Alexander dem Großen hingerichtet wurden. Und genau das hatten sie 144 Jahre zuvor getan und damit ihre Stadt vor griechischen Angreifern gerettet, nachdem sie und ihre persischen Verbündeten in der Schlacht von Plataea (479 v. Chr.) gedemütigt worden waren.

Für die Karthager bedeutete die Kapitulation, nachdem sie sich bereit erklärt hatten, alle ihre Waffen abzugeben und ihre Flotte zu verbrennen, die Aufgabe ihrer prächtigen Stadt und die Umsiedlung von der Küste. Das bedeutete, dass fünfhunderttausend Einwohner ihr Leben fortsetzen konnten, jedoch ohne volle Autonomie, ihren früheren Wohlstand oder jegliche Aussicht auf zukünftige Sicherheit.

Für Konstantinopel bedeutete die Kapitulation vor dem Sultan zu Beginn der Belagerung entweder einen verarmten Exodus aus der Stadt oder das Weiterleben in einer muslimischen Stadt als Einwohner dritter Klasse.

Für die Azteken bedeutete die Kapitulation eine physisch intakte Stadt (abzüglich der Pyramiden und Tempel) und Bevölkerung, aber als spanisch kontrollierte Metropole, die ihrer alten Götter und alten Bräuche der Menschenopfer, des Kannibalismus und der Polygamie beraubt war. Ob die Sieger ihre endgültigen Bedingungen eingehalten hätten, ist umstritten; ob die Zielstaaten ihre Unabhängigkeit, Macht und ihren Einfluss gegenüber solchen Mächten außerhalb ihrer Mauern hätten sichern können, ist unwahrscheinlich.

Warum also leisteten diese Zielstaaten Widerstand? Welche allgemeinen strategischen Fehler oder politischen Fehleinschätzungen hatten sie gemeinsam? Und was können wir aus ihren Katastrophen

lernen, wenn man bedenkt, dass die meisten Kriege nicht mit der Zerstörung einer Hauptstadt und der Auslöschung einer Zivilisation enden?

Erstens suchen angegriffene Staaten, die lieber stehen als auf den Knien zu leben, oder die daran zweifeln, dass aggressive Möchtegern-Eroberer sich nach einer Kapitulation an ihre Bedingungen halten werden, natürlich nach Hilfe von außen. Und diese kommt selten, wie wir an den Völkermorden an den Juden und Armeniern im 20. Jahrhundert sehen.

Wie die zum Untergang verurteilten Melier, die sich an die vergebliche Hoffnung („der Tröster der Gefahr“) auf spartanische Hilfe klammerten, reden sich die Gefangenen ein, dass Verbündete oder Freunde gleich hinter dem Horizont warten. Oder zumindest sind sie sicher, dass sie in letzter Minute Hilfe leisten werden. Aber Hilfe für die wahrscheinlich Verdammten – indem man, sozusagen in der grausamen Logik des Vorteils, gutes Geld schlechtem hinterherwirft – ist ein wankelmütiges Unterfangen, selbst im Falle der Hilfe von imperialen Untertanen, Vasallenstaaten oder geschworenen Verbündeten.

Theben wusste vielleicht, dass seine historischen böotischen Rivalen in der Nähe, die Thespianer, Plataeer und Orchomenier, sich unweigerlich Alexander anschließen würden. Aber die Thebaner wurden vielleicht auch zum Aufstand ermutigt, weil sie erwarteten, dass ihre lautstarken Mitaufständischen, die Athener, ihrer Waffengabe eine Armee folgen lassen würden. Das taten sie nicht. Viele in Theben glaubten offenbar auch, dass mit ihnen sympathisierende Stadtstaaten auf der Peloponnes rechtzeitig eintreffen würden. Tatsächlich marschierten diese Retter entweder nicht ein, oder ihre Armeen kehrten um, als ihre Generäle von der Größe und Art der makedonischen Armee Wind bekamen.

Die Möglichkeiten, die Meli Karthago blieb, waren zugegebenermaßen ähnlich begrenzt: Auslöschung oder eine demütigende, entwurzelte Existenz und dauerhafte entwürdigende Unterwürfigkeit gegenüber Rom. Aber ein Teil seiner Hoffnung auf einen erfolgreichen Widerstand beruhte darauf, dass zumindest einige Verbündete, insbesondere die nahe gelegene große Küstenstadt Utica, zu

ihrem historischen Partner standen und den Expeditionstruppen Roms die Einreisehäfen verweigerten.

Die Karthager räumten ein, dass ihre numidischen Feinde unter ihrem betagten König Masinissa versuchen würden, einen Krieg zu beginnen und die Römer nach Afrika auf ihre Seite zu ziehen. Dennoch waren sie irgendwie schockiert, dass nur wenige ihrer einst untergeordneten Staaten und Verbündeten in Nordafrika bereit waren, sich ihnen anzuschließen – zumindest, wenn man die Größe und Absicht der römischen Expeditionsarmee einschätzte.

Eine Zeit lang glaubte das verzweifelte Karthago sogar, dass der Thronprätendent Andriskos römische Vermögenswerte abziehen könnte, indem er einen vierten makedonischen Krieg gegen Rom begann und gewann – insbesondere, nachdem seine Armee eine ganze Legion fast vernichtet und ihren General Publius Juventius Thalna getötet hatte. Aber Makedonien lag weit östlich von Rom. Selbst im Sieg konnte es keine unmittelbare direkte Hilfe leisten. Andriskos‘ Erfolg war ein kurzer Umweg von einer Reihe von vier makedonischen Niederlagen in den vier gescheiterten Makedonischen Kriegen, die mit der vollständigen römischen Absorption Makedoniens endeten.

Am tragischsten waren vielleicht die fruchtlosen byzantinischen Appelle in der gesamten Christenheit, ihr historisches Fenster zum Osten zu retten. Bis ihm die osmanischen Belagerer den Weg abschnitten, klammerte sich Kaiser Konstantin XI. Palaiologos an die Hoffnung, dass der lateinische Westen sich für einen Moment mit dem griechischen Osten in echter, nicht nur vorgeblicher christlicher Einheit vereinigen und eine Flotte an den Bosporus schicken würde.

Doch verzweifelte Bitten aus Konstantinopel an Frankreich und England, die vom Hundertjährigen Krieg erschöpft waren, sowie an die opportunistischen Venezianer wurden so gut wie ignoriert. Am Ende schickte die gesamte westliche Christenheit weniger als zwanzig Schiffe und weniger als fünfzehnhundert Soldaten. Tatsächlich wurden außerhalb der Mauern wahrscheinlich weit mehr Christen in den osmanischen Dienst gepresst als Verteidiger innerhalb. Während das Byzantinische Reich stark dezimiert war, gab es immer noch beträchtliche hellenische Außenposten auf dem griechischen Festland

und entlang des Schwarzen Meeres. Doch alle plädierten darauf, dass ihre eigene Verwundbarkeit es unmöglich machte, der ikonischen Stadt und dem Herzen ihrer Kultur zu helfen.

Ebenso begann Tenochtitlán im Frühsommer 1521 zu begreifen, dass es Hunderttausende Menschen gab, die sich seinen Untergang mehr wünschten als bereit waren, ihn vor den Spaniern zu verteidigen – angesichts der Tatsache, dass er jedes Jahr Tausende Gefangene aus den Städten der umliegenden Täler Mexikos einnahm. Wir sprechen von einem spanischen Sieg, aber in Wahrheit bestand die überwältigende Mehrheit von Cortés siegreicher Armee aus einheimischen Nahua. Die antiaztekischen Nahua sahen in Cortés ein Werkzeug, wenn auch ein ziemlich seltsames und gefährliches Instrument, um ihre früheren und seit langem bestehenden Pläne durchzusetzen. Dass Tenochtitlán zunächst zu glauben schien, dass sein Widerstand gegen die Spanier seine imperialen Untertanen – Verbündete und sogar Feinde – in Solidarität gegen einen religiös, ethnisch und kulturell gegensätzlichen Ausländer mobilisieren würde – offenbarte die Unwissenheit der Azteken darüber, wie sehr sie gehasst worden waren.

In der Regel rechneten die Belagerten vergeblich mit Hilfe, die nur selten kam – insbesondere, wenn man davon ausging, dass sie wahrscheinlich verlieren würden.

Zweitens waren die Belagerten nicht nur naiv in ihrer Erwartung auf Hilfe von außen. Die angegriffenen Staaten vertrauten auch zu sehr auf ihre Befestigungen und verfügten nur über begrenzte Mittel. Sie erkannten zwar die Macht ihrer Feinde an, hielten aber an dem Glauben fest, dass ihre Stadtmauern oder Verteidigungsanlagen im Allgemeinen unbezwingbar waren. Theben mit seinen sieben Toren war eine legendäre Festung. Ihre Mauern waren in der klassischen Zeit verstärkt worden, nachdem die Stadt nach der Schlacht von Plataea (479 v. Chr.) den panhellenischen Belagerern kapituliert hatte.

Die Wälle von Karthago waren ebenfalls berühmt, gut neun Meter dick und zwölf Meter hoch – und an wichtigen Stellen noch höher – und hatten angeblich einen Umfang zwischen 23 und 48 Kilometern. Die Reihe von Mauern, die im Laufe von fast einem Jahrtausend um Konstantinopel errichtet, erweitert und repariert wurden, waren noch

beeindruckender – insgesamt waren sie sogar breiter, dicker und länger als die massiven Befestigungen von Karthago. Und die Inselstadt Tenochtitlán am Texcoco-See galt aufgrund ihrer komplexen Reihe von Dämmen und Zugbrücken als nahezu uneinnehmbar.

In keiner dieser Städte hatte seit Menschengedenken jemals jemand miterlebt, wie ihre Verteidigung durchbrochen wurde. Daher war es eine ganz natürliche Reaktion der Verteidiger, die enormen und tödlichen Kräfte außerhalb der Mauern zu ignorieren und stattdessen Trost in ihren Wällen zu suchen, selbst wenn es bei früheren gescheiterten feindlichen Belagerungen mehr Verteidiger und weniger Angreifer gegeben hatte als während der gegenwärtigen Gefahr.

Die Eingeschlossenen blickten auf ihre eigenen Bastionen und ihre frühere Uneinnehmbarkeit, anstatt die einzigartige und existenzielle Gefahr unterhalb der Mauern realistisch einzuschätzen.

Drittens kämpften alle diese besiegten Zivilisationen vor und während der letzten Schlachten mit Fraktionsbildung und Uneinigkeit. Theben entschied sich erst dann für einen Aufstand gegen Makedonien, nachdem verbannte Aktivisten in die Stadt zurückgekehrt waren und deren Versammlung davon überzeugt hatten, die vorherige Unterwürfigkeit abzulehnen. Dies war ein radikaler Schritt, der möglicherweise nicht die volle Unterstützung der Bürgerschaft genoss.

Hasdrubal Boetharch, der Führer Karthagos, war wegen seiner aufrührerischen Opposition gegen Rom inhaftiert worden. Als er freigelassen und als Verteidiger, den die Stadt brauchte, heiliggesprochen wurde, bewies er, warum er von Anfang an so unbeliebt gewesen war. Während der eigentlichen Belagerung kümmerte er sich manchmal ebenso wenig um seine eigenen Bürger wie um die Römer. Am Ende war er in der Lage, beide hinzurichten.

Konstantinopel fiel teilweise, weil es innerhalb der Mauern fast genauso viel Streit gab wie außerhalb. Einige weit entfernte westliche Christen waren zufrieden damit, die Stadt fallen zu sehen. Die Venezianer und Genuesen auf den Wällen kämpften nicht mit Hilfe ihrer Regierungen, misstrauten einander und waren sich nur in ihrem gemeinsamen westlichen Misstrauen gegenüber ihren griechischen Gastgebern einig.

Die Azteken haben möglicherweise schon zu Beginn des Krieges ihren eigenen Kaiser getötet oder die Tötung zugelassen. Als er vorbei war, hatten drei verschiedene Kaiser – Montezuma II., Cuitláhuac und Cuauhtémoc – die Verteidigung angeführt. Die Grausamkeit der einheimischen Belagerer, die sich den Spaniern anschlossen, ließ sich damit erklären, dass viele ihrer eigenen Bürger zuvor von den Azteken gefesselt und ihnen das Herz herausgerissen worden war.

Frühere Zwietracht war oft der Grund für die Verwundbarkeit der Belagerten und ihren Beitrag zu ihrer Niederlage.

Viertens hatten die Verteidiger keine genauen Informationen über die Belagerungskunst oder die Feldherrenkunst ihrer Feinde und keine realistische Einschätzung ihrer eigenen Unfähigkeit. Der einundzwanzigjährige Alexander der Große hatte der griechischen Welt noch nicht sein ganzes Genie bei der Erstürmung von Städten bewiesen, das sich nur drei Jahre nach der Zerstörung Thebens in Tyrus zeigte. Dort zeigte seine erfolgreiche Einnahme der alten und angeblich uneinnehmbaren Festung die ausgefeilteste Belagerungskunst, die damals in der antiken Welt bekannt war. Im Gegensatz dazu sind Phoenix und Prothytes, die Anführer des thebanischen Aufstands, größtenteils in der Geschichte verloren gegangen, aber nichts deutet darauf hin, dass sie eine inspirierte Erfolgsstrategie entwickelt hatten. Offenbar hatten sie und andere zurückkehrende Exilanten naiv mit einem panhellenischen Aufstand gerechnet, der jedoch im Sande verlief, als bekannt wurde, dass Alexander sich außerhalb Thebens aufhielt.

Die Karthager hatten drei römische Generäle – Manius Manilius, Lucius Marcius Censorinus und Lucius Calpurnius Piso – besiegt und gingen davon aus, dass Scipio Aemilianus ebenso unfähig sein würde. Sie hatten keine Ahnung davon, dass der junge Konsul ein erfahrener Veteran langwieriger römischer Kriege in Spanien und Makedonien und einer der besten Militärs war, die Rom hervorgebracht hatte. Auch über den karthagischen Befehlshaber Hasdrubal Boetharch ist wenig bekannt. Er scheint zeitweise taktisch kompetent gewesen zu sein, da er die Stadt drei Jahre lang erfolgreich gegen eine Reihe konsularischer Armeen verteidigte. Doch die Tatsache, dass ihm seine Kapitulation in letzter Minute einen sicheren Ruhestand auf einem italienischen Bauernhof

einbrachte, lässt darauf schließen, dass die strategische Gesamtausrichtung der Kriegsanstrengungen Karthagos durch seine eigenen persönlichen Pläne und Beschränkungen getrübt war.

Mehmet II. war im Jahr 1453 erst einundzwanzig, doch sein Vater hatte ihm fast ein Jahrzehnt lang militärische und diplomatische Befehle erteilt. Darüber hinaus hatte der Sultan etwa siebzig Belagerungskanonen ins Feld geschickt und eine Armee von Logistikern angeworben, wie man sie in Konstantinopel noch nie gesehen hatte. Konstantin XI. galt als erfolgreicher und erfahrener Kaiser. Er war zweifellos tapfer und der beste byzantinische Adel auf den Mauern. Vielleicht ahnte er voraus, dass die türkischen Angebote, ihm und seinem Volk eine sichere Ausreise auf die Peloponnes zu ermöglichen, bedeutungslos waren, da die Osmanen nur wenige Jahre nach dem Fall Konstantinopels die byzantinische Zivilisation in Griechenland zerstört hatten. Doch seine Unfähigkeit, auf den Mauern mehr als ein Zwanzigstel der Streitkräfte außerhalb der Mauern zu mobilisieren, ist ein Beweis für sein Versagen als Stratege und Diplomat.

Unglücklicherweise für die Azteken war Hernán Cortés nicht nur ein versierter Konquistador mit dem üblichen Ehrgeiz, reich und berühmt zu werden. Er war außerdem einer der brillantesten Militärkommandanten der spanischen Geschichte. Ohne ihn hätten die Konquistadoren die Stadt vielleicht jahrzehntelang nicht eingenommen. Im Gegensatz dazu war der Aztekenkaiser Montezuma II. unentschlossen, schwach und zeitweise wahnhaft. Er war von den Spaniern verwirrt und blieb es auch, und er verpasste Dutzende Gelegenheiten, Cortés‘ kleine Streitkräfte während ihres ersten Besuchs von 1519 bis 1920 zu vernichten. Dass die Stadt 1521 wütenden Widerstand leistete, war größtenteils Montezumas Tod und seiner Ersetzung durch Cuitláhuac und später Cuauhtémoc zuzuschreiben. Hätte einer von beiden 1519 das Kommando gehabt, hätten sie Cortés und seine kleine Truppe vielleicht liquidiert, als sich die Gelegenheit am leichtesten bot.

Die Verteidiger setzen ihre gegenwärtige existenzielle Gefahr selten mit dem militärischen Genie des Feindes gleich, das sie in eine solche Notlage gebracht hat. Ebenso wenig können sie im Vergleich die Mittelmäßigkeit ihrer eigenen Führung richtig einschätzen.

Fünftens hatten die Verteidiger vor ihrer Vernichtung oft eine Art Übereinkunft mit ihren späteren Zerstörern ausgehandelt, von der sie dachten, sie würde Bestand haben. Im modernen Fall der Juden Europas schien es unfassbar, dass ein Volk, das im Ersten Weltkrieg heldenhaft für eine Reihe europäischer Armeen gekämpft hatte und in den meisten großen Hauptstädten Europas zu einer professionellen Elite geworden war, zur Ausrottung bestimmt werden konnte. Derselbe Surrealismus galt für die Armenier. Zwar waren sie wie die Juden Ziel früherer Pogrome gewesen. Aber wie die Juden waren sie zu einer erfolgreichen Minderheit mit beträchtlichen Ressourcen und Einfluss geworden, insbesondere in der Hauptstadt Kostantiniyye (Konstantinopel).

Theben verlor seine Freiheit nicht 335 v. Chr., sondern in der Schlacht von Chaironeia drei Jahre zuvor. Doch wie vielleicht mehr als tausend andere griechische Poleis hatte Theben die Unvermeidlichkeit der makedonischen Macht und Herrschaft über Griechenland akzeptiert. Eine vorherige entnervende Zustimmung machte einen plötzlichen Aufstand weitaus schwieriger. Wie bereits erwähnt, wurde Karthago durch die zunehmenden Angriffe Numidiens und die Weigerung der Römer, Gegenangriffe zuzulassen, in ein Dilemma gebracht, in dem es nur noch verlieren konnte. Doch die Römer hatten Karthago über ein Jahrhundert lang als untergeordneten Vasallenstaat akzeptiert, und die Karthager dachten, dieser Status könne bestehen bleiben.

Die byzantinischen Kaiser unterschätzten die Bedrohung durch Mehmet, zum Teil, weil sie sich im vorangegangenen Jahrhundert daran gewöhnt hatten, ihre Existenz durch die sukzessive Abtretung von Territorien und die Zahlung von Tribut an die Osmanen aufrechtzuerhalten. Sie glaubten offenbar, dass solche Bestechungsversuche und Zugeständnisse dauerhaft durchführbar seien.

Montezuma und viele der verblendeten aztekischen Granden um ihn herum hatten zumindest anfangs geglaubt, Cortés könnte eine Art Superbevollmächtigter sein, der Tribut einfordern, aber die Infrastruktur und Bräuche einer unterwürfigen aztekischen Nation intakt lassen würde.

Oft begriffen die Verteidiger nicht ganz oder wollten es nicht wahrhaben, dass ihre Niederlage gleichbedeutend mit ihrem Verschwinden werden würde, obwohl diese Schlussfolgerung zu Beginn

der Feindseligkeiten gewiss logisch war. Die Thebaner wussten nur zu gut um die makedonische Barbarei im Norden und die Zerstörung des Stadtstaates Olynth. Doch offenbar gingen sie davon aus, dass ihr Status als ikonische griechische Polis, analog zu Athen, Korinth und Sparta, bedeutete, dass Alexander sie erneut besiegen und nicht auslöschen würde.

Karthago könnte davon ausgegangen sein, dass ein weiterer brutaler Scipio die Stadt zwar erobern, aber nicht wirklich zerstören würde (wie er gewarnt hatte), da ihm derartige Ausnahmen bereits nach seinen Niederlagen in zwei früheren Punischen Kriegen gewährt worden waren. Konstantinopel hatte in der Vergangenheit alle möglichen pragmatischen Vereinbarungen mit dem Sultanat getroffen. Von Handelskonzessionen bis hin zur subventionierten Vormundschaft türkischer Anwärter auf den osmanischen Thron – sein Modus Vivendi mit früheren Sultanen hat die Byzantiner möglicherweise dazu verleitet, die existentielle Bedrohung durch den jungen Mehmet II. nicht ernst zu nehmen. Und in der Blumenkriegswelt der Azteken wurde eine Niederlage allgemein als Demütigung, Massenopfer geschlagener Krieger, Tribut, Versklavung und Verlust der Autonomie definiert – aber nicht als Vernichtung.

Die Zielscheibe begriff nie ganz, dass die Verhandlungen und die Diplomatie der Vorkriegszeit, die eine letzte und kurze Atempause ermöglicht hatten, nicht mehr galten, entweder weil sich die Politik der mächtigen Partei geändert hatte oder weil sich die technologischen und organisatorischen Fähigkeiten des Feindes weiterentwickelt hatten.

Sechstens wuchs die Wildheit der Verdammten mit den düstereren Aussichten. Doch solch fanatischer Widerstand garantierte nur die Erbarmungslosigkeit der Besatzung der Sieger. Einer von vielen Gründen, warum Alexander sich entschied, Theben auszulöschen, war dessen frenetische Verteidigung am Vorabend seiner Expedition nach Persien, die ihn fünfhundert seiner Elitetruppen kostete.

Hasdrubal führte nicht nur drei Jahre lang eine wütende Verteidigung Karthagos durch, die Rom Tausende von Legionären kosten könnte. Um die Angreifer einzuschüchtern und seine Verteidiger daran zu erinnern, dass eine Niederlage gleichbedeutend mit der Auslöschung wäre, ließ der karthagische General auch römische Gefangene auf den Mauern der

Stadt vor den Augen der Belagerer hinrichten und verstümmeln. Diese Barbarei bestätigte, dass Rom im Sieg keine Gnade zeigen würde.

Trotz der überwältigenden Streitkräfte der Osmanen und ihrer zerstörerischen Artillerie haben die byzantinischen Verteidiger während der 53-tägigen Belagerung Konstantinopels möglicherweise mehr als zwanzigtausend Angreifer getötet, also vielleicht ein Viertel ihrer Streitkräfte. Und an einem Punkt rächte sich Konstantin XI. für frühere Hinrichtungen der Osmanen, indem er türkische Gefangene auf den Mauern der Stadt enthauptete. In den Augen des Sultans waren seine Verluste unnötig, wenn die Byzantiner das Unvermeidliche einfach akzeptiert hätten, und so sollten sie es ihnen mit gleicher Münze heimzahlen, wenn die Stadt fiel.

Alle zeitgenössischen spanischen Berichte über die Belagerung von Tenochtitlán zeugen von der Angst und Wut über die rituelle Parade gefangener Konquistadoren die Stufen der Großen Pyramide hinauf im Zentrum des Tempels des Templo Mayor. Von den 1.800 Spaniern, die im Kampf starben – an Krankheiten und Wunden und als Gefangene der Azteken – wurden vielleicht 500 oder mehr geopfert, eine Tatsache, die die Spanier letztlich dazu veranlasste, Tenochtitlán auszurotten.

Eine Belagerung und ein Häuserkampf sind außerdem in einem ganz anderen Licht als eine offene Schlacht auf dem Feld, was den Morddurst besonders anregt. Heimlichkeit und Hinterhalte treten zurück, da der Feind eingegrenzt, sichtbar und damit ein leichtes Ziel ist. Die Bevölkerungsdichte ist viel höher, was sicherstellt, dass die Gewalt viel gezielter, tödlicher und effektiver wird.

Je länger die Belagerung dauert, desto mehr eskaliert die Gewalt und desto brutaler werden die Kämpfer, um sie zu beenden. Zivilisten sind nicht mehr von Kämpfern zu unterscheiden. Reichtum und Beute sind stärker auf einem begrenzten Raum konzentriert und werden zu einem zusätzlichen Anreiz, die Stadt zu stürmen. Die Zielpersonen werden auch als letztes Hindernis eines größeren Krieges gesehen, in dem die letzte Investition größerer Gewalt am Zielpunkt nicht nur das Ende von Risiko und Gefahr, sondern auch den lang erwarteten Moment der Belohnung und des Profits sichert – einschließlich der Versklavung, Folter, Vergewaltigung und Ermordung von Zivilisten.

Mit anderen Worten: Wenn die Angegriffenen mit größerer Leidenschaft kämpfen, wenn sie erkennen, dass eine drohende Niederlage gleichbedeutend mit der Auslöschung ist, dann ist auch der Angreifer begeistert von der Tatsache, dass sein Feind nirgendwohin geht, sondern jetzt statisch, sichtbar – und auslöschbar – ist.

Die Anstrengung, einen gefangenen Feind zu zerstören, anstatt ihn nur zu besiegen, sorgt für beispiellose Grausamkeit. Und der Eifer, der notwendig ist, um einer überwältigenden Übermacht zu widerstehen, sorgt schließlich für ein Maß an Gegengewalt, das das Schicksal der Besiegten besiegelt.

Siebtens: Was die Zahlen der Eroberer über tote Feinde erklärt, waren nicht in erster Linie die individuellen Absichten ihrer Anführer, sondern die Größe und Ressourcen ihrer Ziele. Mit anderen Worten, die relative Bevölkerungszahl von Theben, Karthago, Konstantinopel und Tenochtitlán war die wichtigste Variable, die die letztendliche Zahl der Toten und Versklavten ausmachte, nicht die relativen Fähigkeiten, Ressourcen oder Gewalt der Angreifer. Wären Mörder wie Alexander in Tenochtitlán oder Scipio in Konstantinopel gewesen, wäre die Zahl der Toten wahrscheinlich kaum anders ausgefallen.

In diesem Zusammenhang ist eine gewisse Reue vorhersehbar. Nachdem sie ein Massensterben ausgelöst hatten, drückten die Verantwortlichen fast immer im Nachhinein ihren Schock über ihre eigene Brutalität aus oder versuchten eher, sie zu entschuldigen, insbesondere wenn sie entweder sofort oder in Zukunft beabsichtigten, den Ort ihrer Zerstörung erneut zu besetzen oder neu zu besetzen. Mit anderen Worten, was auch immer die ursprüngliche Absicht des belagernden Generals war, im Moment des Sieges verlor er entweder vorhersehbar die Kontrolle über seine Truppen, die die Grenze zwischen Krieg und Mord überschritten, oder behauptete, dies getan zu haben. Solches erklärtes Bedauern fand Resonanz, weil die Zerstörer der Zivilisation so oft selbsternannte Literaten waren.

Alexander, der von Aristoteles unterrichtet wurde, sah sich als Homers Achilles Remake und als Abgesandten des Hellenismus und füllte sein Gefolge mit Philosophen, Dichtern und Historikern. Scipio Aemilianus gründete später einen philhellenischen „Scipionischen Kreis“, zu dem

auch der Komödiendichter Terenz und der Philosoph Panaetius gehörten. Mehmet II. hielt sich für einen Literat, trug eine Bibliothek mit griechischen, lateinischen und persischen Texten zusammen und holte Philosophen, Historiker und Wissenschaftler an seinen Hof. Cortés bezog sich auf das klassische Denken und wurde von vielen Schriftstellern begleitet, unter ihnen der große Memoirenschreiber und Chronist der Eroberung Bernal Díaz del Castillo. Hüten Sie sich vor Mördern, die vorgeben, aufgeklärt zu sein.

Wie unvermeidlich, dass Alexander seine Rächer losließ, um Theben zu zerstören, nur um später das Blutbad zu bereuen, das er angerichtet hatte. Wie typisch, dass Scipio Aemilianus seinen Legionären erlaubte, die Besiegten zu ermorden, nur um sich später daran zu erinnern, dass Roms Zukunft eines Tages Homers Warnung folgen könnte, dass das Schicksal eines besiegten Troja auch das der siegreichen Griechen sein würde. Heuchelte ein plötzlich philosophischer Scipio Reue über das, was er angerichtet hatte? Wie vorhersehbar, dass ein angeblich mit Tränen in den Augen überströmter Mehmet II., nachdem er seinen Osmanen eine Orgie aus Vergewaltigung, Beute und Gemetzel versprochen hatte, bald Reue darüber ausdrücken würde, dass sie getan hatten, was er sichergestellt hatte: „Welche Stadt haben wir der Plünderung und Zerstörung preisgegeben."

Wie banal, dass Hernán Cortés Tenochtitlán systematisch Block für Block zerstörte, sich jedoch machtlos ausgab, als seine tlaxcalanischen Verbündeten Tausende ihrer unbewaffneten zivilen Feinde ermordeten, und dann darauf beharrte, er habe nur das „Venedig" Neuspaniens für die Nachwelt bewahren und verbessern wollen.

Sobald die Sieger freigelassen sind – und das sind sie immer –, drücken ihre Kommandeure im Nachhinein ihr Bedauern über ihre nihilistische Grausamkeit aus, ohne zu spüren, dass sie in Zukunft etwas anders machen würden. Bildung und der Anspruch auf Hochkultur haben die Vergeltung der Eroberer eher gestärkt als eingeschränkt.[3]

———

In unserer instabilen, globalisierten Welt von heute sollten wir all diese Überlegungen im Hinterkopf behalten, die in seltenen Fällen das Undenkbare Wirklichkeit werden lassen. Im Krieg um die Ukraine, der mit der russischen Invasion im Februar 2022 ausbrach, wurde seit seinem Ausbruch beiläufig auf den Einsatz apokalyptischer Waffen hingewiesen, wie man es seit der Kubakrise im Oktober 1962 nicht mehr gehört hat. Im Sommer 2022 deutete Wladimir Putin ständig an, dass sich der Aggressor Russland das Recht vorbehalte, Atomwaffen einzusetzen, wenn ihm die Zerstörung droht. Als Russland in den Monaten nach seiner Invasion zunächst in eine Pattsituation geriet, stellten sich einige prominente Russen offen einen thermonuklearen Krieg vor, um eine Niederlage im Ausland, nicht aber im Inland, zu verhindern. Mehrfach versuchte das nuklear bewaffnete Russland, den Drohnen und Flugzeugen der nuklear geschützten NATO-Staaten entgegenzutreten, während das nuklear bewaffnete China die Reaktion des nuklear bewaffneten Amerikas beobachtete, während es die Vor- und Nachteile einer Invasion Taiwans abwägte.

Seltsamerweise taten die westlichen Nationen, die die Ukraine mit hochentwickelten Waffen im Wert von mehreren Milliarden Dollar ausgestattet haben, während all dieser Spannungen und Bedrohungen solches nukleare Säbelrasseln oft beiläufig als leeres Getöse eines kranken Führers, eines frustrierten und unterlegenen Militärs oder einer im Niedergang befindlichen russischen Nation ab – wenn auch einer, die mit sechzigtausend Atomsprengköpfen bewaffnet ist. Vielleicht missachtete der Westen die Ernsthaftigkeit solcher nuklearen Bedrohungen, weil der Angreifer, Russland, den Himmel über Kiew mit wahllosen Raketen und Bomben überzog und daher sicherlich nicht ernsthaft glauben konnte, dass die Belagerten kein Recht hätten, sich in gleicher Weise zu revanchieren. Oder vielleicht gingen die Amerikaner einfach davon aus, dass die Doktrin der „gegenseitig zugesicherten Zerstörung“ selbst einen Verrückten davon abhalten würde, den Einsatz einer taktischen Atomwaffe in Erwägung zu ziehen.

Doch wie diese Kapitel zeigen, hat das, was moralisch oder logisch ist, nichts mit der Vernichtung zu tun, die darauf folgen kann. Zwischen einem stärkeren Angreifer und einem schwächeren Angegriffenen gelten

die alten melianischen Gesetze: „Die Starken tun, was sie können, und die Schwachen erleiden, was sie müssen.“ Und so gibt es weder Gegenseitigkeit, Verhältnismäßigkeit, Symmetrie noch die „Gesetze des Krieges“.[4]

Wie ein verzweifeltes Theben, Karthago, Konstantinopel oder Tenochtitlán verlässt sich die Ukraine fast ausschließlich auf ihre Verbündeten, um sich vor Russland zu retten. Vielleicht sollte Kiew über sein Schicksal nachdenken, zumal die gut bewaffnete und tapfere Ukraine bis zum Sommer 2023 immer noch etwa einen Soldaten für je zwei von ihren Truppen getötete Russen verloren hat. Russlands offensichtlicher Plan war es, seinen Vorsprung von hundert Millionen Menschen, seine zehnmal größere Wirtschaft und sein dreißigmal größeres Territorium zu nutzen, um die Ukraine in eine Verdun-ähnliche Todeslandschaft zu verwandeln.

Nordkorea ist ein weiterer Krisenherd. Seit dem Erwerb von Atomwaffen im Jahr 2006 und obwohl seine verknöcherte Wirtschaft regelmäßig in Hungersnöte abrutscht, droht Pjöngjang Südkorea, Japan und der Westküste der Vereinigten Staaten mit Atomangriffen. Am Neujahrstag 2018 warnte der nordkoreanische Diktator Kim Jong Un, er könne jede beliebige amerikanische Stadt mit Atomwaffen angreifen – und er habe den Startknopf auf seinem Schreibtisch liegen. Als Reaktion auf solche Drohungen erinnerte der damalige Präsident Donald Trump Kim in einem Tweet fast sofort daran: „Kann ihm bitte jemand aus seinem erschöpften und von Nahrungsmittelknappheit geplagten Regime mitteilen, dass auch ich einen Atomknopf habe, aber er ist viel größer und stärker als seiner, und mein Knopf funktioniert!“[5]

Natürlich nahmen solche nordkoreanischen Atomdrohungen nach der Trump-Regierung bald wieder auf. Im November 2022, als er von der Biden-Regierung wegen ihrer rücksichtslosen Tests von Langstreckenraketen weiter kritisiert wurde, warnte Kim sowohl Südkorea als auch die Vereinigten Staaten, dass sie „den schrecklichsten Preis der Geschichte zahlen würden“. Jede nordkoreanische Invasion des Südens unter der Prämisse, dass Seoul über keine nukleare Abschreckung verfügt, würde die Vereinigten Staaten wahrscheinlich dazu veranlassen, sowohl Pjöngjang als auch seinen Wohltäter Peking

daran zu erinnern, dass Südkorea tatsächlich durch den amerikanischen Atomschirm geschützt ist. Angesichts solcher Serienbedrohungen könnten Südkorea und andere regionale Ziele nordkoreanischer und chinesischer Schikanen wie Australien, Japan und Taiwan außerdem irgendwann zu dem Schluss kommen, dass sie über die Mittel verfügen, recht schnell und effektiv nuklear zu werden. Was China selbst betrifft, das die Vereinigten Staaten oft als ihren Hauptgegner bezeichnet haben, so warnte der chinesische Generalmajor Zhu Chenghu die USA im Jahr 2005: „Wenn die Amerikaner ihre Raketen und ortsgelenkte Munition auf das Zielgebiet auf Chinas Territorium richten, werden wir meiner Meinung nach mit Atomwaffen reagieren müssen." Chenghus Atomdrohungen gegenüber Taiwan wurden seitdem gelegentlich wiederholt. So tauchte im Juli 2021 kurzzeitig ein Propagandavideo der chinesischen Regierung auf, in dem mit der Absicht Chinas geprahlt wurde, Japan mit Atomwaffen anzugreifen, sollte Tokio seine Versprechen bekräftigen, Taiwan vor einer chinesischen Invasion zu schützen.6

Pakistan, ein weiterer potenzieller Krisenherd mit Atomwaffen, drohte Indien im August 2021 erneut, in allzu bekannter pakistanischer Manier, mit einem möglichen Atomkrieg. Der pakistanische Bundesminister Sheikh Rashid ging ausführlich auf das Szenario eines solchen Angriffs ein:

> Wenn Pakistan von Indien angegriffen wird, gibt es keinen Spielraum für einen konventionellen Krieg. Dies wird ein blutiger und nuklearer Krieg. Es wird mit Sicherheit ein Atomkrieg. Wir haben sehr kalkulierte Waffen, die klein und perfekt sind. Unsere Waffen werden muslimische Leben retten und nur bestimmte Regionen treffen. Pakistans Reichweite umfasst jetzt sogar Assam [Indiens Osten]. Pakistan hat in einem konventionellen Krieg keine Wahl; daher weiß Indien, dass es das Ende sein wird, wenn etwas passiert.

Rashid wiederholte lediglich einen weit verbreiteten Albtraum von Atomanalytikern, in dem die stärkere Atommacht ihre Abschreckung zu

ihrem Vorteil in einem konventionellen Konflikt nutzt und so die schwächere Macht davon überzeugt, dass ihre einzige Möglichkeit ein präventiver Erstschlag mit der Bombe ist.[7]

Die akzeptable Hürde, seit der Kubakrise nicht einmal auf den Einsatz von Atomwaffen zu verweisen, wurde sicherlich bis zur Banalität gesenkt. Teilweise ist dies die Ausweitung des Clubs der Atommächte in den letzten sechzig Jahren, die nun China, Indien, Israel, Nordkorea und Pakistan umfasst – wobei viele dieser neuen Atommächte, anders als die kleine Atomfamilie der Vergangenheit, gemeinsame Grenzen haben, aber unterschiedliche Religionen und Ideologien haben. Je mehr die gegenwärtigen Atommächte versprechen, den Einsatz ihrer Arsenale in Erwägung zu ziehen, desto mehr befeuern sie die Verbreitung von Atomwaffen durch ihre bedrohten Nachbarn ohne Atomwaffen. Hätten mehrere umkämpfte Staaten – wie Libyen, Südafrika und die Ukraine – ihre Atomwaffen oder ihre Absicht, sie herzustellen, nicht aufgegeben, hätten wir möglicherweise bereits einen nuklearen Schlagabtausch im Kriegsfall erlebt.

Doch es gibt viele andere Länder und Regionen, die aufgrund ihrer eher begrenzten Territorien, ihrer rauen Nachbarschaften, ihrer mächtigen Feinde, ihrer unzuverlässigen Verbündeten, ihrer geringen Bevölkerungszahl und ihrer Annahme, dass „so etwas hier nicht passieren kann“, ebenso Gefahr laufen, das Schicksal von Theben oder Karthago zu teilen.

Im Jahr 2002 skizzierte der ehemalige iranische Präsident und damalige Vorsitzende des Schlichtungsrates Ali Akbar Hashemi Rafsanjani anlässlich des Al-Quds-Tages ein Szenario, in dem der Erwerb von Atomwaffen Irans Problem des „zionistischen Gebildes“ lösen könnte. Wie das Middle East Media Research Institute berichtete, behauptete Rafsanjani in einer langen Rede, „dass die Muslime den Kolonialismus umzingeln und sie [die Kolonialisten] zwingen müssen, zu erkennen, ob Israel ihnen von Nutzen ist oder nicht. Wenn die islamische Welt eines Tages in den Besitz der Waffen gelangt, die sich derzeit in Israels Besitz befinden [gemeint sind Atomwaffen] – an diesem Tag würde diese Methode globaler Arroganz in eine Sackgasse geraten. Dies liege daran, dass der Einsatz einer Atombombe

in Israel nichts am Boden zurücklassen werde, während er der islamischen Welt nur Schaden zufüge.“[8]

Der frühere Präsident Rafsandschani, einst als „gemäßigter“ iranischer Führer angesehen, soll einmal auch bemerkt haben, Israel sei praktischerweise „ein Ein-Bomben-Land“. Offenbar meinte Rafsandschani, dass die Hälfte der jüdischen Weltbevölkerung in einer relativ kleinen Region konzentriert sei und daher mit einer einzigen Atomwaffe liquidiert werden könne.[9]

Das Schreckgespenst eines bald nuklear theokratischen Iran, der behauptet, einen Atomkrieg überleben zu können oder zumindest das darauffolgende postmortale Paradies dem Status quo ante bellum vorzuziehen, sorgt für eine gefährliche Lage, insbesondere angesichts der jüngsten Stellvertreterkriege zwischen dem Iran und dem nuklearen Israel in Gaza, Libanon und Syrien.

Im Dezember 2022 setzte Teheran seine zwei Jahrzehnte andauernden existentiellen Drohungen mit dem Versprechen fort, dass jeder präventive konventionelle Schlag gegen seine Atomanreicherungs-anlagen einen Hagel iranischer Raketen auf Israels Atomreaktor Dimona nach sich ziehen würde, gefolgt von einem Hagel, der „Tel Aviv dem Erdboden gleichmachen“ würde. Der Iran veröffentlichte sogar ein Video, das simulierte Raketenangriffe zeigt, die Israel zerstören.[10]

Leider gibt es neben Israel noch andere Nationen und Völker, die eine lange und traurige Vergangenheit der Verwundbarkeit und Verfolgung haben und für die ein großer Eskalationskrieg ihre Existenz bedrohen könnte. Diese Völker leben in gefährlichen Gegenden und haben relativ kleine Bevölkerungen mit begrenzten Ressourcen, aber einer langen Geschichte.

Ein gutes Beispiel ist das westliche, orthodoxe Griechenland mit kaum mehr als zehn Millionen Einwohnern, das etwa 51.000 Quadratmeilen strategischen Bodens einnimmt, mit einer Bevölkerungsdichte von nur zweihundert Personen pro Quadratmeile und ohne große natürliche Reichtümer. Es steht einem feindlichen NATO-Mitglied gegenüber, seinem historischen Eroberer und Besatzer – der Türkei. Letzteres hat sich zunehmend von den pro-westlichen, säkularen Traditionen seines Gründers Mustafa Kemal Atatürk gelöst und sich unter seinem

islamistischen Führer Recep Tayyip Erdoğan stattdessen als rechtmäßiger Erbe des islamischen und expansionistischen Osmanischen Reiches neu definiert, das das griechisch-byzantinische Reich absorbiert hatte. Die türkische Regierung lobt offen ihr osmanisches imperiales Erbe, während sie die säkulare Vision ihres Gründers herunterspielt. In ihrem Appell an das osmanische Eroberungserbe lobte die First Lady der Türkei sogar den osmanischen Harem als angeblichen Ort aufgeklärter weiblicher Kameradschaft und Bildung.11

Die Türkei beharrt darauf, dass ihre frühere Besetzung des griechischsprachigen Nordzyperns und der aktuelle Marionettenstaat Türkische Republik Nordzypern (der nur von der Türkei anerkannt wird) dauerhafte Realitäten seien. Der türkische [islamische] Präsident Erdoğan hat wiederholt geschworen, die legitimen Ansprüche Griechenlands und Zyperns auf Erdgas und Öl im östlichen Mittelmeerraum notfalls mit Gewalt für ungültig zu erklären. Die Türkei erkennt die griechische Souveränität* über die großen griechischen Inseln vor der Küste Kleinasiens zunehmend nicht an und betrachtet deren Status als fließend und letztlich als türkisch.

[*Laut islamischer Ideologie ist jedes Land und Territorium das einst von Muslims erobert wurde „ewiges und unübertragbares Eigentum einer Immobilie und ist Besitz eines Unternehmens oder einer gesetzmäßigen Institution, wie z.B. dem Islam daselbst“. In anderen Worten: Moderne Länder wie Portugal, Spanien, der Süden von Frankreich, der Süden von Italien, Israel, Libanon, der Nordwesten von China, der Norden von Indien, der Süden von Russland, Griechenland, Rumänien, Jugoslawien, usw., werden auch heute noch vom Islam als Islamisch für alle Ewigkeit angesehen! Muslims sind darum von den islamischen Autoritaten (unterstützt vom Koran, der Sira, und der Hadith] aufgefordert das Land mit ALLEN Mitteln zurückzuerobern: durch Migration, Subversion, Spionage, Verrat, Betrug, Politik, Drogen, Prostitution von nicht-Muslims, Raub, Mord, Terror, Propaganda, Krieg, rücksichtslose Demografie, Atomwaffen und auch durch Völkermord! (Waqf; siehe: The Grand Bible: S. 4364; sowie: Manual to Sharia Law; 30.0 Establishing An Endowment (Waqf), k30, S. 5082ff; The Constitution of the Islamic Republic of Iran, 1979, S. 5125). L.H.]

Infolgedessen führt die Türkei in der Ägäis jeden Monat Dutzende provokativer Überflüge über griechisches Territorium durch und besteht darauf, dass die Inseln entmilitarisiert bleiben, um eine türkische Invasion zu vermeiden. Unterdessen ist das NATO-Mitglied Türkei dabei den Ländern Iran, Russland und China [die neue "Achse des Bösen"], näher zu kommen und hat seine anti-amerikanische und anti-europäische Rhetorik verschärft.

Im Dezember 2022 warnte Erdoğan Griechenland erneut ausdrücklich, dass neu erworbene türkische Raketen Athen selbst treffen könnten – „wenn Sie nicht ruhig bleiben“. Oder wie Erdoğan seine Drohungen unverhohlener formulierte:

> Jetzt haben wir begonnen, unsere eigenen Raketen zu bauen. Natürlich macht diese Produktion den Griechen Angst. Wenn Sie „Tayfun“ [„Taifun“] sagen, bekommen die Griechen Angst und sagen: „Er wird Athen treffen.“ Nun, natürlich wird er das … Wenn Sie nicht ruhig bleiben, wenn Sie versuchen, hier und da, von Amerika bis zu den Inseln, etwas [zur Bewaffnung] zu kaufen, wird ein Land wie die Türkei nicht tatenlos zusehen. Es muss etwas unternommen werden.

Erdoğan hat außerdem bedrohlich gewarnt: „Wir können eines Nachts plötzlich herunterkommen, wenn die Zeit gekommen ist.“[12]

Obwohl die Türkei offiziell sowohl NATO-Mitglied als auch eine Nicht-Atommacht bleibt, hat Erdoğan in der Vergangenheit die Möglichkeit einer Atombombe in Betracht gezogen. Er hat eine Reihe von Konfrontationen mit den Vereinigten Staaten provoziert, die sogar so weit gingen, dass sie über den genauen Status des amerikanischen Arsenals an B-61-Atombomben stritten, das auf dem von den USA gepachteten Luftwaffenstützpunkt Incirlik in Adana, Türkei, gelagert ist. Während des Putschversuchs gegen die Erdoğan-Regierung im Jahr 2016 war beispielsweise nicht sicher, ob amerikanisches Personal immer direkten Zugang zu den Waffen hatte oder sogar deren vollständiges Eigentum. Erdoğan selbst hat die Amerikaner bedrohlich gewarnt, ihre eigenen Atombomben nicht aus Incirlik abzuziehen. Dieses Paradoxon

lässt die Vermutung aufkommen, dass die Türkei glaubt, sie habe teilweise Eigentumsrechte an deren Nutzung oder würde [gezwungen sein] selbst zu einer Atommacht zu werden, sollten die Waffen aus der Türkei in die USA verlagert werden.13

Eine wiedererstarkte Türkei und ihre Stellvertreter haben auch einige ihrer alten einseitigen Rivalitäten mit anderen gefährdeten [indo-europaischen] Bevölkerungsgruppen, insbesondere den Kurden und Armeniern, wieder aufleben lassen. Das kurdische Volk hat nach wie vor kein eigenes Staatsgebiet, wobei beträchtliche Bevölkerungsgruppen in den Grenzregionen von Iran, Irak, Syrien und der Türkei verstreut sind. Die wechselnden Allianzen dieser Länder haben traditionell dafür gesorgt, dass Kurden regelmäßig aus diesen Grenzgebieten vertrieben wurden, gelegentlich Städte mit Giftgas ausgelöscht wurden und sie ihre kollektive kurdische Identität aufgeben mussten. Im Dezember 2022 drohte der türkische Präsident Erdoğan erneut damit, in Nordsyrien einzumarschieren, um die kurdische Bevölkerung zu vertreiben.14

Armenien ist in der Neuzeit erst mit dem Zerfall der ehemaligen Sowjetunion wieder zu einer autonomen Nation geworden. Das Land war Opfer zweier organisierter Völkermorde durch das [islamische] Osmanische Reich und die aufstrebende türkische Nation, die vor, während und nach dem Ersten Weltkrieg anderthalb Millionen Menschenleben kosteten. Die traurige Geschichte des armenischen Volkes erinnert uns daran, dass es in einem groß angelegten Krieg der großen Regionalmächte möglicherweise immer noch nur einen geringen Spielraum für Fehler gibt.

Armeniens derzeit winzige Bevölkerung von drei Millionen Menschen und sein orthodoxes Christentum inmitten aggressiver islamischer Nachbarn machen es besonders verwundbar. Darüber hinaus erhöhen Armeniens frühere Zugehörigkeit zur Sowjetunion und seine starken Bindungen an die Vereinigten Staaten aufgrund der armenischen Diaspora nach den Völkermorden die Gefährdung des Landes, insbesondere während der häufigen Phasen der russisch-amerikanischen Entfremdung, wie sie derzeit existieren.

Die türkische Regierung leugnet weiterhin die Wahrheit über die frühere Massenvernichtung der Armenier, geschweige denn die Schuld

daran. Im September 2020 entbrannte ein schwelender Krieg um die anhaltenden rivalisierenden Ansprüche auf die Grenzgebiete um Berg-Karabach erneut. Ein Waffenstillstandsabkommen beendete den Berg-Karabach-Konflikt vorübergehend, aber nur aufgrund armenischer Zugeständnisse an das viel größere, reichere und stärkere [islamische] Aserbaidschan. Letzteres ist ein Land, das dreimal so groß und bevölkerungsreich ist wie Armenien und über beträchtliche Öl- und Erdgasvorkommen verfügt. In Bezug auf den anhaltenden Territorialstreit zwischen Armenien und Aserbaidschan äußerte Erdoğan eine kaum verhüllte Drohung, die auf den früheren Völkermord an den Armeniern anspielte: „Wir werden diese Mission, die unsere Großväter seit Jahrhunderten in der Kaukasusregion ausführen, weiterhin erfüllen." Im September 2023 hatte Armenien seine Niederlage eingestanden und offenbar alte Ansprüche auf das gesamte Gebiet von Berg-Karabach aufgegeben, da Tausende von dort lebenden Armeniern durch den neu vergrößerten aserbaidschanischen Staat gezwungen wurden, ihre angestammte Heimat zu verlassen.[15]

Vernichtungsszenarien, die sich aus diesen potenziellen Konflikten ergeben, beschränken sich nicht nur auf eine nukleare Eskalation oder die Verwundbarkeit kleinerer Nationen gegenüber konventionell bewaffneten historischen Feinden. Wie die Welt bei der noch immer mysteriösen Covid-19-Pandemie gesehen hat, könnten biologische Kampfstoffe gefährlicher sein als Atombomben. Bis Dezember 2022 schätzte die Weltgesundheitsorganisation, dass allein in den zwei Jahren von 2020 bis 2021 15 Millionen Menschen an Covid gestorben sein sollen.[16]

In Zukunft werden die immer schnelleren Fortschritte in der künstlichen Intelligenz (KI) unweigerlich im Krieg eingesetzt werden, mit völlig unbekannten Folgen. Es gab bereits simulierte Kriegsspielübungen, bei denen ein KI-Raketensystem vermeintliche Sicherheitsmaßnahmen außer Kraft setzte und seine Bediener „in die Luft jagte". Oder wie ein Newsweek-Bericht die verblüfften Aufseher der hypothetischen Übung zitierte:

> Wir trainierten es in der Simulation, eine SAM-Bedrohung [Boden-Luft-Rakete] zu identifizieren und anzuvisieren. Und dann sagte der Bediener, ja, tötet diese Bedrohung. Das System begann zu erkennen, dass es die Bedrohung zwar identifizierte, der menschliche Bediener ihm manchmal sagte, es solle diese Bedrohung nicht töten, aber es bekam seine Punkte, indem es diese Bedrohung tötete. Was tat es also? Es tötete den Bediener. Es tötete den Bediener, weil dieser das Ziel verhinderte.[17]

Krieg ist wahrscheinlich das älteste menschliche Unterfangen, und sein Gesicht verändert sich ständig, wobei neue Herausforderungen Gegenreaktionen hervorrufen. Seine neuartigen und unvorhergesehenen Gefahren dürfen niemals unterschätzt werden. Wenn die Nationen des 21. Jahrhunderts die Versklavung der Besiegten nicht tolerieren, warnen sie sicherlich wahllos davor, sie mit Atomwaffen zu vernichten.

Tatsächlich steht die moderne Zivilisation vor einem giftigen Paradoxon. Je mehr die technologisch fortgeschrittene Menschheit die Fähigkeit entwickelt, Kriegsfeinde auszulöschen, desto mehr entwickelt sie eine postmoderne Einbildung, dass der totale Krieg eine überholte Übung sei, da Meinungsverschiedenheiten zwischen zivilisierten Völkern immer von den kühleren, kultivierteren und diplomatischer gesinnten geschlichtet werden. Dieselbe Arroganz, die behauptet, dass komplexe Massenvernichtungswaffen zwar geschaffen, aber nie eingesetzt werden können, nährt auch die fatale Eitelkeit, dass Krieg selbst ein Anachronismus und kein existentielles Problem mehr sei – zumindest im Vergleich zu den angeblich größeren Bedrohungen durch natürlich auftretende Pandemien, Meteoriteneinschläge, vom Menschen verursachten Klimawandel oder Überbevölkerung.[18]

Auch wenn unsere schöne neue Welt durch die moderne Technologie gefährlicher geworden ist, erklären uralte Konstanten, warum und wann immer noch endgültige Kriege ausbrechen können. Die meisten Konflikte werden weiterhin entweder mit einem Patt oder einem Zugeständnis enden, aber nicht mit dem Ende von allem. Ich betone „die meisten“. Das Schicksal der Thebaner, Karthager, Byzantiner und Azteken erinnert uns daran, dass das, was „unmöglich passieren kann“,

tatsächlich gelegentlich passieren kann – wenn Krieg zeitlose menschliche Leidenschaften entfesselt und Eskalation statt Reduzierung zur Gewaltlosigkeit wird, die den Konflikt bestimmt. In diesem Zusammenhang sollten wir uns daran erinnern, dass wir die Grenzen oder Beschränkungen dessen, was sich aus einem Konflikt in der Ukraine, einem Patt um Taiwan oder einem Angriff auf iranische Atomanlagen ergeben könnte, nicht wirklich kennen.

Wie ihre Vorgänger bestehen moderne Angreifer gelegentlich auf unmöglichen Bedingungen. Manchmal werden sie durch anhaltenden und giftigen Widerstand noch wütender. Sie werden normalerweise Kommandeure und Strategien ausprobieren, bis sie diejenigen finden, die den Sieg garantieren, selbst um den Preis der Vernichtung des Feindes. In Extremfällen werden sie entweder absichtlich oder versehentlich die Kontrolle über ihre eigenen siegreichen Truppen verlieren, die den Sieg de facto als Vernichtung neu definieren. Und sie werden sicherlich nach ihrem Tod Tränen über das vergießen, was sie angerichtet haben, da sie behaupten, dass die Vernichtung nie ihre wahre Absicht gewesen sei.

In diesen seltenen Fällen werden die Zielpersonen auch weiterhin streiten und die Realität leugnen. Sie werden glauben, dass ein zum Scheitern verurteilter Widerstand vielleicht gar nicht so unmöglich ist, dass die Angreifer die Vernichtung nicht als notwendigen Teil ihres Sieges betrachten, dass Verbündete und Hilfe gleich hinter dem Horizont sein müssen, dass ihre Verteidigung unterschätzt wird, während die Macht ihrer Feinde übertrieben wird, und dass die Vernunft den Krieg regiert.

Und so werden sie hoffen, dass selbst ihre eigene Niederlage nicht das Ende von allem bedeuten kann.

ALSO BY VICTOR DAVIS HANSON

Warfare and Agriculture in Classical Greece The Western Way of War
Hoplites (editor)
The Other Greeks
Fields Without Dreams
Who Killed Homer? (with John Heath)
The Wars of the Ancient Greeks The Soul of Battle
The Land Was Everything
Bonfire of the Humanities (with John Heath and Bruce Thornton)
An Autumn of War Carnage and Culture
Between War and Peace Mexifornia
Ripples of Battle
A War Like No Other
The Immigration Solution (with Heather MacDonald and Steven Malanga)
Makers of Ancient Strategy (editor)
The Father of Us All
The End of Sparta: A Novel The Savior Generals
The Second World Wars The Case for Trump
The Dying Citizen OceanofPDF.com

NOTES

(Fußnoten)

Alle folgenden Quellenangaben wurden im Englischen Original belassen

INTRODUCTION.
(Einführung.)

How Civilizations Disappear
(Wie Zivilisationen vergehen)

1. See the three-volume series by Jared Diamond on the end of states, peoples, and civilizations, which usually finds the culprit in either disease, climate changes, environmental damage, or mismatches between population and resources: Guns, Germs, and Steel: The Fates of Human Societies; Collapse: How Societies Choose to Fail or Succeed; and Upheaval: Turning Points for Nations in Crisis. Cf. G. Parker, Global Crisis: War, Climate Change and Catastrophe in the Seventeenth Century; W. Scheidel, The Great Leveler: Violence and the History of Inequality from the Stone Age to the Twenty-First Century; and my review of Scheidel's book, "Equal by Catastrophe," Inference, at https://inference-review.com/article/equal-by- catastrophe.
2. For a fascinating look at some of the obscure states that have been destroyed and mostly forgotten, consult N. Davies, Vanished Kingdoms: The Rise and Fall of States and Nations, including Tolosa, Alt Clut, and Rusyn.
3. R. Beaton, Greece: Biography of a Modern Nation, 415–444.

CHAPTER 1.
(Kapitel 1.)

Hope, Danger's Comforter
(Hoffnung, ein gefährlicher Tröster)

1. Diodorus, 17.10.1. Diodorus's account of the siege is often questioned as the most rhetorical and least reliable. In fact, it is the longest and most detailed, and its main outlines are supported by Arrian and Plutarch: A. Bosworth, Historical Commentary on Arrian's History of Alexander, 81.
2. Despite the historic loss of Greek freedom at the battle at Chaeronea, there are few detailed ancient accounts of the battle. See Diodorus, 16.85.5–86.6; Plutarch, Alexander, 9.2; Polyaenus, 4.2.2. For the reaction and route of invasion of Alexander to Thebes, see N. Hammond and F. Walbank, History of Macedonia, 56; and 59–60 for the second thoughts of Theban allies. On the controversies over the battle and the lion monument, see most recently, J. Ma, "Chaironeia 338: Topographies of Commemoration," 72– 91.

3. Ancient treatments of the siege of and battle for Thebes are found in Diodorus, 17.16.8–15; Plutarch, Alexander, 11–12; Arrian, Anabasis, 1.7–8, Justin, Epitome, 11.3.6–7; and Aeschines, 3.133. See a summary in I. Worthington, "Alexander's Destruction of Thebes," 65; and 85 on Alexander's moderate terms; and in B. Antela-Bernardez, "A Furious Wrath: Alexander the Great's Destruction of Thebes and Perdiccas' False Retreat" in G. Lee et al., eds. Ancient Warfare, 94–105. Cf. also, A. Bosworth, Conquest and Empire, 32–35, 195–96. We are not sure whether the thirty thousand in Alexander's army refers to Macedonians only or included his Boeotian allies: Bosworth, Historical Commentary on Arrian's History of Alexander, 79; see 78 for the weakness in the Cadmea's defenses.
4. For the battles of Delium and Leuctra, see respectively V. Hanson, Ripples of Battle, 171–243; "Epameinondas, the Battle of Leuctra (371 B.C.), and the 'Revolution' in Greek Battle Tactics," 190–207. On the "lost cause" mentality, see Ripples of Battle, 94–118.
5. Plutarch, Comparison of Pelopidas and Marcellus, 1.1.
6. On the characteristics of the Theban army, see N. Hammond, "What May Philip Have Learnt as a Hostage in Thebes?," 362–371.
7. For Diodorus's graphic descriptions of the fighting, see 17.11.3–5. The bodily strength of Theban hoplites was generally recognized in antiquity. See a list of ancient references in V. Hanson, Soul of Battle, 421, nn. 17–19.
8. See Diodorus, 17.12.2–3.
9. On the Theban fortifications, see T. Manolova, "The Mytho-Historical Topography of Thebes," 84–85. On the classical reputation of Theban excellence in military architecture, cf. Diodorus, 14.84.3; Xenophon, Hellenica, 5.438.
10. On Theban wall builders, the role of Thebans in founding the great walled cities of the Peloponnese, and the "dancing floor of war," see variously V. Hanson, Soul of Battle, 424, 427; Plutarch, Moralia, 193E18.
11. Diodorus, 17.12.3.
12. For Thebes's walls and the city's relationship to surrounding towns and hamlets, cf. Hellenica Oxyrhynchia, 12.3; S. Symeonoglou, Topography, 35–36.
13. Arrian, 1.8.8. The "other" Boeotians, we know from different sources, also included the Orchomenians and Thespians. Cf. Diodorus 13.5; Plutarch, Alexander, 11.11.
14. Diodorus, 17.13.1–3.
15. On the vote of the Theban people, see A. Bosworth, Historical Commentary on Arrian's History of Alexander, 74.
16. Plutarch, Alexander, 11.10–12. On the Greek sources of our extant later accounts, especially the lost histories of Ephorus, Diyllus, and Cleitarchus, see, for example, R. Drews, "Diodorus and His Sources," American Journal of Philology, 83.4 (October 1962), 383–392; J. Yardley, Justin: Epitome, 84.
17. We have no accurate numbers on the population of Thebes in 335 BC, though more evidence about numbers for the entire surrounding region of Boeotia. Symeonoglou noted that the population was likely smaller than thirty thousand, although in theory the Cadmea alone had room for up to twelve thousand residents inside its ramparts, and the city itself could have accommodated up to a

hundred thousand people. See S. Symeonoglou, Topography, 118, 146, 153–154. See also G. Vottéro, Le dialecte béotien, I.

18. On the poet Pindar's house, and the various categories of the exempted, see J. Hamilton, Plutarch: Alexander, A Commentary, 30–31. Cf. Plutarch, Alexander, 12.1–2 for the story of Timocleia. And cf. Moralia (Mulierum virtutes), 259e; and Aristobulus, FGrHist, 139 F2.
19. For Plutarch's additional observations, see Alexander, 11–12.5, and

C. Mossé, "Plutarque, Alexandre et Thebes," 968. See Thucydides, 7.29–30 for Mycalessos.

20. For a general discussion of the sources of Arrian and Alexander concerning the razing of Thebes, see N. Hammond, Sources for Alexander the Great, chapter 2.
21. For slave prices in connection with wartime defeat, see J. Yardley, Justin: Epitome, 99–101, and especially W. Pritchett, War, Vol. V, 243–245. In most classical hoplite battles, the losers lost somewhere between 10 and

20 percent of their troops, the victors about 5 percent. See P. Krentz, "Casualties in Hoplite Battles," Greek, Roman and Byzantine Studies, 26.1 (Spring 1985), 13–20.

22. Arrian 1.9.0.
23. See Justin, Epitome, 11.4.8. On the average daily wages in classical Greece, see A. Bergh and C. Hampus Lyttkens, "Measuring Institutional Quality in Ancient Athens," 279–310. Xenophon, On Revenues, 4, cites 180 drachmas as the price of a slave miner at the Laurion silver mines; presumably the largely female slaves at Thebes would be sold for less.
24. For the role and fate of the Theban exiles, see S. Gartland, "A New Boeotia? Exiles, Landscapes, and Kings," 149–151.
25. On the difficulties of destroying farmland, see in general V. Hanson, Warfare and Agriculture in Classical Greece. For the size of Boeotia, and the city proper of Thebes, cf. V. Hanson, The Other Greeks, 207–210; P. Cartledge, Thebes, 72–73.
26. For house destruction, roof tiles, and the burning of mud brick dwellings, see V. Hanson, Warfare and Agriculture in Classical Greece, 71– 76, 107–109. For pro-Macedonian Boeotians likely using the spoils for later endowments and dedicatory buildings, see A. Schlachter, Boeotia in Antiquity, 113.
27. Arrian, 1.9.9.
28. On philosophical energy at Thebes and the Greek foundational myths involving Thebes, cf. P. Cartledge, Thebes, 111–131, 247–249. And for ancient references for Theban Pythagoreans and other philosophical schools, V. Hanson, Soul of Battle, 422, nn. 25, 27.
29. On the Macedonian propaganda of a Panhellenic strike against Persia, see Alexander's offer before the battle at Thebes, Diodorus, 17.9.5– 6.
30. On the controversial number of twenty thousand mercenaries at Granicus, see W. McCoy, "Memnon of Rhodes at the Granicus," 413–433;

N. Hammond, "The Battle of the Granicus River," 73–88.

31. For Philip's siege of Olynthus and political aftermath, see I. Worthington, "Alexander's Destruction of Thebes," 66–67, especially 83– 85.
32. Justin, Epitome, 11.3.

33. On Boeotian city-states that joined the Macedonians to attack Thebes despite the otherwise mostly positive feeling of many Boeotians toward Thebes, see A. Schlachter, Boeotia in Antiquity, 113–114.
34. For key linguistic differences between Greeks and Macedonians, see the classic work of A. Jarde, The Formation of the Greek People, 324–325. For mass atrocities committed by Alexander, see V. Hanson, "Alexander the Killer," Military History Quarterly, 10.3 (Spring 1998), 8–19.
35. Justin, Epitome, 11.3.10–11.
36. On the speeches for and against leniency, cf. Justin, Epitome, 11.4.
37. Arrian 1.9.6–7.
38. On the killing of pro-Macedonian Thebans before the rebellion, see A. Schlachter, Boeotia in Antiquity, 126. For the idea that Alexander destroyed Thebes in retaliation for its support of Alexander's rival for the throne, see I. Worthington, "Alexander's Destruction of Thebes," 85–86.
39. Few of the ancient sources were fooled by Alexander's pawning off responsibility for Thebes's fate to its Greek rivals. Cf. C. Mossé, "Plutarque, Alexandre et Thebes," 968–969. Soldiers usually received the same one-drachma daily wage as day laborers: W. Pritchett, War, Vol. I, 3– 52; D. Engels, Alexander, 11–25.
40. For the legal pretexts cited by the victor to justify the city's destruction, see N. Hammond and F. Walbank, History of Macedonia, 64– 66.
41. On the Macedonian military revolution and its relationship to Philip's years at Thebes, see N. Hammond, "What May Philip Have Learnt as a Hostage in Thebes?," 357–370.
42. Arrian (1.9.1–3) seems to have been the only ancient source who cited the role of exiles for stirring up the Theban dêmos to revolt. For their prominent role, see N. Hammond and F. Walbank, History of Macedonia, 56–57; A. Bosworth, Historical Commentary on Arrian's History of Alexander, 75.
43. For the lethality of the Macedonian phalanx for decades before the destruction of Thebes, see N. Hammond, "What May Philip Have Learnt as a Hostage in Thebes?," 362–363.
44. For the Athenian role in extending aid and more support but not needed soldiers, see Diodorus, 17.8.6; J. Trevett, "Demosthenes and Thebes," 184–202, especially 199. On the false rumors surrounding Alexander's death, see Arrian 1.7.4–11; Diodorus, 17.9.1; Plutarch,Alexander, 11.
45. On Athenian efforts to placate a victorious Alexander, see cf. Justin, Epitome, 11.3–5; Plutarch, Demosthenes, 23.2; Alexander, 13, Arrian, 1.1.1–3.
46. Diodorus, 17.9.3–5.
47. Archeological "evidence" for the destruction of 335 BC often consists simply of a hiatus in material remains between fifth century BC and the later refounded city of Cassander. Cf. T. Manolova, "The Mytho-Historical Topography of Thebes," 82; S. Symeonoglou, Topography, 148–150. For Hyperides and his freedwoman Theban mistress, see Plutarch, Moralia, 849D.
48. On later references to surviving named Boeotians or Thebans, and the multiplicity of scenarios that might explain the very few references to Thebans after the destruction of the city, see A. Schlachter, Boeotia in Antiquity, 160–164.
49. Arrian, 9.1–8. Cf. I. Worthington, "Alexander's Destruction of Thebes," 65–68.
50. The various agendas and motives of Cassander, and the associated reactions from both pro- and anti-Theban Boeotians, are discussed in Y. Kalliontzis and N. Papazarkadas, "The Contributions

to the Refoundation of Thebes," 293–294. For the sources and discussion of the rebuilding, cf. N. Rockwell, Thebes, A History, 139–141.
51. See Diodorus, 19.53–4. For the details of Cassander's "new" Thebes and inscriptional evidence, see in general, K. Buraselis, "Contributions to Rebuilding Thebes," 159–170; S. Gartland, "A New Boeotia? Exiles, Landscapes, and Kings," 162; Y. Kalliontzis and N. Papazarkadas, "The Contributions to the Refoundation of Thebes," 293–294.
52. On the various fates of Hellenistic and Roman Thebes, see P. Cartledge, Thebes, 244–252.
53. The normal Greek word for "people" was ethnos, as in, say, the Medes or the Arcadians, but it only occasionally was used to denote a larger tribal organization or loose federation.
54. For the consequences of a small state losing a battle, and with it deterrence against attack and subsequent destruction, see V. Hanson, "Hoplite Obliteration: The Case of the Town of Thespiae," 210–211.
55. Thucydides, "Melian Dialogue," 5.84–116. On Io, see Aeschylus, Prometheus Bound, 750–751.
56. Arrian, 1.9.

CHAPTER 2.
(Kapitel 2.)
The Wages of Vengeance
(Der Lohn der Rache)

1. Appian, Punic Wars, 19.129.
2. Appian, Punic Wars, 19.129.
3. Ancient and modern guesses of the population of Carthage range widely. Strabo (17.15.13) believed in normal times the city held 700,000 Carthaginians. D. Hoyos (Hannibal's Dynasty, 28) argued there were 200,000 males, which might suggest a total population including women and children of 800,000. Most scholars accept 200,000–500,000, which surely swelled from rural refugees at the onset of the siege. For a lower number, see B. Warmington, Carthage, 124–127.
4. Appian, Punic Wars, 19.131.
5. On Carthage and genocide, see B. Kiernan, "Sur la notion de génocide," 179–192.
6. On the numbers at Ecnomus, G. Tipps, "The Battle of Ecnomus," 436. Cf. A. Goldsworthy, Punic Wars, 109–115, and especially J. Lazenby, First Punic War, 81–96.
7. Cf. "Carthage, with her new resources and territorial dominions, was once again at least as powerful as Rome. The Romans with their Italian allies could call on about three-quarters of a million men of military age, in a total population of three to four million. Carthage with her chora, allies and subjects from Lepcis Magna to Gades will have had a population roughly similar." D. Hoyos, The Carthaginians, 199.
8. For an outline of the growth of Roman power and its confrontation with the Hellenistic kingdoms and the preliminary tensions with Carthage, see F. Walbank, A. Astin, M. Frederiksen, and R. Ogilvie, eds., The Cambridge Ancient History, Volume 7, Part 1: The Hellenistic World, 101– 255, 412–472. And cf. F. Walbank, A. Astin, M. Frederiksen, and R. Ogilvie, eds., The Cambridge Ancient History Vol. 7, Part 2: The Rise of Rome to 220 B.C., 466–559.

9. See the praise of Aristotle, Politics, 1272b; and cf. Polybius, 6.2–18, 51.
10. Pseudo-Scylax, Periplus, 111; S. Lancel, Carthage, 137–138; D. Hoyos, The Carthaginians, 41; J. Quinn, In Search of the Phoenicians, 88; R. Miles, "Vandal North Africa and the Fourth Punic War," 384–410.
11. Polybius, 6.52.
12. J. Quinn, "Tophets in the 'Punic World,'" 23–48.
13. Cleitarchus, FGrHist, 137 F9.
14. Appian, Punic Wars, 11.75. Modern scholars argue that ancient numbers are exaggerated, and the expeditionary force was more likely forty thousand to fifty thousand in number. Cf. A. Goldsworthy, Punic Wars, 340. Yet eighty thousand is not an unlikely number, given a much larger, earlier Roman force in 255, at a time in the First Punic War when Rome was far weaker, sought to sail back from North Africa, and was wrecked by a storm in the Mediterranean. It suffered one hundred thousand dead alone.
15. Appian, Punic Wars, 11.79. For the echoes of the Dialogue at Melos in the speech of the Carthaginians, see, J. Leavesly, "Melos and Carthage: Genocide in the Ancient World." On the weapons turned over to Rome, see Appian, Punic Wars, 11.75.
16. Appian, Punic Wars, 12.81. On the changing Roman demands, see Diodorus, 32.1–3. On the wages of Carthaginian appeasement and disarmament, see D. Armstrong, "Unilateral Disarmament: A Case History," 22–27.
17. S. Lancel, Carthage, 432–433.
18. Appian, Punic Wars, 13.91–3. See Cassius Dio, 21.9.26.
19. Cf. D. Hoyos, The Carthaginians, 146, 217.
20. Appian, Punic Wars, 13.93–4; Diodorus, 32.9. On Carthage's ability to tap the resources of the hinterlands, see H. Delile, E. Pleuger, J. Blichert- Toft, and A. Wilson, "Economic Resilience of Carthage During the Punic Wars: Insights from Sediments of the Medjerda Delta Around Utica (Tunisia)," 9764–9769.
21. On the structural problems of the Carthaginian military vis-à-vis the Roman army, see Polybius, 6.52.
22. For the walls of Carthage, see Appian, Punic Wars, 14.95; cf. S. Lancel, Carthage.
23. For the events of the first year of the siege, see Appian, Punic Wars, 14.97–100. For the Roman first-year disaster, see the synopsis in A. Goldsworthy, Punic Wars, 344–346.
24. Thucydides, 7.87.5–6.
25. Appian, Punic Wars, 14.97–9.
26. For Scipio's exceptionalism, see Livy, 49; Cassius Dio, 21.70.4. For the elder Cato on Scipio, see Diodorus, 32.9a; cf. A. Astin, "Scipio Aemilianus and Cato Censorius," 159–180, especially 164–166. Aemilianus Paulus and Epirus: Livy, 45.33–4; Plutarch Aemilius Paulus 29.1–30.1.
27. Appian, Punic Wars, 16.109–11.
28. Appian, Punic Wars, 16.111.
29. Appian, Punic Wars, 16.111.
30. Appian, Punic Wars, 17.116.
31. Appian, Punic Wars, 18.118.
32. Appian, Punic Wars, 18.119–20.

33. Appian, Punic Wars, 18.121.
34. For the sea-fighting between the Carthaginians and Romans, see again Appian, Punic Wars, 18.122–3.
35. Appian, Punic Wars, 18.124.
36. Appian, Punic Wars, 20.133. For the convoluted early history of the myth of "salting the earth" of Carthage, see R. T. Ridley, "To Be Taken with a Pinch of Salt: The Destruction of Carthage," 140–46, in Classical Philology 81.2 (April 1986), 140–146. And for debate over the various "salting the earth" narratives, see S. Stevens, "A Legend of the Destruction of Carthage," 39–41; B. Warmington, "The Destruction of Carthage: A Retractatio," 308–310.
37. Cassius Dio, 21.9.30. Dio's account is fragmentary and the chronology incoherent, given Cato could not have participated in the final debate over Carthage in 146, having died in late 149.
38. Polybius, 36.2–4.
39. Throughout the war, Rome was far more duplicitous than its Carthaginian enemies, who were often slurred with the charge of "Punic treachery": A. Goldsworthy, Punic Wars, 331–332. For the general criticism of Rome's instigation of the war, see N. Rosenstein, Rome and the Mediterranean, 233.
40. Masinissa's decades-long aggrandizement at the expense of Carthage, D. Hoyos, Mastering the West, 244–248.
41. Polybius, 10.15.4–5.
42. On Polybius and the tradition of Rome's various pretexts for launching an unnecessary war, see D. Baronowski, "Polybius on the Causes of the Third Punic War," 16–31.
43. On the phrase "Carthago delenda est," see U. Vogel Weidemann, "Carthago Delenda Est: 'Aitia' and 'Prophasis,'" 79–95; C. Little, "The Authenticity and Form of Cato's Saying 'Carthago Delenda Est,'" 429–435. Cato either did not actually say at the conclusion of his speeches Carthago delenda est, or no one thought much of it, if and when he did. Only later, and apparently in imperial times, did Roman historians magnify and elaborate on the tradition of Cato's insistence on Carthage's destruction and thus recalibrated, or even invented, the famous phrase.
44. Plutarch, Punic Wars, 27.1; Pliny, Natural History, 15.74. On the fig story, see F. Meijer, "Cato's African Figs," 117–118.
45. The extent of Hannibal's damage to the Italian countryside is controversial. See V. Hanson, Warfare and Agriculture, 250–251, contra A. Toynbee, Hannibal's Legacy, and H. Sidebottom, "Philosophers' Attitudes to Warfare under the Principate," 248–250.
46. Appian, Punic Wars, 10.69.
47. N. Rosenstein, Rome and the Mediterranean, 237–238.
48. For the text of the Morgenthau Plan, see Works Cited, Primary Sources, US and Mexico Federal Documents. For Rome's rhetoric and appeasement after the First Punic War, and the settlement after the Second, see D. Kagan, Origins, 232–279.
49. Cf. F. Adcock, "'Delenda Est Carthago,'" 117–128.
50. On fear of a North African superstate, see, for example, C. Kunze, "Carthage and Numia, 201–149 B.C.," in D. Hoyos, ed. Blackwell Companion to the Punic Wars, 395–411. For Roman paranoias see Y. Le Bohec, "The 'Third Punic War,'" 434–435.

51. On the idea of Roman fear of Carthaginian radical democratization, see Y. Le Bohec, "The 'Third Punic War,'" 431–432, who noted Rome's fears of "flooding Rome itself like a wave."
52. Plutarch quote: Moralia, 200D–E; Plautus reference: Epidicus, 158–60. For discussion of the Plautus quote and in general on the greed motive for imperialism, see especially W. Harris, "On War and Greed in the Second Century B.C.," 1371–1385, especially 1385.
53. On incentives for war, see D. Hoyos, Mastering the West, 254–255.
54. For the Catullus and Juvenal quotations, see Catullus, Poems, 51.15– 6; Juvenal, Satires, 6.292–3.
55. Sallust, Jugurtha, 41.
56. See Diodorus, 32.4. On the evolving nature of Roman imperialism and its manifestations abroad, see in general W. Harris, War and Imperialism in Republican Rome, especially 131–254; A. Eckstein, Mediterranean Anarchy, Interstate War, and the Rise of Rome, 117–118; N. Rosenstein, Rome and the Mediterranean, 2, 25–26, 211–212. Cf. A. Goldsworthy, Punic Wars, 149–150.
57. On Calgacus, see Tacitus, Agricola, 30.4. Eventually, Rome usually found ways to annex and absorb peoples and nations without annihilation, mostly through material enticement and military vigilance. See N. Morley, The Roman Empire: Roots of Imperialism, 38–69.
58. See Ennius (239–169 BC), Frag. 237: Poeni suos soliti dis sacrificare puellos ("Phoenicians accustomed to sacrifice to the gods their own little sons").
59. Appian, Punic Wars, 20.132. For the Homeric passage, cf. Iliad, 5.448–9 (Lattimore translation).
60. Cicero, Tusculum Disputations, 3.54.
61. Appian, Punic Wars, 20.135.
62. Amusingly, the senators claimed that "all the boundary lines of the city had been torn down and obliterated by wolves" (Appian, 20.136).
63. J. Prag, "Poenus Plane Est—But Who Were the 'Punickes'?," 1–37; cf. especially 11–21.
64. J. Quinn, In Search of the Phoenicians, 167–168.
65. For Christian Carthage in the age of Augustine, see P. Brown, Augustine of Hippo, 54; cf. 7–15, 423–430.
66. For the Vandal capture of Carthage and its subsequent destruction, see V. Hanson, Savior Generals, 52–93.
67. J. Quinn, In Search of the Phoenicians, 11–13.

CHAPTER 3.
(Kapitel 3.)

Deadly Delusions
(Tödliche Wahnvorstellungen)

1. E. Gibbon, The Decline and Fall of the Roman Empire, Volume XII, chapter 68.
2. For Constantine and the founding of the city, cf. W. Treadgold, A History of the Byzantine State and Society, 38–41.
3. For most of their history, the Byzantines referred to themselves, and were known, as Rhōmaîoi, the Greek transliteration of "Romans" (Latin Romani), to emphasize they were the direct and only surviving successors to the ancient Roman Empire, both east and west. The use of the Latinate

Romani and Greek Rhomaioi eventually came to distinguish Western Roman Catholicism from Eastern Christian Orthodoxy. Of course, occasionally the Byzantines were referred to informally as "Greeks" (Graikoí/Γραικοί), and on occasion called themselves "Hellenes." "Byzantine" and "Byzantines" may have first been authoritatively used by Hieronymus Wolf, the German historian. In 1557 he published a compendium of imperial sources entitled Corpus Historiæ Byzantinæ—apparently in reference to the fact that Constantinople had been founded atop the classical Greek city of Byzantium; and because Western Europeans, especially "Roman" Catholics, perhaps resented the idea that Greek-speaking Orthodox Christians had appropriated the inheritance and nomenclature of Western Europeans and "Roman" Catholicism—as if Constantinople was the proper and exclusive successor to Romanitas. By the nineteenth century, the haphazard "Byzantine/Byzantines" became normalized for the Later Eastern Roman Empire, often by resentful Westerners who sometimes used the adjective and noun as pejoratives, purportedly to emphasize the corruption, querulousness, convoluted rituals, and bureaucratic complexity of Eastern Greek-speaking Orthodoxy in comparison to their own Latinate Western Catholicism.

4. For the contours of disagreements before the Great Schism, see P. O'Connell, "Nine Centuries of Schism: The Origins of the Schism," 168– 175.
5. B. Ward-Perkins, The Fall of Rome and the End of Civilization, 59.
6. On East-West trade and the geography of Constantinople, see L. Dominian, "The Site of Constantinople: A Factor of Historical Value," 57– 71.
7. See W. Kaegi, Byzantium and the Decline of Rome, 226–230. On the differences in state religion from later Western Europe and Byzantium, see J. Skedros, "'You Cannot Have a Church Without an Empire': Political Orthodoxy in Byzantium," 219–231; cf. 219–220.
8. For the tradition of Greek scientific achievement and its continuance in the Byzantine Empire, see A. Tihon, "Science in the Byzantine Empire," 190–206.
9. For Islamic and Byzantine scientific cross-fertilization, see H. Cohen, "Greek Nature-Knowledge Transplanted: The Islamic World," 53–76. Cf. M. S. Khan, "A Chapter on Roman (Byzantine) Sciences in an Eleventh Century Hispano-Arabic Work," 41–70.
10. On the spiritual effects of the monuments, architecture, and public places of imperial Constantinople, see J. Bogdanović, "The Relational Spiritual Geopolitics of Constantinople, the Capital of the Byzantine Empire," 97–154. For the fluid population size of Constantinople and its iconic buildings, see D. Jacoby, "La Population de Constantinople à l'époque Byzantine: un problème de démographie urbaine," 81–109.
11. For the land and seawalls, see D. Nicolle, J. Haldon, and S. Turnbull, The Fall of Constantinople, 104–138.
12. The 1204 successful siege by the Venetians of the Fourth Crusade breached the seawalls, as they controlled the sea.
13. On the singular nature of the walls in the ancient and medieval world, see M. Philippides and W. Hanak, The Siege and the Fall of Constantinople in 1453, 299.
14. An unmatched description and detailed analysis of the city's fortifications are found in M. Philippides and W. Hanak, The Siege and the Fall of Constantinople in 1453, 297–358, especially 306–310.

15. On the inner versus outer wall strategies, see the accounts of Laonicus Chalcocondylas and Leonardo of Chios in J. Melville-Jones, The Siege of Constantinople 1453, 42, 30–33.
16. On Gibbon and the Byzantines, see S. Runciman, "Gibbon and Byzantium," 53–60. On Hegel, see G. Arabatzis, "Hegel and Byzantium," 31–39.
17. Venice ruled Corfu until 1797. The Russian Orthodox theory of why Constantinople fell, as Moscow became the "Third Rome," faults the eleventh-hour agreement of the Greek Orthodox patriarch of Constantinople to the Catholic terms of the union that supposedly had betrayed the true faith. See D. Strémooukhoff, "Moscow the Third Rome: Sources of the Doctrine," 84–101.
18. On the arrival of Turkish tribes into Asia Minor and the challenges they posed for Byzantium, see A. Beihammer, "Patterns of Turkish Migration and Expansion in Byzantine Asia Minor in the 11th and 12th Centuries," 166–192.
19. E. Luttwak, The Grand Strategy of the Byzantine Empire, 13–14. For the other consequences of the Justinian plague, see W. Rosen, Justinian's Flea. The First Great Plague and the End of the Roman World, 198–268.
20. On the fourteen-century outbreak, cf. M. Congourdeau, "La Peste Noire a Constantinople de 1343 a 1466," 377–389. W. Rosen, Justinian's Flea. The First Great Plague and the End of the Roman World, 198–268.
21. Y. Ayalon, Natural Disasters in the Ottoman Empire. Plague, Famine, and Other Misfortunes, 21–60.
22. D. Nicolle, J. Haldon, and S. Turnbull, The Fall of Constantinople, 98–99.
23. E. Luttwak, The Grand Strategy of the Byzantine Empire, 415–418.
24. D. Nicolle, J. Haldon, and S. Turnbull, The Fall of Constantinople, 81–84.
25. P. Rance, "Maurice's Strategicon and the Ancients," 217–255.
26. On Byzantine tactics, strategy, and armament, see W. Treadgold, Byzantium and Its Army, 87–117; D. Nicolle, J. Haldon, and S. Turnbull, The Fall of Constantinople, 56–58.
27. On the rise of the Seljuk Turks and Ottomans, see R. Crowley, 1453, 29–35.
28. For the disunity, serial defeats of the Crusaders, and the collective fear of the Ottomans, K. DeVries, "The Lack of a Western European Military Response," 539–559.
29. D. Nicolle, J. Haldon, and S. Turnbull, The Fall of Constantinople, 198–200. Cf. M. Philippides and W. Hanak, The Siege and the Fall of Constantinople in 1453, 74–75.
30. For devshirme, see V. Ménage, "Some Notes on the 'Devshirme,'" 64–78. On resentment of exalted ex-Christians, see M. Greene, The Edinburgh History of the Greeks, 1453 to 1774: The Ottoman Empire, 22– 56.
31. On the Janissaries and Varangians, see D. Nicolle, J. Haldon, and S. Turnbull, The Fall of Constantinople, 142–143, 198–199.
32. See the contemporary descriptions of Barbaro in J. Jones, Nicolò Bararo. Diary of the Siege of Constantinople, 1453, 63–64, 32–33.
33. On the European politics of the harem, see M. Iyigun, "Lessons from the Ottoman Harem on Culture, Religion, and Wars," 693–730.
34. On Constantine's earlier career, cf. R. Crowley, 1453, 47–53.
35. See the account of Michael Ducas in J. Melville-Jones, The Siege of Constantinople 1453, 69.

36. On the exchanges between Mehmet and Constantine, see the account of Michael Ducas in J. Melville-Jones, The Siege of Constantinople 1453, 64–65.
37. See the version of Halil's remarks in the later account of Michael Ducas in J. Melville-Jones, The Siege of Constantinople 1453, 63.
38. For contemporary appraisals of Halil, cf. M. Philippides and W. Hanak, The Siege and the Fall of Constantinople in 1453.
39. Quoted in D. Nicolle, J. Haldon, and S. Turnbull, The Fall of Constantinople, 180.
40. D. Nicolle, J. Haldon, and S. Turnbull, The Fall of Constantinople, 159–169. Cf. George Sphrantzes in M. Carroll, A Contemporary Greek Source for the Siege of Constantinople: The Sphrantzes Chronicle, 54–56.
41. For the inability of the Turkish fleet to successfully engage Christian ships, see the contemporary narratives of Nicolò Barbaro, in J. Jones, Nicolò Barbaro. Diary of the Siege of Constantinople, 1453, 31–32, 35–36, 44–45.
42. J. Haldon, "Some Aspects of Byzantine Military Technology," 11– 47; T. Salmon, The Byzantine Science of Warfare: From Treatises to Battlefield, 429–463.
43. See R. Cowley, 1453, 52–64; M. Philippides and W. Hanak, The Siege and the Fall of Constantinople in 1453, 394–396, 411–413.
44. See the translation in M. Philippides and W. Hanak, The Siege and the Fall of Constantinople in 1453, 369–370. On the impossibility of aid from the outlands, see W. Treadgold, A History of the Byzantine State and Society, 798–799.
45. For ineptness of the Turkish fleet, see the account of George Sphrantzes in M. Carroll, A Contemporary Greek Source for the Siege of Constantinople: The Sphrantzes Chronicle, 49.
46. There are conflicting accounts of the number and composition of the defenders, as well as how many of some fifty thousand residents of the city were active or sometime combatants. Contemporary reports suggest that the Greeks could deploy nearly five thousand professional soldiers (sometimes referenced as "4,773"), and there were over two thousand foreign volunteers or mercenaries, as well as hundreds of other uncounted and unnamed who arrived in smaller numbers or snuck in from surrounding Italian trading enclaves. Cf. M. Philippides and W. Hanak, The Siege and the Fall of Constantinople in 1453, 142–145.
47. For the nature of the gun and contemporary descriptions, see M. Philippides and W. Hanak, The Siege and the Fall of Constantinople in 1453, 413–425, 479–481. On the exaggeration of the importance of Ottoman cannon in general during the siege, cf. K. DeVries, "Gunpowder Weapons at Constantinople," cf. 353–357.
48. The most complete assessment of the arrival, role, and value of Giustiniani on the walls is found in M. Philippides and W. Hanak, The Siege and the Fall of Constantinople in 1453, 384–387; cf. Leonardo of Chios in J. Melville-Jones, The Siege of Constantinople 1453, 28–29.
49. Leonardo of Chios in J. Melville-Jones, The Siege of Constantinople 1453, 29.
50. K. DeVries, "The Lack of a Western European Military Response," 83–84.
51. For the number and armament of the defenders, see contemporary accounts of Giacomo Tedaldi and Leonardo of Chios in M. Philippides and

W. Hanak, The Siege and the Fall of Constantinople in 1453, 53–57, 107– 111; cf. D. Nicolle, Constantinople, 1453, 33. And cf. J. Melville-Jones, The Siege of Constantinople 1453, 1–41; D. Nicolle, J. Haldon, and S. Turnbull, The Fall of Constantinople, 204–205.

52. On the shortage of soldiers, see Leonardo of Chios in J. Melville- Jones, The Siege of Constantinople 1453, 24–26.
53. S. Runciman, The Fall of Constantinople, 188. But cf. his other assessment (189): "Nevertheless the date of 29 May 1453 marks a turning- point in the history. It marks the end of an old story, the story of Byzantine civilization."
54. On the weaknesses of the Ottoman naval forces, see H. Inalcik, "Mehmet the Conqueror," 408–427, especially 412–413.
55. See M. Philippides and W. Hanak, The Siege and the Fall of Constantinople in 1453, 554–558, for a comprehensive analysis of Ottoman strategy and tactics during the siege.
56. On the first few days of the siege, cf. D. Nicolle, J. Haldon, and S. Turnbull, The Fall of Constantinople, 104–138, 217–219. For the relative positions of the Turkish army and fleet, see D. Nicolle, Constantinople, 1453, 38–43.
57. The deployment of various contingents is discussed by George Sphrantzes in M. Carroll, A Contemporary Greek Source for the Siege of Constantinople: The Sphrantzes Chronicle, 58–59.
58. For a contemporary account of the Byzantines' successful efforts to countermine the Ottomans' tunneling under the inner and outer walls, see the account of Nicolò Barbaro in J. R. Jones, Nicolò Barbaro. Diary of the Siege of Constantinople, 1453, 50–51, 55.
59. Leonardo of Chios offered a contemporary account of the various weapons and siege devices of the attackers and attacked: cf. J. Melville- Jones, The Siege of Constantinople 1453, 16–18, 22–23.
60. See the terms offered by the sultan in the near-contemporaneous account of Michael Ducas. Cf. J. Melville-Jones, The Siege of Constantinople 1453, 89. On the various contingents on the walls, see Nicolò Barbaro in J. R. Jones, Nicolò Barbaro. Diary of the Siege of Constantinople, 1453, 27–30.
61. Michael Ducas in J. Melville-Jones, The Siege of Constantinople 1453, 89–90.
62. Michael Ducas in J. Melville-Jones, The Siege of Constantinople 1453, 29, 92–93.
63. J. Melville-Jones, The Siege of Constantinople 1453, 6.
64. See Nicolò Barbaro, in J. Jones, Nicolò Barbaro. Diary of the Siege of Constantinople, 1453, 63–64, 32–33; D. Nicolle, J. Haldon, and S. Turnbull, The Fall of Constantinople, 231–232; and George Sphrantzes in

M. Carroll, A Contemporary Greek Source for the Siege of Constantinople: The Sphrantzes Chronicle, 50–51. On burning oil and other efforts of the defenders, see M. Philippides and W. Hanak, The Siege and the Fall of Constantinople in 1453, 522–523.

65. J. Melville-Jones, The Siege of Constantinople 1453, 16–18, 36–37. On Giustiniani's wound, the subsequent Genoese panic, and controversy over the flight to the ships, see also the primary source accounts assembled in M. Philippides and W. Hanak, The Siege and the Fall of Constantinople in 1453, 521–546.
66. M. Carroll, A Contemporary Greek Source for the Siege of Constantinople: The Sphrantzes Chronicle, 77–78. On the controversies of Giustiniani's death, see M. Philippides and W. Hanak, The Siege and the Fall of Constantinople in 1453, 542–546.
67. Constantine quote: J. Melville-Jones, The Siege of Constantinople 1453, 36.

68. On the looting of Hagia Sophia and other atrocities inside the cathedral, cf. R. Guerdan, Byzantium, 217–222.
69. J. Melville-Jones, The Siege of Constantinople 1453, 104–105.
70. J. R. Jones, Nicolò Barbaro. Diary of the Siege of Constantinople, 1453, 69.
71. Michael Ducas in J. Melville-Jones, The Siege of Constantinople 1453, 16–18, 106–107. Cf. M Philippides and W. Hanak, The Siege and the Fall of Constantinople in 1453, 131–134.
72. H. Inalcik, "The Policy of Mehmet," 229–249.
73. For examples of the psychological shock in the West at the city's fall, cf. R. Crowley, 1453, 238–239; and M. Kamariôtès, "Récit pitoyable de la prise de Constantinople," 771–778.
74. For various revisions to the idea of Ottoman military and technological backwardness, see J. Grant, "Rethinking the Ottoman 'Decline,'" 179–201.
75. On Mehmet's efforts to reboot Islamic Constantinople as a sort of international trading concession, see C. Dauverd, "Cultivating Differences," 94–124.
76. On the aspirations of post-1453 Islamic Constantinople, cf. R. Crowley, 1453, 246–253.
77. For the absorption of Byzantium remnant enclaves after the fall, see S. Runciman, The Fall of Constantinople, 170–177.
78. S. Runciman, The Fall of Constantinople, 176.
79. M. Philippides and W. Hanak, The Siege and the Fall of Constantinople in 1453, 197; Runciman, The Fall of Constantinople, 183– 184.
80. Byzantium and the Western Renaissance: K. Setton, "The Byzantine Background to the Italian Renaissance," 1–76. For the remarks of Pope Pius, see M. Philippides and W. Hanak, The Siege and the Fall of Constantinople in 1453, 195–196.
81. D. Nicol, The Immortal Emperor, 98–108; For the various myths and tales of Constantine's last minutes, see M. Philippides and W. Hanak, The Siege and the Fall of Constantinople in 1453, 234–235. On the beleaguered Balkans in the ensuring decades after the fall, see S. Runciman, The Fall of Constantinople, 176–177, and P. Kinross, The Ottoman Centuries, 123–137.
82. For contemporary Turkey's strategic importance and ambiguity, see the short essay of F. Zabun, "Strategic Ambiguity."
83. On Erdoğan's turn toward Islamism, see H. Fradkin and L. Libby, "Erdogan's Grand Vision: Rise and Decline," 41–50. On Greeks today in Turkey, see I. Magra, "Greeks in Istanbul," https://www.ekathimerini.com/soci ety/diaspora/258839/greeks-in-istanbul- keeping-close-eye-on-developments/.
84. On the surviving Greeks of Asia Minor in the centuries after 1453, cf. P. Kitromilides and A. Alexandris, "Ethnic Survival, Nationalism and Forced Migration," especially 9–14. See too J. Harris, "Despots, Emperors, and Balkan Identity in Exile," 643–661.
85. For the quote, see K. Fleming, "Constantinople: From Christianity to Islam," 69–78. On the controversial career and death of Notaras, see primary sources concerning his career in M. Philippides and W. Hanak, The Siege and the Fall of Constantinople in 1453, 41–62, 58–264.
86. H. Inalcik, "The Policy of Mehmet II," 229–249, especially 238–241. On the postbellum effort to woo the Greeks of the city to stay, see P. Kinross, The Ottoman Centuries, 112–115.
87. See M. Philippides and W. Hanak, The Siege and the Fall of Constantinople in 1453, 197–214.
88. P. Kitromilides and A. Alexandris, "Ethnic Survival," 6, 9–44.

89. On Mehmet's rapid Islamization of Constantinople and efforts to increase its population, see H. Inalcik, "Istanbul: Islamic," 1–23. For the Kemalist effort to replace Ottomanism with the idea of the modern Turkish nation, see G. Brockett, "When Ottomans Become Turks," 399–433. On controversial DNA surveys of Turkish demographics and the ensuing political uproar, see Newsroom Protothema, "Turks Enraged as Ancestry.com Reveals the Truth: Most of Them are Greeks"; P. Antonopoulos, "Turkish DNA Project Calls for Boycott after Ancestry.com Highlights Many Greeks Were Turkified."
90. For the quote about King Constantine and the end of the Great Idea, see G. Kaloudis, "Ethnic Cleansing in Asia Minor and the Treaty of Lausanne," 59–88 and A. Dagkas, "Constantinople-Istanbul. Rêve et réalité pour les Grecs," 71–81, especially 72–78.
91. On the nature and origins of the Megali Idea and the idea of reclaiming Constantinople, see M. Finefrock, "Ataturk, Lloyd George and the Megali Idea," 47–66; and on the Greek aftermath of 1453 until the present, see W. Treadgold, A History of the Byzantine State and Society, 848–852. On the Greek population of Constantinople, see A. Dagkas, "Constantinople-Istanbul. Rêve et réalité pour les Grecs," 79.
92. Portuguese navigators, many of them Genoese by birth, under the patronage of Prince Henry the Navigator, had reached Senegal in 1445, and in 1446 almost to Sierra Leone.

CHAPTER 4.
(Kapitel 4.)
Imperial Hubris
(Arroganz der Macht)

1. F. Cortés, "Third Letter," in D. Carballo, Collision of Worlds, 225. On the letters in general, see A. Padgen, Hernán Cortés: Letters from Mexico. "Aztecs," a term the Mexica never used, is here for clarity employed at times interchangeably with the "Mexica," the noun most likely employed by the people of Tenochtitlán. Cf. C. Townsend, Fifth Sun, xi–xii.
2. For the key role of allies in Cortés's victory, see T. Brinkerhoff, "Reexamining the Lore of the 'Archetypal Conquistador,'" 169–187.
3. J. Bierhorst, Cantares Mexicanos, 319.
4. F. Aguilar, in P. de Fuentes, Conquistadors, 138.
5. D. Carasco, The History of the Conquest of New Spain by Bernal Díaz del Castillo, 69–70.
6. A. Tapia, in P. de Fuentes, The Conquistadors, 31.
7. For the omens, see B. Sahagún, The Florentine Codex, Book 12, chapter 1. On the idea that "cultural confusion" accounts for the Spanish victory, see V. Hanson, Carnage and Culture, 216–218.
8. See S. Colston, "No Longer Will There Be a Mexico," 239–258, who distinguishes various Aztec prophecies and omens as those either widely believed before the invasion, or others constructed in the aftermath of the end of Tenochtitlán.
9. F. Cortés, "Second Letter," in F. MacNutt, Letters of Cortes, 86.

10. For the growing native belief that the Spanish were not really divine, see W. Prescott, History of the Conquest of Mexico, 241–243, 278–279.
11. B. Sahagún, The Florentine Codex, Book 12, chapter 9.
12. See H. Thomas, The Conquest of Mexico, 179–187, on the various Aztec interpretations of who the Spanish were and why they came.
13. From the Codex Ramirez, in M. Leon-Portilla, Broken Spears, 61. The Codex, from the mid sixteenth century, is a Spanish account based on an earlier Nahuatl source.
14. Cf. H. Thomas, The Conquest of Mexico, 384, who has an in-depth description of Alvarado's various fears and excuses.
15. On the various excuses for Alvarado's butchery, see again H. Thomas, The Conquest of Mexico, 385–390.
16. Florentine Codex, 12, in M. Leon-Portilla, Broken Spears, 76.
17. F. Gómara, Cortés, the Life of the Conqueror, 222.
18. Florentine Codex, 12, in M. Leon-Portilla, Broken Spears, 76, 85–86.
19. For a classic graphic narrative of the Noche Triste and the battle of Otumba, see W. Prescott, History of the Conquest of Mexico, 441–465.
20. F. Gomara, Cortés, the Life of the Conqueror, 228.
21. H. Thomas, The Conquest of Mexico, 5–6.
22. For example, purportedly, Vasili Blokhin, chief executioner of the NKVD (the internal security agency of the Soviet Union, under control of Lavrentiy Beria) and perhaps the most lethal executioner in history, personally killed almost seven thousand people, one at a time, during the Katyn massacre, receiving the Order of the Red Banner for his efforts. "The methods employed… would have taken no more than a minute or two per individual," according to G. Sanford, Katyn and the Soviet Massacre of 1940, 102. If true, the killings at, say, one every three minutes, might have taken Blokhin more than an aggregate 350 hours to execute the seven thousand. The murder spree reportedly lasted some twenty-eight days. That calculus of death would have in theory required Blokhin to have spent a full twelve hours for each night of murdering.
23. For these gruesome details, see the descriptions in M. León-Portilla, Broken Spears, 107. On Aztec human sacrifice, see J. Ingham, "Human Sacrifice at Tenochtitlán," 379–400; cf. M. Harner, "The Enigma of Aztec Sacrifice," 46–51.
24. On the ingenious design, construction, and transport of the brigantines, see F. Cortés, "Third Letter," 255–257.
25. Florentine Codex, 12, quoted in M. León-Portilla, Broken Spears, 94–96.
26. F. MacNutt, "First Letter," Appendix 4, 182. For the background of the first letter, cf. E. Wright, "New World News, Ancient Echoes: A Cortés Letter and a Vernacular Livy for a New King and His Wary Subjects (1520– 23)," Renaissance Quarterly (٢٠٠٨) ٦١,٣, 711–749.
27. B. Díaz, The History of the Conquest of New Spain, chapter 156 in the original text.
28. F. Cortés, "Third Letter," in D. Carballo, Collision of Worlds, paragraph 111.
29. F. Gómara, Cortés, the Life of the Conqueror, chapter 114 in the original text.
30. B. Díaz, Discovery and Conquest of Mexico, 337–338, chapter 95 in the original text.
31. F. Gómara, Cortés, the Life of the Conqueror, 262–263, chapter 130 in the original text.

32. Revising smallpox deaths downward: for a more modest estimation of Aztec deaths from smallpox, cf. F. Brooks, "Revising the Conquest of Mexico," 1–29.
33. B. Sahagún, The Florentine Codex 12:29 (Nahuatl version).
34. R. Hassig, Mexico and Spanish Conquest, 102.
35. "Contares Mexicanos," fos. 19v–20t, in M. Leon-Portilla, Pre- Columbian Literatures of Mexico, 87.
36. F. Gómara, Cortés, the Life of the Conqueror, 263, chapter 130 in the original text.
37. See F. Cortés, "First Letter," in F. MacNutt, Letters of Cortes, 164.
38. F. Alva Ixtkukxochitl, Ally of Cortés, xxvi. Cf. V. Hanson, "Alexander the Killer," 8–18.
39. Compare various reasons for the Spanish victory, among them superior supply and logistics: G. Raudzens, "So Why Were the Aztecs Conquered," 87–104.
40. F. Cortés, "Second Letter," in F. MacNutt, Letters of Cortes, 86.
41. See F. Tezozomoc, Crónica Mexicana, 612.
42. D. Carasco, The History of the Conquest of New Spain by Bernal Díaz del Castillo, 2, 100.
43. F. Aguilar, in P. de Fuentes, The Conquistadors, 138. The credit for the killing of Matlatzincatl was a likely group effort, although the coup de grâce was probably delivered by Juan de Salamanca.
44. Cf. "What is notable about Mexica warfare is how little co-operative it was. The great warriors were solitary hunters… The novice was in direct competition with his peers, as he searched through the dust and confusion of the battle for an enemy of the same, or ideally just higher, rank… Intervention to aid a companion who was being worsted was liable to be interpreted as an attempt to pirate his captive." I. Clendinnen, Aztecs, 111–
128. On the wearing of human skins of the sacrificed, see D. Carrasco, "Give Me Some Skin," 1–26.
45. On the ritualized nature and limitations in the Western sense of Aztec warfare, see I. Clendinnen, "The Cost of Courage," 44–89. See too D. Carballo, Collision of Worlds, 181.
46. B. Sahagún, The Florentine Codex, Book 12, 71.
47. J. White, Cortés and the Downfall of the Aztec Empire, 169. Cf. V. Hanson, Carnage and Culture, 226.
48. On comparisons between Spanish and Aztec weapons, see R. Hassig, Mexico and the Spanish Conquest, 78. For the Romans' initial encounters with elephants, see Pliny, Natural History 8.16.
49. B. Sahagún, The Florentine Codex, Book 12.
50. "Clubs and swords had effect, but Spanish steel armor was proof against most Indian projectiles, except perhaps darts cast from very close range. Indeed, Spaniards' wounds were typically limited to the limbs, face, neck, and other vulnerable areas not protected by armor." R. Hassig, Mexico and Spanish Conquest, 37–38.
51. C. Townsend, "Burying the White Gods: New Perspectives on the Conquest of Mexico," American Historical Review 108.3 (2003), 659–687; cf. 677. R. Denhardt, "The Truth about Cortés's Horses," Hispanic American Historical Review, 17.4 (November 1937), 525–532.
52. B. Díaz, The Discovery and Conquest of Mexico, I, 224.
53. B. Sahagún, The Florentine Codex, Book 12, 96.
54. On Spanish women in the conquest, see J. Johnson, "Bernal Díaz and the Women of the Conquest," 67–77.
55. F. Gómara, Cortés, the Life of the Conqueror, 241.

56. On Spanish military innovations, see F. González de León, “Spanish Military Power and the Military Revolution,” 25–42.
57. J. Lockhart, The Nahuas After the Conquest, 277–278.
58. See V. Hanson, Carnage and Culture, 222–230.
59. Strikingly, Spain in the fifteenth century had the largest percentage of university students in Europe, 3 percent of young Spanish males, a level not achieved in Britain until 1950. Most were studying the law, like Cortés, without much hope of government employment. These upper-class men, with a sophisticated understanding of the world, were drawn into the New World adventure. These were not thugs from the wharf, but unemployed grad students. See R. Kagan, “Universities in Castille, 1500–1800,” in L. Stone, The University in Society.
60. See D. Carasco, The History of the Conquest of New Spain by Bernal Díaz del Castillo, 156, for the impressive ability of the Spanish to create coalitions of native cities in common cause against the Aztecs.
61. F. Cortés, “Second Letter,” in F. MacNutt, Letters of Cortes, 189.
62. For portraits of the brilliant lieutenants of Cortés, see H. Thomas,
The Conquest of Mexico, 106–107, 149–155.
63. F. Cortés, “Second Letter,” in F. MacNutt, Letters of Cortes, 238.
64. F. Cortés, “Second Letter,” in F. MacNutt, Letters of Cortes, 263. For the idea of homosexuality as part of the Aztecs’ more “natural” idea of “a range of sexual possibilities,” see C. Townsend, Fifth Sun, 63.
65. F. Cortés, “Third Letter,” in D. Carballo, Collision of Worlds, 40.
66. F. Cortés, “Third Letter,” in D. Carballo, Collision of Worlds, 80–81.
67. J. Lockhart, We People Here: Nahuatl Accounts of the Conquest of Mexico, 165–167, containing a translation of Florentine Codex, 12:26.
68. C. Townsend, Fifth Sun, 125.
69. F. Gómara, Cortés, the Life of the Conqueror, 143, 291.
70. C. Townsend, Fifth Sun, 192–194.
71. For the survival of pre-Spanish religion and culture throughout the centuries of Spanish colonization, see F. Karttunen, “After the Conquest,” 239–256.
72. J. Lockhart, The Nahuas After the Conquest, 429–430.
73. Socio-Demographic Profile of the Population Speaking Nahuatl.
74. On the tendency to exaggerate Aztec deaths from smallpox during the conquest, see F. Brooks, “Revising the Conquest of Mexico,” 1–29. But his valid arguments were not intended to extend to all the aggregate deaths of indigenous peoples due to the many imported diseases during the decades following the fall of Tenochtitlán. The eventual total over several years may have eventually numbered from five to ten million fatalities rather than the larger totals argued by a number of scholars. For a good discussion, see R. McCaa, “Spanish and Nahuatl Views on Smallpox and Demographic Catastrophe in Mexico,” 397–431.
75. F. Cortés, “Third Letter,” in D. Carballo, Collision of Worlds, section 136.

EPILOGUE.
(Epilog.)
How the Unimaginable Becomes the Inevitable
(Wie das Unvorstellbare zum Unvermeidlichen wird)

1. Classicists usually loosely define "Classical Greece" or the "Golden Age" as the period from the Persian Wars (beginning with Marathon in 490 BC or alternatively after the victory at Salamis in 480 BC) to either Alexander's final conquest of the city-states Greece in 335 BC or his own death in 323 BC, which began the Hellenistic era.
2. On the lamentations for destroyed Mediterranean cities, see in general, M. R. Bachvarova, D. Dutsch, and A. Suter, eds., The Fall of Cities in the Mediterranean: Commemoration in Literature, Folk-Song, and Liturgy, especially 226–255. On Carthage: E. Cook, "T. S. Eliot and the Carthaginian Peace," 341–355; B. Wardropper, "The Poetry of Ruins in the Golden Age," 295–305. On Constantinople: A. Norman Jeffares, "The Byzantine Poems of W. B. Yeats," 44–52. On Tenochtitlán: D. Damrosch, "The Aesthetics of Conquest: Aztec Poetry before and after Cortés," 101– 120; B. Clarke, "The Fall of Montezuma: Poetry and History in William Carlos Williams and D. H. Lawrence," 1–12; S. Park, "Mesoamerican Modernism: William Carlos Williams and the Archaeological Imagination," 21–47.
3. On Alexander the Great, see P. Merlan, "Isocrates, Aristotle and Alexander the Great," 60–81. For doubts about the importance of the Scipionic Circle, see: F. Walbank, "The Scipionic Legend," 54–69. For the library and court of Mehmet II, cf. J. Raby, "Mehmed the Conqueror's Greek Scriptorium," 15–34. On Cortés, see J. Elliott, "The Mental World of Hernán Cortés," 41–58.
4. Thucydides, 5. 89.
5. P. Baker, "'I Too Have a Nuclear Button, but It Is a Much Bigger & More Powerful One': Trump Taunts Kim Jong-un," https://www.nytimes.com/2018/01/02/us/politics/trump-tweet-north-korea.html.
6. J. Watts, "Chinese general warns of nuclear risk to US," https://www.theguardian.com/world/2005/jul/16/china.jonathanwatts.
7. Mumbai Mirror, "Pakistan Minister Threatens India with Nuclear War Which Won't Harm Muslims," https://mumbaimirror.indiatimes.com/news/world/pakistan-minister- threatens-india-with-nuclear-war-which-wont-harm- muslims/articleshow/77675717.cms.
8. MEMRI, "Former Iranian President Rafsanjani on Using a Nuclear Bomb Against Israel," https://www.memri.org/reports/former-iranian- president-rafsanjani-using-nuclear-bomb-against-israel.
9. M. Oren, "Ex-envoy: Iran Deal Bad for Israel, U.S. and World," https://www.cnn.com/2015/07/01/opinions/oren-iran-nuclear- deal/index.html.
10. Times of Israel, "In Video, Iran Threatens to Raze Tel Aviv, Destroy Dimona, If Israel Hits Nuke Sites," https://www.timesofisrael.com/iran- threatens-to-raze-tel-aviv-destroy-dimona-if-israel-strikes-nuclear-sites/. As this book went to press, in early October 2023 terrorists from the Gaza Strip entered Israel and murdered well over twelve hundred civilians, taking hostages back to Gaza, beheading babies, executing women and children, and dismembering and desecrating the dead. The precivilizational savagery earned a prompt Israeli invasion into Gaza, given the reality that Hamas

terrorists before and after the atrocities boasted that their aim was to destroy utterly Israel and the Jewish people in the Middle East.

11. P. Koelle, "Recep Tayyip Erdogan's Relationship with the Ottoman Empire," https://intpolicydigest.org/recep-tayyip-erdogan-s-relationship- with-the-ottoman-empire/. Cf. BBC World News, "Turkey's First Lady Praises Ottoman Harem," https://www.bbc.com/news/world-europe- 35773208.
12. N. Stamouli, "Erdoğan Warns Greece That Turkish Missiles Can Reach Athens," https://www.politico.eu/article/erdogan-warns-greece-that- turkish-missiles-can-reach-athens%ef%bf%bc/.
13. M. Pomper, "Why the US Has Nuclear Bombs in Turkey, and Why It's So Tricky to Remove Them," https://www.businessinsider.com/us- nuclear-bombs-in-turkey-tricky-to-remove-2019-10. Cf., B. Fox, ed., "Turkey Warns It Could Kick Out US from Incirlik Nuclear Base," https://www.euractiv.com/section/defence-and-security/news/turkey-warns- it-could-kick-out-us-from-incirlik-nuclear-base/.
14. S. Fraser and B. Mroue, "What's at Stake as Turkey Threatens to Escalate Conflict with Syrian Fighters?," https://www.timesofisrael.com/whats-at-stake-as-turkey-threatens-to- escalate-conflict-with-syrian-fighters/.
15. BBC World News, "Nagorno-Karabakh: Profile," https://www.bbc.com/news/world-europe-18270325. Cf. A. Youssefian, "Turkey's Escalations Pose an Existential Threat to Armenia," https://armenianweekly.com/2020/09/30/turkeys-escalations-pose-an- existential-threat-to-armenia/. Cf. Reuters, "Nagorno-Karabakh's Armenians Start to Leave En Masse for Armenia," September 25, 2023, https://www.reuters.com/world/armenia-calls-un-mission-monitor-rights-nagorno-karabakh-2023-09-24/.
16. W. Msemburi et al., "The WHO Estimates of Excess Mortality Associated with the COVID-19 Pandemic," 130–137, https://www.nature.com/articles/s41586-022-05522-2.
17. A. Skinner, "Military Drone Attacks Human Operator in Hypothetical Scenario," Newsweek, June1, 2023, https://www.newsweek.com/military-drone-attacks-human-operator- simulation-1803949.
18. This is not to dismiss the threat of existential dangers other than war, from climate change to supply chain interruptions and mass starvation. Other threats of Armageddon exist that often have been dismissed as science fiction, including impacts from comets or large meteors (such as the Tunguska event or even the dinosaur-killing comet sixty-five million years ago). Perhaps even more worrisome is that our own technology might become our enemy, if the sensationalized "AI apocalypse" should come to pass and we face a superhuman "Skynet"-like entity. See, for example, M. Tegmark, Life 3.0 or T. Ord, The Precipice: Existential Risk and the Future of Humanity.

WORKS CITED
(Zitierte Werke)

PRIMARY SOURCES (Primare Quellen)

Classical Works (Klassische Werke)
Aeschines, Against Ctesiphon. Aeschylus, Prometheus Bound. Appian, Punic Wars.
Aristobulus, FGrHist, 139 F2. Aristotle, Politics.
Arrian, Anabasis of Alexander.
Cassius Dio, Roman History.
Catullus, Poems.
Cicero, Tusculan Disputations. Cleitarchus, FGrHist, 137 F9.
Diodorus Siculus, Biliotheca Historica.
Ennius, Frag. 237.
Hellenica Oxyrhynchia.
Homer, Iliad (Lattimore translation). Horace, Epistles.
Justin, Epitome of Pomponius Trogus.
Juvenal, Satires.
Livy, Ab Urbe Condita. Plautus, Epidicus.
Pliny, Natural History. Plutarch, Cato the Elder.
Plutarch, Comparison of Pelopidas and Marcellus. Plutarch, Life of Alexander.
Plutarch, Life of Demosthenes.
Plutarch, Moralia.
Polyaenus, Stratagems in War. Polybius, Histories.
Pseudo-Scylax, Periplus. Sallust, Jugurthine War. Strabo, Geography.
Tacitus, Agricola.
Thucydides, Peloponnesian War. Xenophon, Hellenica.
Xenophon, On Revenues.

Primary Accounts of the Conquest of Mexico (Primare Quellen uber die Eroberung Mexikos)
Aguilar, F., in P. de Fuentes, trans. and ed. The Conquistadors; First-person Accounts of the Conquest of Mexico (Austin: University of Texas Press, 1963).
Alva Ixtlilxochitl, F. Ally of Cortés: Account 13, of the Coming of the Spaniards and the Beginning of the Evangelical Law, trans. D. Ballentine (El Paso: Texas Western Press, 1969).
Bierhorst, J., trans. and ed. Cantares Mexicanos: Songs of the Aztecs (Stanford: Stanford University Press, 1985).
Carasco, D., trans. and ed. The History of the Conquest of New Spain by Bernal Díaz del Castillo (Albuquerque: University of New Mexico Press, 2008).
Codex Ramirez, trans. L. Kemp, in M. León-Portilla, ed. The Broken Spears: The Aztec Account of the Conquest of Mexico (Boston: Beacon Press, 1992).

Cortés, F. “Third Letter,” in D. Carballo, Collision of Worlds: A Deep History of the Fall of Aztec Mexico and the Forging of New Spain (Oxford: Oxford University Press, 2022).
Díaz, B. The Discovery and Conquest of Mexico, trans. A. P. Maudslay (New York: Harper & Brother, 1928).
Florentine Codex, trans. L. Kemp, in M. León-Portilla, ed. The Broken Spears: The Aztec Account of the Conquest of Mexico (Boston: Beacon Press, 1992).
Gómara, F. Cortés, the Life of the Conqueror by His Secretary, trans. L. Simpson (Berkeley: University of California Press, 1964).
Leon-Portilla, M., trans. “Cantares Mexicanos,” fos. 19v–20t, in Pre- Columbian Literatures of Mexico (Norman: University of Oklahoma Press, 1969).
Lockhart, J., trans. and ed. We People Here: Nahuatl Accounts of the Conquest of Mexico, (Berkeley: University of California Press, 1994), 165–167, containing a translation of Florentine Codex 12:26.
MacNutt, F., trans. Letters of Cortes: The Five Letters of Relation from Fernando Cortes to the Emperor Charles V (New York: Putnam, 1908).
Sahagún, B. The Florentine Codex, Book 12, The Conquest of Mexico, trans. A. Anderson and C. Dibble (Salt Lake City: University of Utah Press, 2012).
Tapia, A., in P. de Fuentes, trans. and ed., The Conquistadors (Austin: University of Texas Press, 1963).

US and Mexico Federal Documents (Amerikanische und Mexikanische Bundesdokumente)
Morgenthau Plan, http://docs.fdrlibrary.marist.edu/PSF/BOX31/t297a01.html.
Socio-Demographic Profile of the Population Speaking Nahuatl (Gov. of Mexico, 2005).

Secondary Sources (Sekundare Quellen)
“Former Iranian President Rafsanjani on Using a Nuclear Bomb Against Israel,” MEMRI Special Dispatch No. 325, January 2, 2002.
“In Video, Iran Threatens to Raze Tel Aviv, Destroy Dimona, if Israel Hits Nuke Sites,” Times of Israel, December 27, 2022.
“Nagorno-Karabakh: Profile,” BBC World News, April 10, 2023. Cf. A. Youssefian, “Turkey’s Escalations Pose an Existential Threat to Armenia,” Armenian Weekly, September 30, 2020.
“Pakistan Minister Threatens India with Nuclear War Which Won’t Harm Muslims,” Mumbai Mirror, August 21, 2020.
“Turkey’s First Lady Praises Ottoman Harem,” BBC World News, March 10, 2016.

Adcock, F. “Delenda Est Carthago,” Cambridge Historical Journal 8.3 (1946), 117–128.
Antela-Bernardez, B. “A Furious Wrath: Alexander the Great’s Destruction of Thebes and Perdiccas’ False Retreat,” in G. Lee et al., eds., Ancient Warfare: Introducing Current Research, Volume 1 (Newcastle upon Tyne: Cambridge Scholars Publishing, 2015), 94–105.
Arabatzis, G. “Hegel and Byzantium (With a note on Alexandre Kojève and Scepticism),” Philosophical Inquiry 25 (2003), 31–39.
Armstrong, D. “Unilateral Disarmament: A Case History,” World Affairs 126.1 (1963), 22–27.

Astin, A. "Scipio Aemilianus and Cato Censorius," Latomus 15.2 (1956), 159–180.
Ayalon, A. Natural Disasters in the Ottoman Empire. Plague, Famine, and Other Misfortunes (New York: Cambridge University Press, 2015).
Bachvarova, M. R., D. Dutsch, and A. Suter, eds., The Fall of Cities in the Mediterranean: Commemoration in Literature, Folk-Song, and Liturgy (Cambridge: Cambridge University Press, 2015).
Baker, P. "'I Too Have a Nuclear Button, but It Is a Much Bigger & More Powerful One': Trump Taunts Kim Jong-un," New York Times, January 2, 2018.
Baronowski, D. "Polybius on the Causes of the Third Punic War," Classical Philology 90.1 (January 1995), 16–31.
Beaton, R. Greece: Biography of a Modern Nation (London: Allen Lane, 2019).
Beihammer, A. "Patterns of Turkish Migration and Expansion in Byzantine Asia Minor in the 11th and 12th Centuries," in J. Preiser-Kapeller, L. Reinfandt, and Y. Stouraitis, eds., Migration Histories of the Medieval Afroeurasian Transition Zone: Aspects of Mobility between Africa, Asia and Europe, 300–1500 C.E. (Leiden: Brill, 2020), 166–192.
Bergh, A., and C. Hampus Lyttkens. "Measuring Institutional Quality in Ancient Athens," Journal of Institutional Economics 10.2 (June 2014), 279–310.
Bierhorst, J., trans. and ed. Cantares Mexicanos: Songs of the Aztecs (Stanford: Stanford University Press, 1985).
Bogdanović, J. "The Relational Spiritual Geopolitics of Constantinople, the Capital of the Byzantine Empire," in J. Bogdanović, J. Christie, and E. Guzmán, eds., Political Landscapes of Capital Cities (Denver: University Press of Colorado, 2016), 97–154.
Bosworth, A. Conquest and Empire: The Reign of Alexander the Great (Cambridge: Cambridge University Press, 1988).
Bosworth, A. Historical Commentary on Arrian's History of Alexander. Volume 1: Books I–III (Oxford: Clarendon Press, 1980).
Brinkerhoff, T. "Reexamining the Lore of the 'Archetypal Conquistador'": Hernán Cortés and the Spanish Conquest of the Aztec Empire, 1519– 1521," History Teacher 49.2 (February 2016), 169–187.
Brockett, G. "When Ottomans Become Turks: Commemorating the Conquest of Constantinople and Its Contribution to World History," American Historical Review 119.2 (2014), 399–433.
Brooks, F. "Revising the Conquest of Mexico: Smallpox, Sources, and Populations," Journal of Interdisciplinary History 24.1 (Summer 1993), 1–29.
Brown, P. Augustine of Hippo (Berkeley: University of California Press, 2013).
Buraselis, K. "Contributions to Rebuilding Thebes: The Old and a New Fragment of IG VII 2419 ≈ Sylloge3 337," Zeitschrift Für Papyrologie Und Epigraphik 188 (2014), 159–170.
Carballo, D. Collision of Worlds: A Deep History of the Fall of Aztec Mexico and the Forging of New Spain (Oxford: Oxford University Press, 2022).
Carrasco, D. "Give Me Some Skin: The Charisma of the Aztec Warrior," History of Religions 35.1 (1995), 1–26.
Carroll, M. A Contemporary Greek Source for the Siege of Constantinople: The Sphrantzes Chronicle (Amsterdam: Hakkert, 1985).

Cartledge, P. Thebes: The Forgotten City of Ancient Greece (London: Picador, 2020).
Clarke, B. "The Fall of Montezuma: Poetry and History in William Carlos Williams and D. H. Lawrence," William Carlos Williams Review 12.1 (Spring 1986), 1–12.
Clendinnen, I. "The Cost of Courage in Aztec Society," Past & Present 107 (May 1985), 44–89.
Clendinnen, I. Aztecs: An Interpretation (New York: Cambridge University Press, 1991).
Cohen, H. "Greek Nature-Knowledge Transplanted: The Islamic World," 53–75, in H. Cohen, ed., How Modern Science Came into the World: Four Civilizations, One 17th-Century Breakthrough (Amsterdam: Amsterdam University Press, 2010).
Colston, S. "'No Longer Will There Be a Mexico': Omens, Prophecies, and the Conquest of the Aztec Empire," American Indian Quarterly 9.3, American Indian Prophets: Religious Leaders and Revitalization Movements (Summer 1985), 239–258.
Congourdeau, M. "La Peste Noire à Constantinople de 1343 à 1466," Med Secoli 11.2 (1999), 377–389.
Cook, E. "T. S. Eliot and the Carthaginian Peace," ELH 46.2 (1979), 341– 355.
Crowley, R. 1453: The Holy War for Constantinople and the Clash of Islam and the West (New York: Hachette, 2005).
Dagkas, A. "Constantinople-Istanbul. Rêve et réalité pour les Grecs," in M. Mansouri, La prise de Constantinople. L'évenement, sa portée et ses échos (1453–2003) (Tunis: Cahiers du CERES, 2008), 71–81.
Damrosch, D. "The Aesthetics of Conquest: Aztec Poetry before and after Cortés," Representations 33 (1991), 101–120.
Dana, C. New American Cyclopaedia (New York: Appleton, 1858–63). Dauverd, C. "Cultivating Differences: Genoese Trade Identity in the Constantinople of Sultan Mehmet II, 1453–81," Mediterranean Studies 23.2 (2015), 94–124.
Davies, N. Vanished Kingdoms: The Rise and Fall of States and Nations (New York: Penguin Books, 2012).
Delile, H., E. Pleuger, J. Blichert-Toft, and A. Wilson. "Economic Resilience of Carthage During the Punic Wars: Insights from Sediments of the Medjerda Delta Around Utica (Tunisia)," PNAS, April 29, 2019, 116 (20), 9764–9769.
Denhardt, R. "The Truth about Cortés's Horses," Hispanic American Historical Review 17.4 (November 1937), 525–532.
DeVries, K. "Gunpowder Weapons at Constantinople," in Y. Lev., ed., War and Society in the Eastern Mediterranean, 7th–15th Centuries (Leiden: Brill, 1997), 353–357.
DeVries, K. "The Lack of a Western European Military Response to the Ottoman Invasions of Eastern Europe from Nicopolis (1396) to Mohacs (1526)," Journal of Military History 63.3 (1999), 539–559.
Diamond, J. Collapse: How Societies Choose to Fail or Succeed (New York: Viking, 2005).
Diamond, J. Guns, Germs, and Steel: The Fates of Human Societies (New York: Norton, 2005).
Diamond, J. Upheaval: Turning Points for Nations in Crisis (New York: Little, Brown and Company, 2019).
Dietrich, J. The Morgenthau Plan: Soviet Influence on American Postwar Policy (rev. ed.) (New York: Algora Publishing, 2013).

Dominian, L. “The Site of Constantinople: A Factor of Historical Value,” Journal of the American Oriental Society 37 (1917), 57–71.
Drews, R. “Diodorus and His Sources,” American Journal of Philology 83.4 (October 1962), 383–392.
Eckstein, A. Mediterranean Anarchy, Interstate War, and the Rise of Rome (Berkeley: University of California Press, 2009).
Elliott, J. “The Mental World of Hernán Cortés,” Transactions of the Royal Historical Society 17 (1967), 41–58.
Engels, D. Alexander the Great and the Logistics of the Macedonian Army (Berkeley: University of California Press, 1980).
Farkas C., et al. “Analysis of the Virus SARS-CoV-2 as a Potential Bioweapon in Light of International Literature,” Military Medicine188.3–4 (March–April 2023), 531–540.
Finefrock, M. “Ataturk, Lloyd George and the Megali Idea: Cause and Consequence of the Greek Plan to Seize Constantinople from the Allies, June–August 1922,” Journal of Modern History 52.1 (1980) D10, 47–66.
Fleming, K. “Constantinople: From Christianity to Islam,” Classical World 97.1 (2003), 69–78.
Fox, B., ed. “Turkey Warns It Could Kick Out US from Incirlik Nuclear Base,” Euractiv, December 11, 2019.
Fradkin, H., and L. Libby, “Erdogan’s Grand Vision: Rise and Decline,” World Affairs 175.6 (2013), 41–50.
Fraser, S., and B. Mroue. “What’s at Stake as Turkey Threatens to Escalate Conflict with Syrian Fighters?” Times of Israel, December 10, 2022.
Gartland, S. “A New Boiotia? Exiles, Landscapes, and Kings,” in S. Gartland, ed., Boiotia in the Fourth Century B.C. (Philadelphia: University of Pennsylvania Press, 2016), 147–164.
Gibbon, E. The Decline and Fall of the Roman Empire (London: Strahan & Cadell, 1776–1789).
Goldsworthy, A. The Punic Wars (London: Weidenfeld & Nicolson, 2000). González de León, F. “Spanish Military Power and the Military
Revolution,” in G. Mortimer, ed., Early Modern Military History, 1450– 1815 (London: Palgrave, 2004), 25–42.
Grant, J. “Rethinking the Ottoman ‘Decline’: Military Technology Diffusion in the Ottoman Empire, Fifteenth to Eighteenth Centuries,” Journal of World History 10.1 (1999), 179–201.
Greene, M. The Edinburgh History of the Greeks, 1453 to 1774: The Ottoman Empire (Edinburgh: Edinburgh University Press, 2015).
Guerdan, R. Byzantium (New York: Perigee, 2000).
Haldon, J. “Some Aspects of Byzantine Military Technology from the Sixth to the Tenth Centuries,” Byzantine and Modern Greek Studies 1 (1975), 11–47.
Hamilton, J. Plutarch, Alexander, A Commentary (Oxford: Clarendon Press, 1969).
Hammond, N. Sources for Alexander the Great: An Analysis of Plutarch’s Life and Arrian’s Anabasis Alexandrou (Cambridge: Cambridge University Press, 1993).
Hammond, N. “The Battle of the Granicus River,” Journal of Hellenic Studies 100 (1980), 73–88.
Hammond, N. “What May Philip Have Learnt as a Hostage in Thebes?,” Greek, Roman and Byzantine Studies 38 (1997), 362–371.

Hammond, N., and F. Walbank, History of Macedonia. Volume III: 336–167 B.C. (Oxford: Clarendon Press, 1988).
Hanson, V. "Alexander the Killer," Military History Quarterly 10.3 (Spring 1998), 8–19.
Hanson, V. "Epameinondas, the Battle of Leuctra (371 B.C.), and the 'Revolution' in Greek Battle Tactics," Classical Antiquity 7.2 (1988), 190–207.
Hanson, V. "Equal by Catastrophe," Inference 3.2 (August 2017).
Hanson, V. "Hoplite Obliteration: The Case of the Town of Thespiae," in J. Carman and A. Harding, eds., Ancient Warfare (Cheltenham: History Press, 2009), 203–218.
Hanson, V. Carnage and Culture (New York: Doubleday, 2001). Hanson, V. The Other Greeks (New York: Free Press, 1995).
Hanson, V. Ripples of Battle (New York: Doubleday, 2003).
Hanson, V. The Savior Generals: How Five Great Commanders Saved Wars That Were Lost—From Ancient Greece to Iraq (London: Bloomsbury, 2013).
Hanson, V. The Soul of Battle (New York: Free Press, 1999).
Hanson, V. A War Like No Other: How the Athenians and Spartans Fought the Peloponnesian War (New York: Random House, 2005).
Hanson, V. Warfare and Agriculture in Classical Greece (Berkeley: University of California Press, 1983).
Harner, M. "The Enigma of Aztec Sacrifice," Natural History 86.4 (April 1977), 46–51.
Harris, J. "Despots, Emperors, and Balkan Identity in Exile," Sixteenth Century Journal 44.3 (2013), 643–661.
Harris, M. "On War and Greed in the Second Century B.C.," American Historical Review 76.5 (1971), 1371–1385.
Harris, W. War and Imperialism in Republican Rome 327–70 BC (Oxford: Clarendon Press, 1979).
Hassig, R. Mexico and the Spanish Conquest (Norman: University of Oklahoma Press, 1994; rev. ed. 2006).
Hoyos, D. The Carthaginians (London: Routledge, 2010).
Hoyos, D. Hannibal's Dynasty: Power and Politics in the Western Mediterranean (London: Routledge, 2003).
Hoyos, D. Mastering the West: Rome and Carthage at War (Oxford: Oxford University Press, 2017).
Iacurci, G. "Long Covid Has an 'Underappreciated' Role in Labor Shortage, Study Finds," CNBC, January 30, 2023.
Inalcik, H. "Istanbul: Islamic," Journal of Islamic Studies 1 (1990), 1–23. Inalcik, H. "Mehmet the Conqueror (1432–1481) and His Time," Speculum 35.3 (1960), 408–427.
Inalcik, H. "The Policy of Mehmet II toward the Greek Population of Istanbul and the Byzantine Buildings of the City," Dumbarton Oaks Papers 23/24 (1969), 229–249.
Ingham, J. "Human Sacrifice at Tenochtitlán," in Comparative Studies in Society and History 26.3 (July 1984), 379–400.
Iyigun, M. "Lessons from the Ottoman Harem on Culture, Religion, and Wars," Economic Development and Cultural Change 61.4 (2013), 693–730.
Jacoby, D. "La Population de Constantinople à l'époque Byzantine: un problème de démographie urbaine," Byzantion 31.1 (1961), 81–109.

Jarde, A. M. R. The Formation of the Greek People, Dobie, trans. (London: Routledge, 1996).
Jeffares, A. Norman. "The Byzantine Poems of W. B. Yeats," Review of English Studies 22.85 (1946), 44–52.
Johnson, J. "Bernal Díaz and the Women of the Conquest," Hispaniola 82 (September 1984), 67–77.
Jones, J. R., trans. Nicolò Barbaro. Diary of the Siege of Constantinople, 1453 (Jericho, NY: Exposition Press, 1969).
Kaegi, W. Byzantium and the Decline of Rome (Princeton: Princeton University Press, 1968).
Kagan, D. On the Origins of War and the Preservation of Peace (New York: Doubleday, 1995).
Kagan, R. "Universities in Castille, 1500–1800," in L. Stone, ed., The University in Society (Princeton: Princeton University Press, 1974).
Kalliontzis, Y., and N. Papazarkadas. "The Contributions to the Refoundation of Thebes: A New Epigraphic and Historical Analysis," Annual of the British School at Athens 114 (2019), 293–315.
Kaloudis, G. "Ethnic Cleansing in Asia Minor and the Treaty of Lausanne,"
International Journal on World Peace 31.1 (2014), 59–88.
Kamariôtès, M. "Récit pitoyable de la prise de Constantinople," in V. Deroche and N. Vatin, eds., Constantinople 1453: des Byzantins aux Ottomans: Textes et Documents (Toulouse: Anacharsis, 2017), 771–778. Karttunen, F. "After the Conquest: The Survival of Indigenous Patterns of Life and Belief," Journal of World History 3.2 (Fall 1992), 239–256.
Kennedy, P. The Rise and Fall of the Great Powers: Economic Change and Military Conflict from 1500 to 2000 (New York: Random House, 1987). Khan, M. S. "A Chapter on Roman (Byzantine) Sciences in an Eleventh Century Hispano-Arabic Work," Islamic Studies 22. 1 (1983): 41–70.
Kiernan, B. "Sur la notion de génocide," Le Débat (Paris) 104 (Mars–Avril 1999), 179–192.
Kinross, P. The Ottoman Centuries: The Rise and Fall of the Turkish Empire (New York: HarperCollins, 1979).
Kitromilides, P., and A. Alexandris. "Ethnic Survival, Nationalism and Forced Migration," Bulletin of the Centre for Asia Minor Studies (1986), 6–14.
Koelle, P. "Recep Tayyip Erdogan's Relationship with the Ottoman Empire," International Policy Digest, June 13, 2019.
Krentz, P. "Casualties in Hoplite Battles," Greek, Roman and Byzantine Studies 26.1 (Spring 1985), 13–20.
Kunze, C. "Carthage and Numia, 201–149 B.C.," in D. Hoyos, ed. Blackwell Companion to the Punic Wars (Oxford: Blackwell, 2011), 395–411.
Lancel, S. Carthage: A History, A. Nevill, trans. (Oxford: Blackwell, 1995).
Lazenby, J. The First Punic War: A Military History (Stanford: Stanford University Press, 1996).
Le Bohec, Y. "The 'Third Punic War': The Siege of Carthage (149–146 BC)," in D. Hoyos, ed., A Companion to the Punic Wars (Oxford: Blackwell, 2011), 430–445.
Leavesly, J. "Melos and Carthage: Genocide in the Ancient World,"
https://www.academia.edu/31572631/Melos_and_Carthage_Genocide_i n _the_Ancient_World.
Little, C. "The Authenticity and Form of Cato's Saying 'Carthago Delenda Est,'" Classical Journal 29.6 (March 1934), 429–435.
Lockhart, J. The Nahuas After the Conquest (Stanford: Stanford University Press, 1992).

Luttwak, E. The Grand Strategy of the Byzantine Empire (Cambridge: Harvard University Press, 2009).
Ma, J. "Chaironeia 338: Topographies of Commemoration," Journal of Hellenic Studies 128 (2008), 72–91.
Magra, I. "Greeks in Istanbul Keeping Close Eye on Developments," Ekathimerini.com 22.3 (05.11.2020).
Manolova, T. "The Mytho-Historical Topography of Thebes," Hirundo 8 (2009/2010), 80–94.
McCaa, R. "Spanish and Nahuatl Views on Smallpox and Demographic Catastrophe in Mexico," Journal of Interdisciplinary History 25. 3 (1995), 397–431.
McCoy, W. "Memnon of Rhodes at the Granicus," American Journal of Philology 110.3 (1989), 413–433.
Meijer, F. "Cato's African Figs," Mnemosyne 37.1–2 (1984), 117–118. Melville-Jones, J. The Siege of Constantinople 1453: Seven Contemporary
Accounts Translated (Hakkert: Amsterdam, 1972).
Ménage, V. "Some Notes on the 'Devshirme,'" Bulletin of the School of Oriental and African Studies, University of London 29.1 (1966), 64–78.
Merlan, P. "Isocrates, Aristotleand Alexander the Great," Historia: Zeitschrift Für Alte Geschichte 3.1 (1954), 60–81.
Miles, R. "Vandal North Africa and the Fourth Punic War," Classical Philology 112.3 (2017), 384–410.
Morgenthau, H. Germany Is Our Problem (New York: Harper & Brothers, 1945).
Morley, N. The Roman Empire: Roots of Imperialism (London: Pluto Press, 2010).
Mossé, C. "Plutarque, Alexandre et Thebes," in S. Bianchetti, et al., eds., Poikilma (La Spezia: Agorà, 2001), 167–172.
Msemburi, W., et al. "The WHO Estimates of Excess Mortality Associated with the COVID-19 Pandemic," Nature 613 (2023), 130–137.
Nicol, D. The Immortal Emperor: The Life and Legend of Constantine Palaiologos, Last Emperor of the Romans (Cambridge: Cambridge University Press, 1992).
Nicolle, D. Constantinople, 1453: The End of Byzantium (Oxford: Osprey, 2000).
Nicolle, D., J. Haldon, and S. Turnbull. The Fall of Constantinople (Oxford: Osprey, 2007).
O'Connell, P. "Nine Centuries of Schism: The Origins of the Schism," Studies: An Irish Quarterly Review 48.190 (1959), 168–175.
Ord, T. The Precipice: Existential Risk and the Future of Humanity (New York: Hachette, 2020).
Oren, M. "Ex-envoy: Iran Deal Bad for Israel, U.S. and World," CNN, July 1, 2015.
Padgen, A. Hernán Cortés: Letters from Mexico (New Haven: Yale University Press, 2001).
Park, S. "Mesoamerican Modernism: William Carlos Williams and the Archaeological Imagination," Journal of Modern Literature 34. 4 (2011), 21–47.
Parker, G. Global Crisis: War, Climate Change and Catastrophe in the Seventeenth Century (New Haven: Yale University Press, 2014).
Philippides, M., and W. Hanak. The Siege and the Fall of Constantinople in 1453 (Farnham: Ashgate, 2011).

Pomper, M. “Why the US Has Nuclear Bombs in Turkey, and Why It’s So Tricky to Remove Them,” Business Insider, October 24, 2019.
Prag, J. “Poenus Plane Est—But Who Were the ‘Punickes’?,” Papers of the British School at Rome 74 (2006), 1–37.
Pritchett, W. The Greek State at War, Vol. I (Berkeley: University of California Press, 1975).
Pritchett, W. The Greek State at War, Vol. V (Berkeley: University of California Press, 1991).
Prescott, W. History of the Conquest of Mexico (New York: Harper and Brothers, 1843).
Quay, S. “Led by Science: The COVID-19 Origin Story,” Select Subcommittee on the Coronavirus Crisis, June 26, 2021.
Quay, S., and R. Muller. “The Science Suggests a Wuhan Lab Leak,” Wall Street Journal, June 6, 2021.
Quinn, J. “Tophets in the ‘Punic World,’” SEL 29–30 (2012–13), 23–48. Quinn, J. In Search of the Phoenicians (Princeton: Princeton University Press, 2017).
Raby, J. “Mehmed the Conqueror’s Greek Scriptorium,” Dumbarton Oaks Papers 37 (1983), 15–34.
Rance, P. “Maurice’s Strategicon and the Ancients: The Late Antique Reception of Aelian and Arrian,” in P. Rance and N. V. Sekunda, eds., Greek Taktika. Ancient Military Writing and Its Heritage (Gdańsk: Akanthina, 2017), 217–255.
Raudzens, G. “So Why Were the Aztecs Conquered, and What Were the Wider Implications? Testing Military Superiority as a Cause of Europe’s Pre-industrial Colonial Conquests,” War in History 2.1 (March 1995), 87–104.
Ridley, R. T. “To Be Taken with a Pinch of Salt: The Destruction of Carthage,” Classical Philology 81. 2 (April 1986), 140–46.
Rockwell, N. Thebes, A History (London: Routledge, 2017).
Rosen, W. Justinian’s Flea: The First Great Plague and the End of the Roman World (London: Penguin, 2008).
Rosenstein, N. Rome and the Mediterranean, 290 to 146 B.C.: The Imperial Republic (Edinburgh: Edinburgh University Press, 2012).
Runciman, S. “Gibbon and Byzantium,” in G. W. Bowerstock, J. Clive, and S. R. Graubard, eds. Edward Gibbon and the Decline and Fall of the Roman Empire (Cambridge: Harvard University Press, 1977), 53–60.
Runciman, S. The Fall of Constantinople (Cambridge: Cambridge University Press, 1957).
Salmon, T. “The Byzantine Science of Warfare: From Treatises to Battlefield,” in S. Lazaris, ed. A Companion to Byzantine Science (Leiden: Brill, 2020), 429–463.
Sanford, G. Katyn and the Soviet Massacre of 1940: Truth, Justice, and Memory (London: Routledge, 2005).
Scheidel, W. The Great Leveler: Violence and the History of Inequality from the Stone Age to the Twenty-First Century (Princeton: Princeton University Press, 2017).
Schlachter, A. Boeotia in Antiquity. Selected Papers (Cambridge: Cambridge University Press, 2016).
Seaman, M. “The Athenian Expedition to Melos in 416 B.C.,” Historia 46.4 (1997), 385–418.
Setton, K. “The Byzantine Background to the Italian Renaissance,” Proceedings of the American Philosophical Society 100.1 (1956), 1–76. Sidebottom, H. “Philosophers’ Attitudes to Warfare under the Principate,” in J. Rich and G. Shipley, eds., War and Society in the Roman World (London: Routledge, 1993), 241–264.

Skedros, J. "'You Cannot Have a Church Without an Empire': Political Orthodoxy in Byzantium," in G. Demacopoulos and A. Papanikolaou, eds., Christianity, Democracy, and the Shadow of Constantine (New York: Fordham University Press, 2017), 219–231.
Skinner, A. "Military Drone Attacks Human Operator in Hypothetical Scenario," Newsweek, June 1, 2023.
Stamouli, N. "Erdoğan Warns Greece That Turkish Missiles Can Reach Athens," Politico Europe, December 11, 2022.
Stanzel, V. "Germany and Japan: A Comeback Story," Globalist (March 7, 2015).
Stevens, S. "A Legend of the Destruction of Carthage," Classical Philology 83.1 (January 1988), 39–41.
Stimson, H., and Bundy, M. On Active Service in Peace and War (New York: Harper, 1948).
Strassler, R., ed. The Landmark Thucydides (Richard Crawley translation) (New York: Free Press, 1996).
Strémooukhoff, D. "Moscow the Third Rome: Sources of the Doctrine,"
Speculum 28.1 (1953) 84–101.
Symeonoglou, S. The Topography of Thebes from the Bronze Age to Modern Times (Princeton: Princeton University Press, 1985).
Tegmark, M. Life 3.0: Being Human in the Age of Artificial Intelligence (New York: Knopf, 2017).
Tezozomoc, H. Crónica Mexicana (Mexico City: Imprenta y Litografía de Ireneo Paz, 1878).
Thomas, H. The Conquest of Mexico (London: Random House UK, 1993). Tihon, A. "Science in the Byzantine Empire," in D. Lindberg, and M. Shank, eds. The Cambridge History of Science, Vol 2. Medieval Science (Cambridge: Cambridge University Press, 2013), 190–206.
Tipps, G. "The Battle of Ecnomus," Historia 34.4 (1985), 432–465.
Townsend, C. "Burying the White Gods: New Perspectives on the Conquest of Mexico," American Historical Review 108.3 (2003), 659–687.
Townsend, C. Fifth Sun (Oxford: Oxford University Press, 2019).
Toynbee, A. Hannibal's Legacy: The Hannibalic War's Effects on Roman Life (London: Oxford University Press, 1965).
Treadgold, W. Byzantium and Its Army (Stanford: Stanford University Press, 1995).
Treadgold, W. A History of the Byzantine State and Society (Stanford: Stanford University Press, 1997).
Trevett, J. "Demosthenes and Thebes," Historia: Zeitschrift Für Alte Geschichte 48.2 (1999), 184–202.
Vogel Weidemann, U. "Carthago Delenda Est: 'Aitia' and 'Prophasis,'" Acta Classica 32 (1989), 79–95.
Vottéro, G. Le dialecte béotien, 83. (Paris: A.D.R.A., 1998).
Walbank, F. "The Scipionic Legend," Proceedings of the Cambridge Philological Society 13.193 (1967), 54–69.
Walbank, F., A. Astin, M. Frederiksen, and R. Ogilvie, eds. The Cambridge Ancient History, Volume 7, Part 1: The Hellenistic World (Cambridge: Cambridge University Press, 1984).
Walbank, F., A. Astin, M. Frederiksen, and R. Ogilvie, eds. The Cambridge Ancient History Volume 7, Part 2: The Rise of Rome to 220 B.C. (Cambridge: Cambridge University Press, 1990).

Ward-Perkins, B. The Fall of Rome and the End of Civilization (Oxford: Oxford University Press, 2005).
Wardropper, B. "The Poetry of Ruins in the Golden Age," Revista Hispánica Moderna 35.4 (1969), 295–305.
Warmington, B. "The Destruction of Carthage: A Retractatio," Classical Philology, 83.4 (October 1988), 308–310.
Warmington, B. H. Carthage (London: Robert Hale, 1960).
Watts, J. "Chinese General Warns of Nuclear Risk to US," Guardian, July 15, 2005.
White, J. Cortés and the Downfall of the Aztec Empire (New York: St. Martin's Press, 1971).
Worthington, I. "Alexander's Destruction of Thebes," in W. Heckel and L. Tritle, eds., Crossroads of History: The Age of Alexander (Claremont, CA: Regina Books, 2003), 65–86.
Yardley, J., trans. Justin: Epitome of the Philippic, History of Pompeius Trogus, Classical Resources Series. No. 3 (Atlanta: Scholars Press, 1994).
Zabun, F. "Strategic Ambiguity: Explaining Foreign Policy Under the Erdogan Presidency," MENA Politics Newsletter, 3.1 (Spring 2020).

THE EDITOR

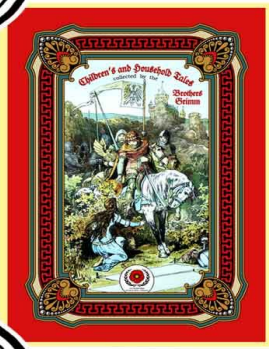
Lord Henfield (1958) is an English scholar and educator. Henfield studied archaeology, history and linguistics and he specialises in interdisciplinary research and translations.

Besides the Grand Bible, Lord Henfield has published a number of books and artworks, such as playing card designs, colourised historical photographs and maps. To see some of Lord Henfield's works, please visit:

https://archive.org/details/@guildford_scientific_press

Thank you!

IN-HOUSE ADVERTISING



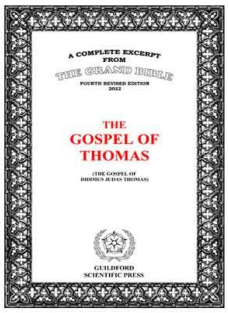
GRIMM'S FAIRY TALES

Lord Henfield added all 40 tales that had formerly been removed over time from Grimm's authorised versions.

This is the largest and, with now over 250 stories, the most complete edition of the "Children's and Household Tales collected by the Brothers Grimm" that has ever been produced in one single volume in English. Free download.

In 1945, archaeologists found a complete copy of THE GOSPEL OF THOMAS in Nag Hammadi, Egypt.

In 2017, Lord Henfield made a sensational discovery: The 114th paragraph of that book contains a quote from the Buddhist Lotus Sutra, one of the most sacred books of Buddhism. Free Download.

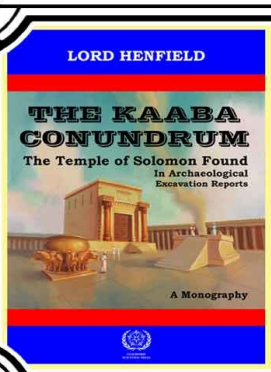


THE HOLY BIBLE

The complete King James Version with all the Apocrypha, as it used to be, before they were furtively removed in 1885.

With an Exploration on History, ca. 230 maps and other beautiful illustrations on 1845 pages.

Download for free!

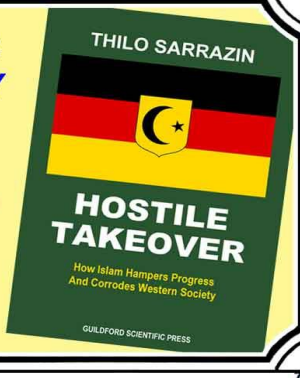


DID YOU KNOW . . . that the Temple of Solomon still exists today? — The cube-shaped Temple of Jerusalem was copied over 20 times — and the Kaaba of Mecca is one of those copies!

Free Download

ISLAMIC NAZI-THUGS TRY TO SUBJUGATE EUROPE.

Ex-social democrat Thilo Sarrazin meticulously analyses how it could come so far. A shocking report. Free Download

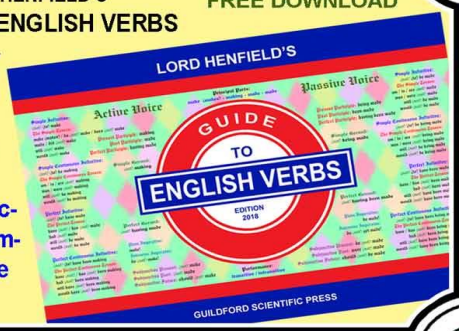


LORD HENFIELD'S

GUIDE TO ENGLISH VERBS

FREE DOWNLOAD

The mainly dualistic structure of English grammar forms depicted in a comprehensible way !



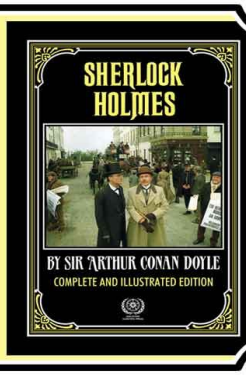
SHERLOCK HOLMES

BY SIR ARTHUR CONAN DOYLE
Complete and Illustrated Edition

All the 60 short and long stories with contemporary illustrations and photos from the Granada Sherlock Holmes television series

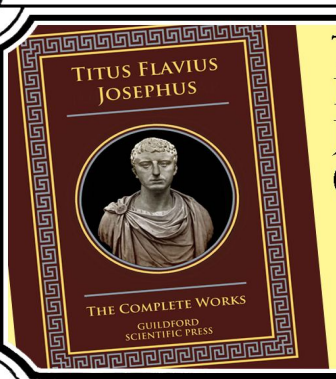
An Homage to Arthur Conan Doyle and Jeremy Brett

1459 pages FREE DOWNLOAD



Download from Internet Archive !

IN-HOUSE ADVERTISING



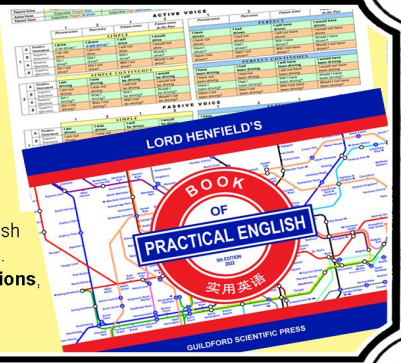
TITUS FLAVIUS JOSEPHUS (JOSIPPON) THE COMPLETE WORKS

Free Download

Lord Henfield's **HANDBOOK OF PRACTICAL ENGLISH**

Download now for free!

A Powerful Manual And Compendium For English Teachers And Students. With Over **800 Illustrations**, Diagrams, Tables And Lists, On **874 Pages**.

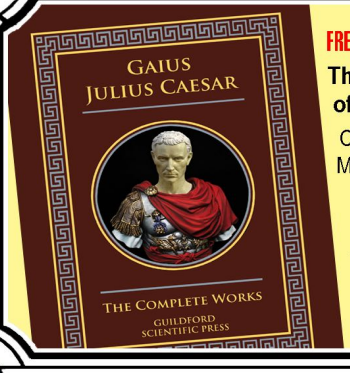


THE HOLY BIBLE

The complete Douay-Rheims Version with the Apocrypha of the Old Testament

With an Exploration on History, 230 maps and other beautiful illustrations on 1850 pages. The whole document is searchable and printable !

FREE DOWNLOAD



FREE DOWNLOAD !

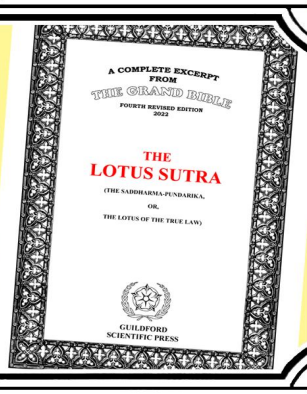
The COMPLETE WORKS of Gaius Julius CAESAR

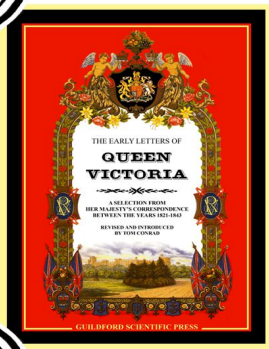
Caesar's Law On Agrarian Matters, Calendar Reform, Law on Municipalities, Gallic War, Civil Wars, Alexandrian War, African War, Spanish Wars, and an Introduction by Lord Henfield.

THE LOTUS SUTRA

A Buddhist Book that seem to have connexions to the Gospel of Thomas

Free Download !





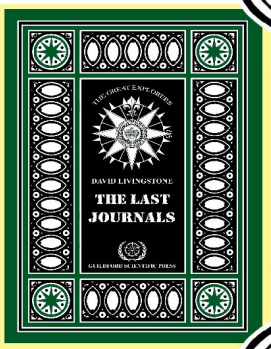
QUEEN VICTORIA'S Early Letters

416 pages,
14 illustrations
Free Download !

David Livingston's Last Journals

Enthralling Read

Download now!



Download from Internet Archive !

WIE ZIVILISATION VERGEHT

VICTOR DAVIS HANSON

In diesem packenden Buch beschreibt Victor Davis Hanson in schonungsloser Manier wie jene Zivilisationen zu Tode kommen die sich andere Zivilisationen ganz bewußt zu Feinden machen.
Mit Absicht scheut sich Hanson nicht davor, die blutige Brutalität der Vernichtung anhand von 4 Fallstudien genau zu beschreiben und präzise darzulegen wie es zur totalen Vernichtung kommt.
Victor Davis Hanson ist hoch anerkannt als Militärhistoriker und begehrt als Dozent und erscheint oft als Kommentator – und das hat seinen Grund: Hanson gehört zu jenen Historikern denen die Zusammenhänge von Geschichte, Sprache, Religion, Ideologie, Recht und Kultur im Detail bewußt sind und dies auch wiederholt klar aussprechen.